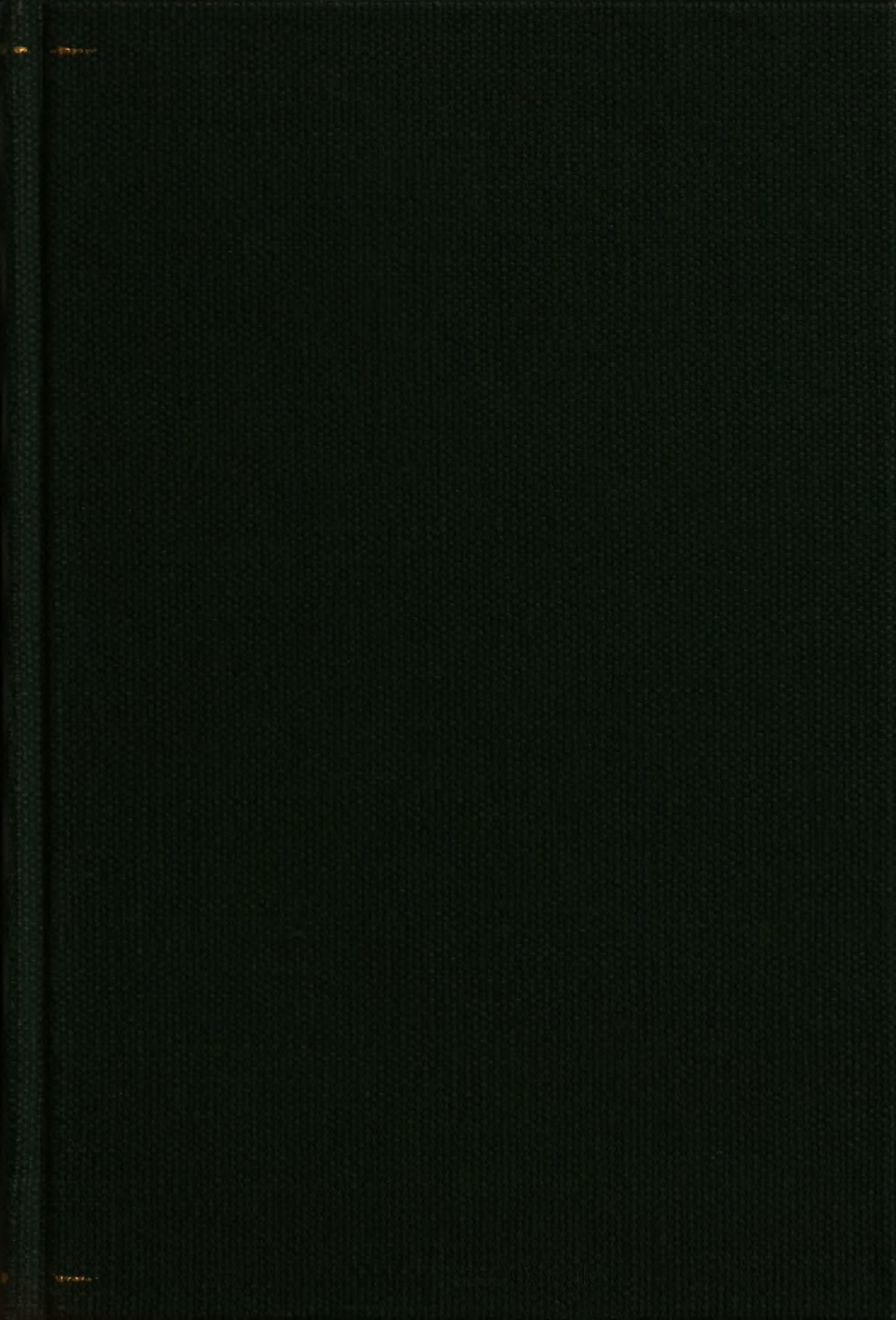
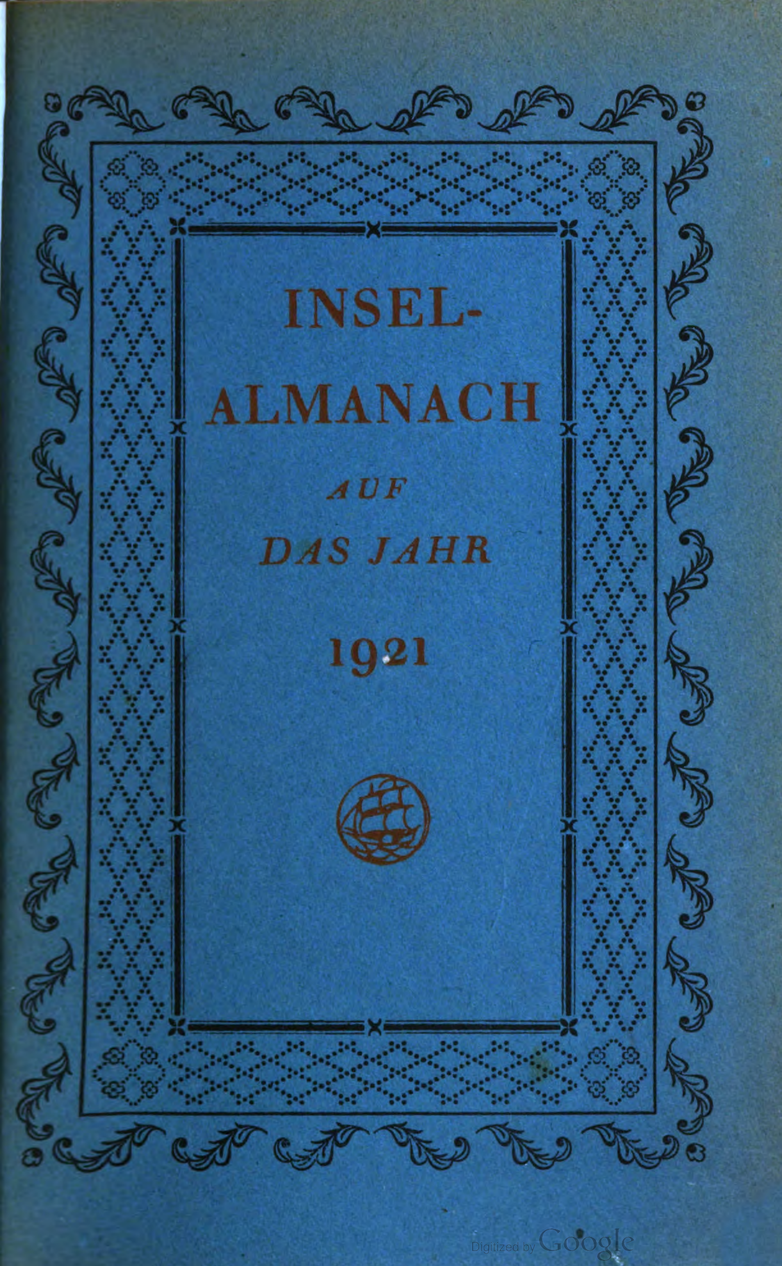
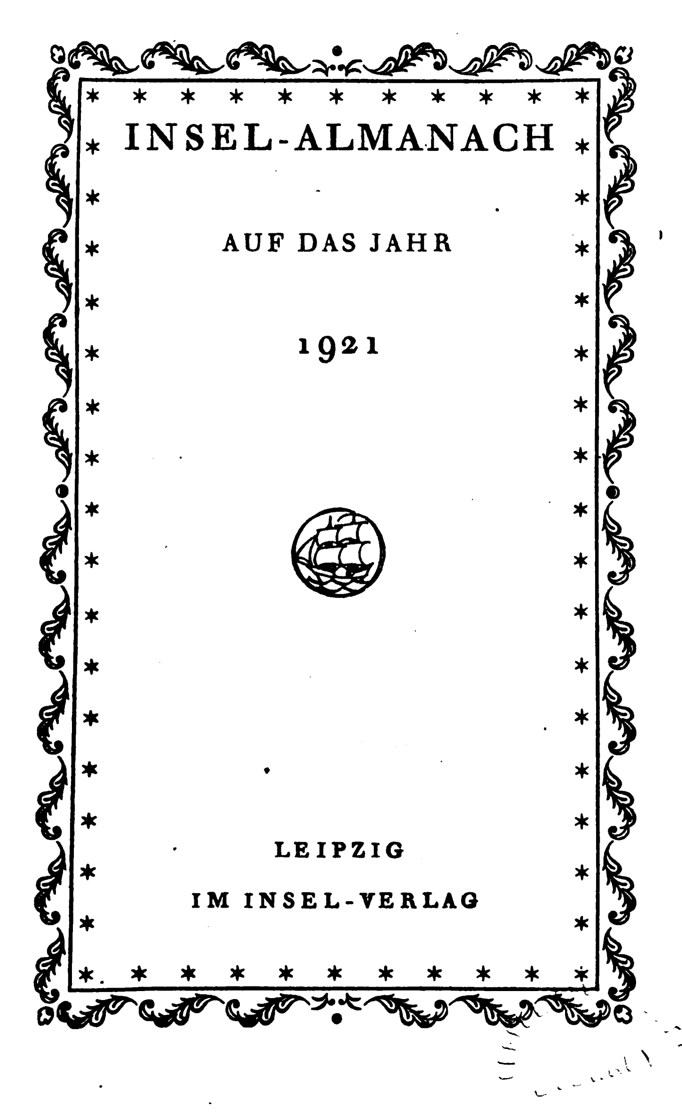



CORNELL UNIVERSITY
FOUNDED BY EZRA CORNELL


CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 112 776 541


INSEL-
ALMANACH
AUF
DAS JAHR
1921



INSEL-ALMANACH

AUF DAS JAHR

1921

LEIPZIG

IM INSEL-VERLAG

KALENDARIUM

FÜR DAS JAHR

1921

*

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkündigern ein ganzes Pflanzen- und Tierreich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flamme, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert. Jean Paul

Januar	
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

Februar	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag

März	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch
31	Donnerstag

April	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend

Mai	
1	Sonntag
2	Montag
3	Dienstag
4	Mittwoch
5	Donnerstag
6	Freitag
7	Sonnabend
8	Sonntag
9	Montag
10	Dienstag
11	Mittwoch
12	Donnerstag
13	Freitag
14	Sonnabend
15	Sonntag
16	Montag
17	Dienstag
18	Mittwoch
19	Donnerstag
20	Freitag
21	Sonnabend
22	Sonntag
23	Montag
24	Dienstag
25	Mittwoch
26	Donnerstag
27	Freitag
28	Sonnabend
29	Sonntag
30	Montag
31	Dienstag

Juni	
1	Mittwoch
2	Donnerstag
3	Freitag
4	Sonnabend
5	Sonntag
6	Montag
7	Dienstag
8	Mittwoch
9	Donnerstag
10	Freitag
11	Sonnabend
12	Sonntag
13	Montag
14	Dienstag
15	Mittwoch
16	Donnerstag
17	Freitag
18	Sonnabend
19	Sonntag
20	Montag
21	Dienstag
22	Mittwoch
23	Donnerstag
24	Freitag
25	Sonnabend
26	Sonntag
27	Montag
28	Dienstag
29	Mittwoch
30	Donnerstag

Juli	
1	Freitag
2	Sonnabend
3	Sonntag
4	Montag
5	Dienstag
6	Mittwoch
7	Donnerstag
8	Freitag
9	Sonnabend
10	Sonntag
11	Montag
12	Dienstag
13	Mittwoch
14	Donnerstag
15	Freitag
16	Sonnabend
17	Sonntag
18	Montag
19	Dienstag
20	Mittwoch
21	Donnerstag
22	Freitag
23	Sonnabend
24	Sonntag
25	Montag
26	Dienstag
27	Mittwoch
28	Donnerstag
29	Freitag
30	Sonnabend
31	Sonntag

August	
1	Montag
2	Dienstag
3	Mittwoch
4	Donnerstag
5	Freitag
6	Sonnabend
7	Sonntag
8	Montag
9	Dienstag
10	Mittwoch
11	Donnerstag
12	Freitag
13	Sonnabend
14	Sonntag
15	Montag
16	Dienstag
17	Mittwoch
18	Donnerstag
19	Freitag
20	Sonnabend
21	Sonntag
22	Montag
23	Dienstag
24	Mittwoch
25	Donnerstag
26	Freitag
27	Sonnabend
28	Sonntag
29	Montag
30	Dienstag
31	Mittwoch

September

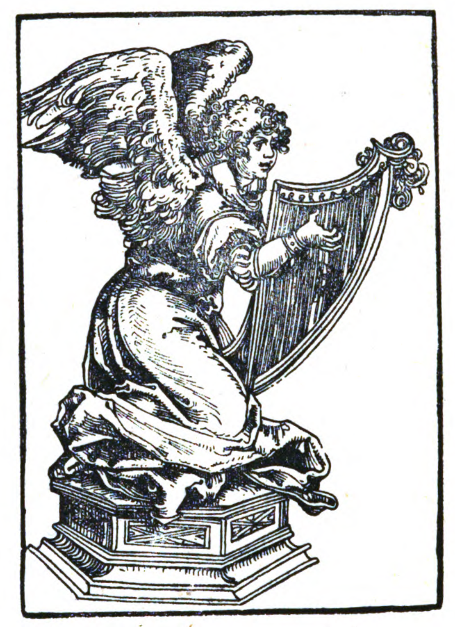
1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag

Oktober

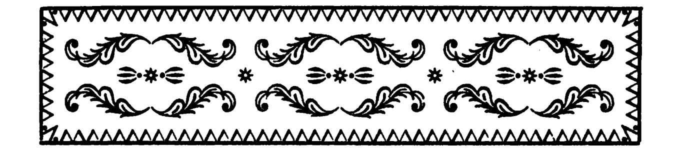
1	Sonnabend
2	Sonntag
3	Montag
4	Dienstag
5	Mittwoch
6	Donnerstag
7	Freitag
8	Sonnabend
9	Sonntag
10	Montag
11	Dienstag
12	Mittwoch
13	Donnerstag
14	Freitag
15	Sonnabend
16	Sonntag
17	Montag
18	Dienstag
19	Mittwoch
20	Donnerstag
21	Freitag
22	Sonnabend
23	Sonntag
24	Montag
25	Dienstag
26	Mittwoch
27	Donnerstag
28	Freitag
29	Sonnabend
30	Sonntag
31	Montag

November	
1	Dienstag
2	Mittwoch
3	Donnerstag
4	Freitag
5	Sonnabend
6	Sonntag
7	Montag
8	Dienstag
9	Mittwoch
10	Donnerstag
11	Freitag
12	Sonnabend
13	Sonntag
14	Montag
15	Dienstag
16	Mittwoch
17	Donnerstag
18	Freitag
19	Sonnabend
20	Sonntag
21	Montag
22	Dienstag
23	Mittwoch
24	Donnerstag
25	Freitag
26	Sonnabend
27	Sonntag
28	Montag
29	Dienstag
30	Mittwoch

Dezember	
1	Donnerstag
2	Freitag
3	Sonnabend
4	Sonntag
5	Montag
6	Dienstag
7	Mittwoch
8	Donnerstag
9	Freitag
10	Sonnabend
11	Sonntag
12	Montag
13	Dienstag
14	Mittwoch
15	Donnerstag
16	Freitag
17	Sonnabend
18	Sonntag
19	Montag
20	Dienstag
21	Mittwoch
22	Donnerstag
23	Freitag
24	Sonnabend
25	Sonntag
26	Montag
27	Dienstag
28	Mittwoch
29	Donnerstag
30	Freitag
31	Sonnabend



Lucas Cranach: Holzschnitt.



THEODOR STORM / AUS DER JUGENDZEIT

Von Mutters Seite

IM siebzehnten Jahrhundert kam auf einem Halligenschiff einer ans Festland nach der Stadt Husum an der Westküste Schleswigs geschwommen; der hieß Wold. Er wurde später herzoglicher Verwalter auf dem $1^1/_4$ Meile von der Stadt im gleichnamigen Amte belegenen, im Jahre 1772 jedoch parzellierten adligen Gute Arlewatt und der Stammvater der Familie Woldsen, welche noch bis über die Hälfte unseres Jahrhunderts hinaus in Hamburg, Amsterdam, sowie in Husum selbst geblüht hat.

Der Bedeutendste dieses Geschlechtes war mein Urgroßvater mütterlicherseits, Senator Friedrich Woldsen in Husum, der vor meiner Geburt verstorben ist; der letzte große Kaufherr, den die Stadt gehabt hat, der seine Schiffe in See hatte und zu Weihnachten einen Marschochsen für die Armen schlachten ließ. Unter den Miniatur-Familienbildern, die in silbervergoldeten Medaillons jetzt an meiner Wand hängen, sieht auch sein Antlitz unter gepuder-

tem Haar, mit dem strengen Zug um den Mund, noch heute auf den Urenkel; aber auch die freundlichen blauen Augen, die ihm von Großmutter und Mutter zugeschrieben wurden, glaubt dieser in dem Bildchen zu erkennen.

Aus dem daneben hängenden Medaillon schaut das Antlitz der Urgroßmutter unter dem halbmondförmigen hohen Spitzengewebe ruhig und ernst in die Welt hinaus; das kluge, jugendliche Köpfchen aber in dem amarantfarbenen Mieder, mit dem roten Röschen auf der mäßig hohen Puderfrisur, das seinen Platz über dem Medaillon des Urgroßvaters hat, ist dessen und der Urgroßmutter Tochter, Mamsell Fritzchen, die gern dem Vater in seinen kaufmännischen Rechnungen half, deren Liebe zu dem braven Major aber an dessen hartem Willen sich verbluten mußte. Zwei Liebeslocken, weiß gepudert wie das Haupthaar, hängen ihr vom Nacken aus je zu einer Seite um den Hals; an einer einfachen dunklen Litze liegt ein schwarzes Medaillon auf ihrer Brust. Ich hatte, schon als Knabe, es oft auf ihrem Bilde angeschaut: was mochte wohl darin enthalten sein? — Mir ahnte damals nicht, daß ich als Mann vielleicht der einzige sein würde, der außer ihr selbst es jemals würde geöffnet haben. Und doch — es mag gegen das Jahr 1848 gewesen sein, als unsere von dem genannten Urgroßvater einst auf dem Klosterkirchhof für sich und seine, Friedrich Woldsens, Erben erbaute Gruft einer Reparatur bedurfte und die Maurer mit diesem Werk unter den Särgen, welche auf eisernen Stangen in der Tiefe standen, beschäftigt waren. Da, eines sonnigen Nachmittags, während ich mit meiner Mutter in dem Wohnzimmer des elterlichen Hauses am behaglichen Teetisch saß, wurde an die Tür gepocht, und auf

unser „Herein!“ trat ein Maurergesell ins Zimmer und überreichte uns ein kleines Medaillon, das, wie er berichtete, bei der Arbeit in der Gruft in einem eingestürzten Sarge gefunden war. Durch näheres Befragen wußte meine Mutter, daß der eingestürzte Sarg der Tante Fritzchens sei; sie sah nach ihrem Bilde hinüber, das damals mit dem anderen dort über dem Sofa hing und auf dem das dunkle Medaillon sich deutlich abzeichnete. „Hier ist es,“ sagte ich zu meiner Mutter; „sie hat es mit ins Grab genommen.“ Als ich es dann öffnete, lag eine dunkle Haarlocke darin; von wem, darüber waren wir nicht zweifelhaft. „Laß es in die Gruft zurückbringen,“ sagte meine Mutter; und so geschah es, nachdem ich die Kapsel wiederum geschlossen hatte.

Nach dieser posthumen und doch fast persönlichen Berührung mit meiner jungen, längst vor meiner Geburt gestorbenen Großtante schrieb ich bald nachher, während meines unfreiwilligen Exils in Potsdam, ihr mein Erinnerungsblatt „Im Sonnenschein.“

Noch ein Medaillon ist zurück: der stattliche Mann mit dem liebenswürdigen jungen Antlitz im braunen aufschlaglosen Rock, mit weißem Halstuch und weißgepudertem Haar, eine Lockenrolle an jeder Schläfenseite — es ist ein Sohn meines Urgroßvaters, mein Großvater mütterlicherseits, der nachherige Senator Simon Woldsen in Husum, von dem — wie ich schon irgendwo erzählt habe — als er gestorben war, einer seiner Schwiegersöhne, sein weinendes Kind zum Sarge emporhebend, sagte: „Heule nicht, Junge! So sieht ein braver Mann aus, wenn er gestorben ist!“ — über dessen mit schwarzem Tuch bezogenen Sarg, da wir uns einst bei einem Familienbegräbnisse unten in der Gruft be-

fanden, der alte Totengräber, welcher in der Jugend sein Kutscher gewesen war, liebkosend mit der rauhen Hand hinstrich und dabei sagte: „Dat is min ol' Herr; dat weer een guden Mann!" — von dem einst seine jüngste Tochter, meine Mutter, inmitten ihrer Familie, von heftiger Erinnerung ergriffen, ausrief: „So wie du hat keiner mich doch geliebt!"

Ich weiß nur diese Nachreden auf ihn; ein eigenes lebendiges Wort von ihm selbst ist nicht auf mich gekommen. Wenn ich das liebe Antlitz auf dem schon verblaßten Bilde ansehe, so ist mir, als würde er auch wohl mich gleich meiner Mutter geliebt haben; aber schon in meinem vierten Jahre starb er.

Er hatte mit seiner Frau, Magdalena, Tochter des Senator Feddersen in Husum, vier Söhne, die sämtlich in früher Jugend hingerafft wurden; ich entsinne mich nur noch aus meiner Knabenzeit, wie von alten Dienstboten, vielleicht von der Großmutter selbst, mir von ihrem herrlichen Fuhrwerk mit zwei schneeweißen Ziegenböcken erzählt wurde, mit denen sie lustig durch die Straßen kutschiert wären; aber auch, wie diese unregiersamen Haustiere mitunter in die an der Schiffbrücke vor den Wohnkellern zum Verkauf ausgestellte Töpferware geraten seien und dem nachsichtigen Vater wiederholte Entschädigungspflichten auferlegt hätten. — Ich selber hatte die kleinen frohen Herren nicht mehr sehen können; nur einer Szene noch — wiederum unten in unserer Gruft — entsinne ich mich: nach einem Begräbnisse in der Familie war ich allein mit meiner fast achtzigjährigen Großmutter hier hinabgestiegen; ich suchte zwischen all den großen Särgen den kleinen einer früh verstorbenen, geliebten Schwester, da hörte ich hinter mir

ein auffallendes Geräusch, und als ich mich wandte, sah ich, wie die Großmutter einen kleinen Schädel aus einem zertrümmerten Sarge hob und ihn weinend an ihre Lippen drückte: „Das war mein kleiner Simon!“ sagte sie zitternd, während sie sacht den Schädel wieder in die halbvergangene Kiste legte.

Glücklicher gestaltete sich das Leben der Töchter in diesem großväterlichen Hause: drei Mädchen, Magdalena, Elsabe und Lucie, blühten in besonderer Anmut darin auf, so daß ich noch mitunter als Mann von alten Leuten ihre einstige Schönheit preisen hörte, und der Großvater, trotz seines zu frühen Todes, hat sie alle noch als Bräute, die älteste und die jüngste auch noch als Frauen in ihrer eigenen Wirtschaft sehen dürfen. — Die jüngste, Lucie, die anmutigste von ihnen, mit ihrem braunen Haar und dunkelgrauen Augen, wurde meine junge Mutter. Eine Zeitlang vor ihrer Konfirmation war sie in Altona in Erziehung und liebevoller Pflege ihrer Patin und Vaterschwester, welche früher an den dortigen Kaufmann Matthiessen, derzeit an einen Kanzleirat Alsen, verheiratet war. Aus dieser Zeit besitze ich ein französisches Themenbuch von ihr, auf dessen Einbanddeckel, jedenfalls von Schulkameradinnen, in zwei verschiedenen Handschriften, teils mit Bleistift, teils mit Tinte die Worte geschrieben sind: „Zartgefühl, Sanftmut, Liebreiz sind die Tugenden Luciens.“ Erst nach ihrem Tode ist das Buch in meine Hand gekommen. Aber auch Eduard Mörike, da ich mit ihm und meinen Eltern im Sommer 1855 in den Stuttgarter Umgebungen spazieren ging, riß mich gelegentlich beiseite und flüsterte mir zu: „Sie haben prächtige, prächtige Eltern; Ihre Frau Mutter hat so etwas Klares, Leuchtendes, Liebe Erweckendes!“ Und um noch

eins zu sagen, was mich derzeit besonders stolz machte, ein Jugendbekannter, der einst aus der Fremde heimkehrte, erzählte mir von schönen Frauen, die er draußen in der Welt gesehen hatte, und schloß damit: „Aber die schönsten Augen, die ich je in meinem Leben sah, die hat doch deine Mutter!“

Seit acht Jahren sind auch sie geschlossen und zerfallen.

Westermühlen

Bei diesem Worte steigt ein ganzes Wald- und Mühlenidyll in mir auf; das kleine in Busch und Baum begrabene Dorf war die Geburts- und Heimstätte meines Vaters; hier lebten und wirtschafteten in meinen ersten Lebensjahren noch die beiden Eltern meines Vaters.

Fünf Meilen etwa, durch meist kahle Gegend, führte aus meiner Vaterstadt der Weg dahin; dann aber ist mir, als habe plötzlich warmer Baumschatten mich umfangen, ein paar niedrige Strohdächer sahen seitwärts aus dem Laube heraus, zur Linken hörte ich das Rauschen und Klappern einer Wassermühle, und der Wagen, auf dem ich saß, fuhr über knirschenden Kies in eine dämmerige Tiefe. Wasser spritzte von den Rädern: wir fuhren durch ein kleines Gewässer, in dessen dunkle Flut Erlen und größere Waldbäume ihre Zweige von beiden höheren Ufern herabsenkten. Aber schon nach kaum hundert Schritten ging es wieder aufwärts, dann links herum, und auf einem freien Platze und festem Boden rasselte der Wagen vor das zur Rechten liegende Müllerhaus, und mir ist noch, als sähe ich als etwa zweijähriges Bürschlein wie Schattengestalten meine Großeltern, den kleinen strengen

Großvater und die kleine runde Großmutter, aus der etwas höher belegenen und von zwei Seitenbänken flankierten Haustür uns entgegentreten, die wie die zu beiden Seiten gelegenen hohen Fenster des langgestreckten schwarzen Hauses von den Kronen der davorstehenden Linden umdunkelt waren. Es ist das einzige Mal, daß ich die Eltern meines Vaters mit kaum bewußten Augen sah; es ist lange her, fast siebzig Jahre. Von dem durch Lindengrün umdüsterten Hause sah man über den davorliegenden freien Platz, von der linken Seite beginnend, zunächst auf einen Baum- und Obstgarten, welcher sich nach dem soeben von uns durchfahrenen schwarzen Wasser hinabsenkte; daran schlossen sich in gleicher Linie Ställe und Wirtschaftsgebäude; dann das alte schütternde Fachwerkgebäu der Wassermühle, und hinter dieser eine Holzbrücke, unter welcher der Mühlstrom sich hindurch und rauschend in die Speichen der großen Räder stürzte; aber Obstgarten, Stallungen, Mühle und Brücke, alles — wenn meine Erinnerung mich nicht trügt — lag unter den Wipfeln ungeheurer Eichbäume, wie ich sie nie zuvor zu Hause bei uns gesehen hatte.

Hinter dem Wohnhause war ein großer Garten, voll von Obstbäumen, Zentifolien und Lavendel; er hatte seine größte Breite nach rechts vom Hause aus; der von dorther durch Wiesen kommende Mühlstrom bildete in breiterer Ausdehnung hier seine Grenze; in der äußeren Ecke des Gartens, der auch dort noch einige Schritte über die Linie des Hauses hinausragte, stand ich eines Tages verwundert vor einem mit hohem Buchenzaune abgegrenzten viereckigen Raume; hinübergucken konnte ich nicht; aber während ich stand, kam stetes melodisches Summen aus dem Inneren. Ich hatte der-

gleichen nie gesehen und schlich neugierig an den Seiten herum, bis ich eine im Zaune halbversteckte schmale Brettertür fand, über welcher ich mit meinem Kopfe mir bald freie Einschau in den inneren Raum verschaffte; denn hereindringen konnte ich nicht; sie war verschlossen. Eine Reihe von Bienenkörben stand auf zwei Seiten neben und über einander auf hölzernen Gestellen; eine Drahtmaske, ein Sack lagen daneben im Grase; das tönende Geziefer summte von allen Körben. Das war ein „Immenhof", wie ich späterhin erfuhr, wie man sie dort zum Schutz der Bienen anpflanzte. Ich habe während meiner Knabenzeit diese Plätze, auch später an der Hand meines Onkels oder eines älteren Vetters, stets mit einem Gefühl von Andacht betreten, als näherte ich mich einem lieblichen Naturgeheimnis.

Treten wir über die paar steinernen Treppenstufen an der Frontseite in das Wohnhaus! Auf dem geräumigen Flur, an den Seiten unter zweien Fenstern befinden sich große Kisten mit abgeschrägtem Klappdeckel; sie bergen das dem Müller von dem vermahlenen Korne zukommende Mehl, von dem im Hause verkauft wird; eine große Treppe führt nach dem Boden hinauf; links und rechts nach vorn heraus zwei geräumige Zimmer; das zur Linken das Wohnzimmer, in einer Ecke zwei Flügeltüren mit Glasscheiben, die zu einem Alkoven führten, dem Schlafraume des alten Ehepaares. Eine Tür in derselben Wand ging in die gleichfalls große nach dem Garten hinaussehende Küche, wo ich später oftmals staunend neben dem alten Herde stand und staunend zusah, wie Möddely Marieken den in der Pfanne prasselnden Pfannkuchen plötzlich in die Höhe schleuderte, wie er in der Luft sich wandte

und dann jedesmal genau mit der noch ungebackenen Seite wieder in die Pfanne klatschte. Ich höre noch das Lachen der Genugtuung, wenn ich der Alten meine Bewunderung über dies Kunststück aussprach; und der nächste Pfannkuchen pflegte dann meist noch um einen Fuß höher zu fliegen.

Während es in der Wohnstube an den Wänden, und wohin man blickte, düster und verbraucht aussah, trat man links vom Flur aus in ein großes, helles Gemach mit untadelhaft geweißten Wänden; ein großes Fenster nach einem freien Seitenraum des Gartens gab das Licht, was die Linden den Fenstern an der Frontseite verwehrten. Unzweifelhaft wurden meine Eltern bei ihrem ersten Besuche als junge Leute hier mit mir hineingeführt; ein altmodisches Kanapee, das aus drei zusammengewachsenen Stühlen zu bestehen schien, und ein weißes Teegeschirr, mit roten Blumen bemalt, das auf einem Tischchen an der Wand stand, wurden schon damals oder später genau von mir in acht genommen.

Von vorstehenden Beobachtungen habe ich gewiß nur wenige in meinem damaligen zweiten Jahre gemacht; aber ich bin später, in den Michaelisferien, oft dahin auf Einladung meines Onkels Hans, der dann als ältester Sohn der Müller war, zurückgekehrt.

Bei jenem ersten Besuche waren um die Großeltern außer jenem ältesten, gescheiten und liebenswürdigen Bruder meines Vaters, der mit ihm ein durchgeistetes Antlitz gemein hatte, noch die jüngste, derzeit recht junge Schwester, meine geliebte Tante Lene mit ihrem stillen Madonnengesichte, und die nicht hübsche, aber kluge und energische Tante Gretchen, die später den Bauervogt Hans Carstens

in dem damals gleichfalls zu Hohn eingepfarrten Dorfe Hamdorf heiratete. Mein Vater, der Jurist, hielt diese Schwester zeitlebens in besonderer Achtung; ihr ganzes Wesen war von beruhigender Sicherheit. Sie hatte aber auch schon in ihrer Jugend über ihn gewacht; wie oft hat mein Vater, wenn er, wie so oft, auf seine Jugend kam, es uns erzählt! In Westermühlen war keine Schule; die Kinder mußten etwa eine halbe Meile weit nach dem benachbarten Elsdorf gehen. Besonders im Winter scharten sie sich dann an einem bestimmten Platze ihres Heimatdorfes und traten gemeinsam den Schulweg an. Zu Mittag blieben die Westermühlener in Elsdorf; ein Stück Butterbrot wurde aus der Tasche gezogen und in Gesundheit verzehrt. „Was bekamt ihr dann zu trinken? Milch oder Bier?“ frug ich meinen Vater. Er lachte: „Ein großer kupferner Kessel mit frischem Brunnenwasser wurde zwischen uns auf den Tisch gestellt, da konnte jeder so viel trinken, als er Lust hatte.“

Der Lehrer war ein alter Soldat gewesen; trotzdem meinte mein Vater noch in seinem hohen Alter, er habe seine Sache wohl verstanden, und erzählte gern, wie er am Weihnachtsabend herkömmlicher Gast in seinem elterlichen Hause gewesen, und wie gern er dann den Gesprächen zwischen ihm und seinem Vater gelauscht habe.

Aus dem 8. Bande unserer von Albert Köster herausgegebenen Storm-Ausgabe.





Er ist usgangen, der da säet sinen Samen.
Holzschnitt um 1480.

RICARDA HUCH / ZWEI GEDICHTE

DIE AUFERSTEHUNG VON GRÜNEWALD

Ists noch der edle Leib, den wir berührt,
Der hold sich neigte seinem schwachen Volke?
Schon schmilzt, was sterblich war;
Den unser Herz noch spürt,
Entfesselt, feuerklar
Blitzt er empor in heimatlicher Wolke.

Dies ist die Kraft auf seines Vaters Thron,
Der jäh den Stein zerriß, der ihn gefangen!
Kniet hin und betet an!
Gott ward der Göttersohn;
Das Weltall rollt heran,
Den, der es schuf, die Liebe, zu empfangen.

NACHTPHANTASIE

Wilde Nächte sind nach dumpfen Tagen,
Dann fernher hör ich das Sturmroß jagen.

Ungestüm an meines Hauses Stufen
Scharrt es, Blitze sprühn von seinen Hufen.

Lockt mich fort zu hohen Geisterwegen,
Immer lauter klopft mein Herz entgegen.

Bald, mir ahnt es, wird die Kette springen,
Mächtig tragen mich meerfeuchte Schwingen.

Sternumrauscht wie einst von Herbstes Blättern,
Reit ich jubelnd mit den alten Göttern.

Eins ward ich mit meines Rosses Rasen,
Bin ein Siegesmarsch, vom Sturm geblasen.

Drunten hören sie mein Lied gewittern:
Freiheit! Freiheit! Freiheit! und erzittern.



EMILE VERHAEREN / GEDICHTE IN PROSA

EMILE Verhaeren hat in seinen Jugendjahren eine Reihe merkwürdiger „Gedichte in Prosa“ geschrieben, die später nie in Buchfom veröffentlicht wurden und von denen nur einige wenige vor Jahrzehnten in Zeitschriften verstreut erschienen sind. Wir bringen hier einige dieser Gedichte, die aus der Zeit seiner schwersten seelischen Erschütterungen stammen (etwa aus den Jahren der „Villages illusoires“, „Campagnes hallucinées“) und hier zum erstenmal übersetzt sind.

DIE WEGE

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, kennst du die Wege in das Weltall hinaus?

Die Wege, die müde sind von vielen Schritten, die sie durchglitten? — Die Wege, die müde sind von ihrem eigenen Gewind und die in andern verrinnen und stiller werden und in der Ferne von neuem beginnen?

Sieh! Wie durch Städte, über Plätze und Kreuzwege die Straßen hinaus zu anderen Straßen sich ziehn und entfernen.





Und sieh! Über die Sterne hinaus die Wege zu den anderen Sternen —

Du, der Verjagte des eigenen Herzens, Wegwanderer du, und Sucher des Weges, kennst du die Wege von Unendlichkeit zu Unendlichkeit?

DIE KLEINEN STÄDTE

I

Die kleinen Städte, die frommen und greisen, still und verschrumpft hinter bröckelndem Walle, die kleinen Städte am Neckar und Rhein, einst gesehen auf einsamen Reisen, wie locken und mahnen noch heut mich sie alle mit ihren Plätzen und winkligen Häuserreihn! Ihre verwitterten Kirchen mit den Quadern, die wie Schwämme durchlöchert sind, ich sehe sie noch, das pfeffer- und aschenfarbene Gestein mit den gewundenen Balustraden, die das Alter zerkrümmt und zerfrißt, und dem armseligen Rest von Heiligen auf dem Giebel und unter den Pforten, diesem Hofstaat von Wundern der Tugend.

Einbein der eine, Linkfuß der andre, Holzhand und Stelzer haben sie längst, die guten Heiligen, ihre plastische Würde verloren und das ernste Aufrecht ihrer strengen Gebärden. Ein wenig grotesk sind sie schon und beinahe lächerlich. Sie kommen vom Jahrmarkt hundertjähriger Leiden, und alle vergessenen Gebreste leben in ihnen fort; sie sind die Enterbten, die Ärmsten der Armen und dies so sehr, daß die Bettler, die an den Kirchentüren kauern, unmerklich ihre Jammergesten angenommen haben. Sie, die Lebendigen, und die steinernen Figuren leben brüderlich zusammen und nähern so sehr ihr Schicksal, daß, wenn abends die verrosteten Stimmen die spärlichen Gläubigen um Almosen anflehen,

man glauben könnte, es seien die steinernen Heiligen, die da murmelten — immer, ach immer die gleichen Worte —, und daß die Lippen, die die Klage stöhnten, jene seien, die seit Jahrhunderten tot und verschlossen sind.

II

Wie oft meinte ich sie so klagen und verzagen zu hören, wenn der Regen feinmaschig die Giebel der Kathedrale übersprühte! Dunkel und verlassen war ringsum der Platz. Ein paar Frauen nur kehrten heim, geheimnisvoll und verschwiegen schwatzende Paare, die manchmal stehen blieben zu besonders vertraulicher Mitteilung. Wie lange Schleier, von den Fenstern nur durchlocht, schienen die Fassaden. Um die Ecke, am Ende einer Sackgasse, war das Kloster, eine traurige Ruine aus Backstein und verräuchertem Holz, und weiter unten die versteckte und muffige Auslage eines kranken Bildschneiders, der die Statuen der Madonna und der Heiligen mit solcher Inbrunst nachbildete, daß er unserer genügsameren Zeit reichlichen Ersatz bieten mochte für die Märtyrerkunst kraftvollerer Jahrhunderte. Gegenüber hauste der bischöfliche Photograph. Sein Schaufenster zeigte Gruppen neugebackener Seminaristen, die Brille am Nasenende, den Daumen in der Knopfreihe der Soutane; den Papst und Prälaten mit hocherhobener Stirn, den Hals und die Hände starr in der Umgürtung kostbarer Gesteine; dann wieder die Konterfeie ältlicher magerer Jungfrauen, wahre Rebenstöcke für den Rosenkranz des Gebets; aufgeblähte Küster, deren Bäuchlein den festlichen Umzügen erst den vollen Aplomb gibt; und schließlich eine Mißgeburtserie von Kirchenschwengeln und Sakristanen, die Kerzen oder die Banner trugen.

III

Oft habe ich in bösen Stunden an die Möglichkeit eines langsamen Selbstmordes meines innern Ich hier in diesem entsetzlichen Schweigen gedacht. Man müßte nur seinen ganzen Willen dazu verwenden, sich von idiotischen Beschäftigungen unterbrochen zermalmen zu lassen, sein Herz und Gehirn zusammenzuzwängen und es in so einen Schraubstock der Schwere und kläglicher Regelmäßigkeit zu pressen. Man müßte alle Träume erwürgen, alle Kraft, alle Leidenschaft. Dann würde man auch einer jener Blassen und Unfruchtbaren, die diese Gäßchen durchschlurfen, in abendfarbenem Kleid, in abgenütztem und entwachsenem Gewand, mit dem unvermeidlichen fetten Buch unter der Achselhöhle. Die Hände würden länglich und fett, die Augen scharf und versteckt; fromm die Gebärde. Und wie ein eifriger Folterknecht strafte man sich so für die Sünde, nicht vollkommen, nicht fehllos gewesen zu sein.

EINES ABENDS

Ich entsinne mich, eines Abends allein durch die Straßen einer spanischen Stadt geirrt zu sein, indes ein wilder Wind den Regen vor sich herpeitschte. Ein paar seltene Laternen erhellten mit dem kleinen Goldpatt ihrer Flammen spärlich die traurigen Quartiere. Hartnäckig wanderte ich meinen Weg weiter, wenn auch leise schon beängstigt durch die Dunkelheit, die von hundert zu hundert Schritten sich vor meinem Blicke auftat, um sich gleich hinter mir wieder schwarz zu verschließen. Dumpf und regelmäßig schwoll die Stunde von der Kathedrale, die sich plötzlich ungeheuer an der Ecke eines

Platzes vor mir aus dem Dunkel aufrichtete mit ihren niedrigen Türen, ihrem tragischen Gemäuer, ihren fratzenhaften Wasserspeiern. Die beiden Türme stiegen vom Portale starr und drohend empor, von oben hörte man Summen, Stöhnen, Weinen und Klagen durch die Nacht. Sie schienen gleichsam unter allen den Wunden und Narben ihrer Steine zu leiden, aber sie stießen sich doch stolz und verzweifelt in irgendeine Ferne und qualvolle Unendlichkeit empor. —

Nicht fern davon unter irgendeiner ungeheuren Brücke rollte nächtlich ein Strom. Das arme Licht, das zu Füßen des Heiligen brannte, spiegelte sich in dem Wasser, auf das sein Reflex leuchtende Muscheln zu werfen schien. Ich neigte mich über die Brüstung. Mit langsamem und gleichmäßigem Schwall stößt seit Jahrhunderten und Jahrhunderten der Strom an diese Pfeiler. Schwarze Flecken tauchen manchmal auf den Wellen auf, abgetriebene Dinge, die der Strom mit sich riß, zerfetzte und weiterschleppte. Eine bösartige, geheimnisvolle und finstere Kraft grollte unter seiner Fläche, und doch erkannte ich an den kleinen Lichtfunken, die im Fernen verstreut waren, ein paar arme verankerte Boote, deren Schiffer sich mühten, inmitten dieser tragischen Welt zu schaffen und gegen diesen finstern Widerstand mit Gelassenheit zu kämpfen. —

Ich ließ den Fluß, durchschritt die engen Straßen, eine und dann eine andere und noch eine andere. Das Dunkel war nun undurchdringlich. Plötzlich verschloß mir ein Gitter den Weg. Tastend tat ich es auf. Ein Friedhof entbreitete sich dahinter, und ich suchte meinen Weg durch den Kies, der kleinen, zerbrochenen Zähnen glich. Ich sah mich selbst nicht mehr schreiten und war nun bei den Toten, ganz

nahe bei ihren Kreuzen. Schreckhaft überkam mich Angst vor dem Boden, den ich betrat, und vor dem nächtlich Unbekannten, in das ich hinabtauchte: aber ich weigerte mich, diese Angst aus mir zu vertreiben. Im Gegenteil: ich wandte alle Mühe auf, tausend Schrecken in mir anzusammeln nur in der einzigen Hoffnung, mich dann genug aufzuraffen und meiner Willenskraft den Triumph zu verschaffen, inmitten aller Angst aufrecht zu bleiben. Ich schritt weiter auf die Gefahr, in irgendein offenes Grab zu stürzen. Ich stolperte und richtete mich wieder auf. Ich war des Wahnsinns dieses Tuns bewußt, ich war voll Angst, ich schauerte vor all dem, was mir geschehen konnte, aber doch, ich raffte mich unablässig zusammen, klammerte mich gleichsam an mich selber und hielt stark meine Füße, die ungeduldig entfliehen wollten, an ihrer Stelle unbeweglich zurück. Durch Stunden dauerte dieser Kampf, während dessen ich eine kalte Kühnheit einzig aufbot, meine Schritte festzuheften und wieder fortzureißen, einen vor dem andern durch diese unerschöpfliche und grausame Dunkelheit.

Übertragen von Stefan Zweig.



GRABREDE DES PERIKLES AUF DIE GEFALLENEN

IM Winter [431] wurden in Athen, wie es dort altes Herkommen ist, die im ersten Kriegsjahre Gefallenen von Staats wegen feierlich bestattet, und zwar in folgender Weise: Drei Tage vorher werden die Gebeine der Gefallenen in einem dazu hergerich-

teten Zelte zur Schau gestellt, und jeder bringt seinem Toten, wie ihm ums Herz ist, eine Gabe dar. Wenn sich der Leichenzug in Bewegung setzt, werden Särge aus Zypressenholz zu Wagen hinausgefahren, für jede Phyle ein Sarg, in dem sich die Gebeine aller, die dieser Phyle angehört haben, befinden. Ein leeres, mit Teppichen belegtes Paradebett wird mit hinausgetragen für die Vermißten, die man nicht hat auffinden und mitnehmen können. Jeder, wer will, kann sich dem Zuge anschließen, Einheimische und Fremde; auch Frauen nehmen daran teil, um am Grabe ihrer Angehörigen zu weinen. Die Beisetzung erfolgt in dem Staatsgrabe in der schönsten Vorstadt von Athen, wo die Athener ihre im Kriege gefallenen Toten immer bestattet haben, mit alleiniger Ausnahme der bei Marathon Gebliebenen, welche zu Ehren ihrer unvergleichlichen Tapferkeit auf der Walstatt selbst beerdigt wurden. Ist das Grab zugeschüttet, so hält jemand, den man dazu mit Rücksicht auf Befähigung und Ansehen von Staats wegen auswählt, eine Rede zu Ehren der Gefallenen, worin er ihre Verdienste gebührend hervorhebt. Darauf geht jeder wieder nach Hause. In dieser Weise verläuft die Feier, und während des ganzen Krieges wurde es, sooft sie stattfand, immer so damit gehalten. Dies erste Mal war Perikles, Xanthippos' Sohn, zum Redner gewählt, und als er so weit war, trat er vom Grabe her auf eine hohe Bühne, die man dort errichtet hatte, damit man ihn in der Menschenmenge möglichst weit verstehen könnte, und hielt folgende Rede:

„Die Redner, welche vor mir an dieser Stelle gesprochen, sind in der Regel des Lobes voll darüber gewesen, daß man bei unserer Totenfeier auch diese

Rede eingeführt habe, sei es doch eine schöne Sitte, unsere gefallenen Helden durch eine Rede am Grabe zu ehren. Nach meinem Gefühl hätte man es lieber dabei lassen sollen, die Verdienste, die sich diese Männer durch ihre Taten erworben, auch nur durch eine Tat zu ehren, ich meine, durch solch ein ehrenvolles Begräbnis, wie ihr es heute wieder mit angesehen habt, anstatt es für die Beglaubigung der Verdienste so vieler Helden darauf ankommen zu lassen, ob einer eine gute oder eine schlechte Rede hält. Eine solche Rede zu halten, ist schwer, und es wird dem Redner kaum gelingen, seine Zuhörer zu überzeugen, daß er jene Verdienste zutreffend gewürdigt habe. Denn wer selbst mit dabei gewesen und überhaupt ein guter Athener ist, wird die Rede im Vergleich zu dem, was er erwartet und von der Sache weiß, leicht zu matt finden, wer es aber nicht selbst miterlebt, wird manches für übertrieben halten, weil man keinem ein Lob für Leistungen gönnt, die man sich selbst nicht auch zutraut; denn soweit man es anderen noch gleichtun zu können meint, kann man das ihnen erteilte Lob allenfalls ertragen, darüber hinaus aber ist man gleich neidisch und will nicht daran glauben. Da man nun aber seinerzeit der Meinung gewesen ist, daß es so besser sei, so muß auch ich mich der eingeführten Ordnung fügen und werde versuchen, es jedem von euch möglichst nach Wunsch und Sinn zu machen.

Ich beginne mit unseren Vorfahren; denn wir sind es ihnen schuldig, und es geziemt sich, bei einer solchen Feier ihrer dankbar zu gedenken. Als alteingesessene, mit dem väterlichen Boden von jeher festverwachsene Bevölkerung dieses Landes haben sie dessen Freiheit von Geschlecht zu Geschlecht bewahrt und auf uns vererbt. Haben schon unsere

Altvorderen Anspruch auf unseren Dank, so vollends unsere Väter. Denn sie haben zu dem altererbten Besitz noch das weite Reich, das jetzt unser ist, hinzuerworben und uns hinterlassen. Wir selbst aber, das jetzige Geschlecht, haben es dann freilich noch weiter vermehrt und die Stadt mit allem, was sie für Krieg und Frieden bedarf, überreichlich ausgestattet. Von den Heldentaten, denen wir unsere heutige Machtstellung verdanken, und von der Tapferkeit, die wir selbst und unsre Väter in den Kämpfen mit Barbaren oder Hellenen bei jeder Gelegenheit bewiesen haben, will ich nicht weiter reden; es sind das ja euch allen genügend bekannte Dinge. Wohl aber will ich euch, bevor ich mich zur Ehrung unserer Toten wende, ein Wort über den Geist unseres Staatswesens und der Einrichtungen sagen, worauf die Größe Athens beruht. Denn ich glaube, daß ein Wort darüber bei dieser Gelegenheit nicht unangebracht ist, und daß allen Anwesenden hier, Einheimischen und Fremden, damit gedient sein wird.

Wir haben bei unserer Verfassung keine fremden Einrichtungen zum Muster genommen; im Gegenteil, wir haben anderen eher als Vorbild gedient, als ihnen was nachgemacht. Und weil das Regiment bei uns nicht in der Hand weniger, sondern der Gesamtheit liegt, nennt man unsere Verfassung demokratisch. Denn wie in den Angelegenheiten der einzelnen gleiches Recht für alle gilt, so gibt auch in Beziehung auf Geltung und Ansehen in Staat und Gemeinde nur persönliche Tüchtigkeit einen Vorzug, nicht aber Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, und selbst Armut hindert keinen, der was kann, aus seiner Unansehnlichkeit zu Amt und Würden zu gelangen. Wir sind im öffentlichen Leben nicht engherzig und im täglichen Verkehr untereinander keine

Duckmäuser, nehmen es unserem Nächsten nicht übel, wenn er mal über die Stränge schlägt, und machen darüber kein sauertöpfisches Gesicht, um ihn dadurch, wenn auch nicht umzubringen, doch moralisch zu vernichten. Im persönlichen Verkehr sind wir nichts weniger als Splitterrichter, im öffentlichen Leben aber schämen wir uns jeder Ungesetzlichkeit und gehorchen der jeweiligen Obrigkeit und den Gesetzen, vorzüglich den zum Schutz der Bedrängten gegebenen, und den, wenn auch ungeschriebenen Gesetzen, deren Übertretung jedermann für Schande hält.

Auch für Gelegenheit zur Erholung von Mühe und Arbeit ist bei uns reichlich gesorgt, durch Spiele und Feste, wie sie hier jahrein jahraus gehalten werden, aber auch durch unser schönes Familienleben, dessen tägliche Freuden die Sorgen verscheuchen. Bei der Größe unserer Stadt kommen die Erzeugnisse aller Länder hier zu Markte, die wir so gut als unser Eigentum ansehen können wie die Erzeugnisse unseres eigenen Landes.

Auch in Beziehung auf das Kriegswesen befolgen wir insofern andere Grundsätze als unsere Gegner, als wir niemand den Aufenthalt hier in der Stadt verwehren. Es kommt nie vor, daß jemand ausgewiesen oder daran gehindert wird, sich hier umzutun und zu belehren, aus Furcht, die Feinde könnten uns Geheimnisse absehen und sich zunutze machen. Denn wir verlassen uns nicht sowohl auf Vorsichtsmaßregeln und Überraschungen, als vielmehr auf den im Kampfe bewährten persönlichen Mut. Während man bei ihnen die Knaben schon von klein auf durch Anstrengung und Abhärtung zur Tapferkeit erziehen zu müssen glaubt, gehen wir auch ohne solche harte Zucht nicht minder entschlossen

in den Kampf und können es dreist mit ihnen aufnehmen. Das sieht man schon daraus, daß die Lakedämonier bei Einfällen in unser Land nicht allein kommen, sondern gleich alle ihre Bundesgenossen aufbieten, während wir unseren Nachbarn allein ins Land fallen und sie, obwohl sie für Haus und Hof fechten, in der Regel ohne große Mühe besiegen. Mit unserer ganzen Macht auf einmal hat es ein Feind noch nie zu tun gehabt, weil wir gleichzeitig immer Mannschaft für die Flotte bedürfen und auch zu Lande unsere Truppen an allen Ecken und Enden verwenden müssen. Kommen aber die Herren mal mit einem unserer Heeresteile ins Gefecht und schlagen sie dabei ein paar Athener aus dem Felde, so wird daraus gleich ein Sieg über das ganze athenische Heer; sind sie dagegen von uns besiegt, so sind sie immer nur unserer ganzen Macht unterlegen. Wenn wir aber auch ohne solchen Zwang getrost in den Kampf gehen und uns dabei nicht auf künstlich gezüchtete Tapferkeit, sondern auf angeborenen Mut verlassen, so kommt uns nur das zugute; denn auch ohne unsere Kräfte vorher auszugeben, stehen wir nicht minder unseren Mann als unsere Gegner, die sich bis dahin beständig abgequält haben. Und deshalb bewundert man Athen mit Recht, aber freilich noch aus anderen Gründen.

Denn wir pflegen die Künste, aber nicht um eiteln Prunkes willen, und lieben die Wissenschaft, aber ohne uns dadurch verweichlichen zu lassen. Wir schätzen den Reichtum als ein Mittel, um nützlichen Gebrauch davon zu machen, nicht aber um damit zu protzen. Seiner Armut braucht sich niemand zu schämen, es sei denn, daß er sie durch Faulheit selbst verschuldet hat. Der Politiker kann sich bei uns auch seinen eigenen Angelegenheiten

widmen und der Geschäftsmann, der sein Gewerbe treibt, dabei sehr wohl auf Politik verstehen. Nur hier hält man den, der sich nicht um Politik bekümmert, nicht für einen guten Bürger, sondern für einen Philister. Bei uns bildet sich jeder wenigstens ein Urteil über solche Fragen, wenn es auch zunächst den berufsmäßigen Politikern überlassen bleibt, über deren richtige Lösung nachzudenken. Wir glauben nicht, daß die Sachen darunter leiden, wenn man sich erst öffentlich darüber ausspricht; im Gegenteil, wir halten es für verkehrt, eine Sache anzugreifen, ohne sich darüber vorher durch Rede und Gegenrede belehren zu lassen. Denn auch darin unterscheiden wir uns von anderen, daß wir bei unseren Unternehmungen erst wägen und dann wagen, während sie dummdreist draufgehen und, wenn sie zur Besinnung kommen, den Mut verlieren. Der wahre Mut ist es denn doch, sich zunächst klarzumachen, was man zu hoffen und zu fürchten hat, und dann doch nicht vor der Gefahr zurückzuschrekken. Auch über Wohltun denken wir anders als die meisten; nicht durch Nehmen, sondern durch Geben suchen wir uns Freunde zu machen. Wer einem anderen eine Wohltat erweist, hält fester an der Freundschaft und sucht sich dessen Dankbarkeit durch fortgesetztes Wohlwollen zu erhalten; der durch eine Wohltat Verpflichtete dagegen läßt es schon eher darauf ankommen, weil er sich sagt, daß er sie nicht erwidert, um dem anderen eine Freude zu machen, sondern um eine Schuld abzutragen. Wir sind die einzigen, die nicht aus Berechnung und um eigenen Vorteils willen, sondern als freie Männer auch ohne Nebenabsichten vertrauensvoll und furchtlos anderen Wohltaten erweisen.

Mit einem Worte, ich sage, unsere Stadt ist die

hohe Schule für ganz Griechenland, und glaube, daß auch der einzelne Athener sich mit seiner Gewandtheit und Sicherheit in allen Lebenslagen in der Regel leicht zurechtfinden wird. Und daß ich damit nicht nur bei dieser Gelegenheit den Mund etwas voll nehme, sondern daß dem in der Tat so ist, beweist die große Stellung unserer Stadt, die wir solchen Eigenschaften verdanken. Sie allein ist, bei Lichte besehen, größer als ihr Ruf, die einzige, von der besiegt zu werden auch der Feind sich nicht schämt, der zu gehorchen ihre Untertanen nicht unter der Würde halten. Nach einer so glänzenden und wahrlich zur Genüge bezeugten Entfaltung unserer Macht und Größe kann uns die Bewunderung der Mit- und Nachwelt nicht fehlen. Wir brauchen zur Verherrlichung unserer Taten keinen Homer noch sonst einen Sänger, der für den Augenblick entzückt, dessen Fabelwelt dann aber vor der Wahrheit nicht Stich hält. Über Land und Meer, soweit eines Menschen Fuß reicht, sind wir die Heldenbahn geschritten und haben überall bei Freund und Feind ein unvergängliches Andenken hinterlassen. Für diese Stadt haben auch diese Tapferen als deren treue Söhne ihr Leben gelassen, und auch unter uns Überlebenden hier ist gewiß keiner, der nicht mit Freuden für sie in den Tod gehen würde.

Darum bin ich auch auf die Verhältnisse unserer Stadt eingegangen. Ich wollte euch zeigen, daß für uns denn doch andere Dinge auf dem Spiel stehen als für Leute, bei denen es dergleichen wie hier bei uns nicht gibt, und dadurch zugleich das Verdienst der Männer, denen ich die Grabrede halte, um so heller ins Licht setzen. Auch ist damit das Beste zu ihrem Ruhm bereits gesagt. Denn alles, was ich zum Ruhm der Stadt gesagt habe, verdankt

sie eben der Tüchtigkeit dieser Männer und solcher Helden wie sie, und in ganz Griechenland wird man das nicht von allzuvielen, so wie von ihnen, ohne Übertreibung rühmen können. Ich meine, ein Tod wie ihrer beweist unter allen Umständen die Tüchtigkeit eines Mannes, mag er sie damit zum erstenmal bewähren oder vollends besiegeln. Selbst dem Taugenichts kommt es zugute, wenn er schließlich sein Leben auf dem Schlachtfelde fürs Vaterland einsetzt; denn durch solche Tapferkeit hat er seine Fehler bedeckt und dem Gemeinwesen mehr genützt als durch sein früheres Lotterleben geschadet. Hier unter diesen Tapferen war keiner, der sich in Überfluß und Genußsucht verweichlicht oder in der Hoffnung, aus einem armen Schelm dermaleinst noch ein reicher Mann zu werden, lange besonnen hätte, der Gefahr ins Angesicht zu sehen. Sie alle hatten kein größeres Verlangen, als gegen den Landesfeind zu kämpfen, kannten keinen schöneren Tod als den fürs Vaterland, und ohne ihr Leben im Kampfe gegen die Feinde zu wagen, hatten auch andere Güter in ihren Augen keinen Wert. Während sie auf den Sieg, den immer ungewissen, nur hoffen konnten, gingen sie im Vertrauen auf ihre eigene Kraft in den Kampf. Und indem sie lieber tapfer kämpfen und sterben, als durch feige Flucht ihr Leben retten wollten, haben sie ihren Heldenmut durch die Tat bewiesen und brauchen keine Lästerzunge zu fürchten. So sind sie in kurzer Schicksalsstunde, vom höchsten Ruhmesglanz umstrahlt, den Heldentod gestorben.

Diese Tapferen haben ihre Schuldigkeit getan, indem sie für die Stadt ihr Leben ließen. Mögen die Überlebenden immerhin wünschen, daß es ihnen nicht auch das Leben kostet, darum aber doch nicht

minder entschlossen sein, es mutig gegen den Landesfeind einzusetzen. Wozu, — das braucht ihr euch von einem Redner, der das nicht besser weiß als ihr, durch einen Vortrag über den Nutzen der Tapferkeit nicht erst auseinandersetzen zu lassen; nein, macht nur die Augen auf, um euch tagtäglich von der Macht und Schönheit unserer Stadt zu überzeugen und euch recht eigentlich in sie zu verlieben. Und wenn ihr euch dann ihrer Größe freut, so vergeßt nicht, daß kühne und von Ehrgefühl beseelte Männer, welche wußten, was ihre Schuldigkeit war, uns das zuwege gebracht haben, Männer, die nicht nach jedem Mißerfolg den Mut sinken ließen, sondern immer wieder bereit waren, ihr Leben auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. Dafür aber, daß sie ihr Leben fürs Vaterland hingegeben haben, ist ihnen denn auch unsterblicher Ruhm und das herrlichste Grabmal zuteil geworden, nicht hier, mein' ich, wo sie beigesetzt worden sind, sondern überall da, wo ihr Ruhm fortlebt und sich ein Anlaß bietet, ihrer durch Wort oder Tat zu gedenken. Denn das Grabmal berühmter Männer sind alle Lande, und nicht nur in der Heimat kündet die Inschrift auf dem Grabstein ihren Ruhm, sondern auch in der Fremde bleibt, wenn nicht ihre Tat, so doch ihr Mut auch ungeschrieben bei jedermann in lebendigem Gedächtnis. Sie also nehmt euch zum Beispiel; erblickt auch ihr das Glück in der Freiheit, die Freiheit in der Tapferkeit, und steht auch ihr euren Mann, wenn euch von Feinden Gefahr droht! Denn wo man nur ein kümmerliches Dasein führt und nichts Besseres zu hoffen hat, hat man auch keinen Grund, sein Leben in die Schanze zu schlagen, wohl aber da, wo man bei einem Umschwung der Dinge was zu verlieren hat und ein un-

glücklicher Krieg so viel ausmacht. Dem Mutigen ist feige Jämmerlichkeit schmerzlicher als der Tod, den er im Hochgefühl der Kraft und in der Freudigkeit des Sieges als kein Übel empfindet.

Darum will ich auch euch, die hier anwesenden Eltern dieser Tapferen, nicht beklagen, sondern zu trösten suchen. Glück und Unglück, das wißt ihr, wechseln beständig im menschlichen Leben; glücklich, wem ein so schönes Ende wie ihnen oder eine so edle Trauer wie euch zuteil wird, wem nach einem glücklichen Leben auch ein glücklicher Tod beschieden ist. Ich weiß, es ist schwer, euch über einen Verlust zu trösten, an den ihr, wenn ihr andere ein Glück genießen seht, dessen ihr euch einst auch freuen durftet, immer von neuem erinnert werdet. Ein Glück, das man nie gekannt, zu entbehren, tut nicht weh, weh aber, ein Glück zu verlieren, an das man gewöhnt war. Wer von euch noch in dem Alter ist, daß er auf Kinder hoffen kann, mag sich an solcher Hoffnung aufrichten. Die neuen Kinder werden den Eltern ein Trost für die verlorenen sein, die Stadt aber wird davon den doppelten Vorteil haben, daß sie an Bürgern nicht ärmer wird und an Sicherheit gewinnt. Wer nicht selbst auch Kinder zu verlieren hat, dem wird da, wo es sich um Fragen des Gemeinwohls handelt, auch das volle Verständnis für die Gefühle und Interessen seiner Mitbürger fehlen. Ihr aber, die ihr über dies Alter hinaus seid, freut euch, daß ihr den größten Teil eures Lebens glücklich gewesen seid, und daß es bald mit euern Tagen zur Neige geht, und zehrt hinfort vom Ruhme eurer Söhne; denn nur der Ehrgeiz altert nicht, und das, woran sich das tatenlose Alter am meisten freut, ist nicht, wie man wohl behauptet, das Geld, sondern die Ehre.

Euch freilich, ihr hier anwesenden Söhne und Brüder dieser Helden, fürcht ich, wird es schwer werden, mit ihnen um den Ruhmespreis zu ringen. Denn die Toten pflegt jeder zu rühmen, und auch bei der größten Tapferkeit wird man euch nicht für ihresgleichen, sondern für etwas weniger halten. Denn den Lebenden, der sich hervortut, beneidet man, dem Toten aber, der uns nicht mehr im Wege steht, gönnt man neidlos seine Ehre. Und wenn ich zuletzt auch noch ein Wort über die Tugenden der Frauen sagen soll, die jetzt in den Witwenstand versetzt sind, so kann ich mich ganz kurz auf einen guten Rat beschränken. Euer höchster Ruhm wird sein, echter Weiblichkeit nichts zu vergeben, und die wird für die beste gelten, von der in Lob und Tadel unter Männern am wenigsten die Rede ist.

Damit hätte ich nun, um der einmal eingeführten Ordnung zu genügen, zu Ehren dieser Toten auch eine Rede gehalten; durch die Tat aber sind sie bereits durch dieses Begräbnis sowie dadurch geehrt, daß die Stadt ihre Kinder, bis sie zu ihren Jahren kommen, auf öffentliche Kosten erziehen läßt, eine Auszeichnung, womit die Stadt sie und ihre Hinterbliebenen für so hervorragende Leistungen zweckmäßig belohnt. Denn wo der Tapferkeit der höchste Lohn winkt, wird man auch die tapfersten Bürger haben. Nun noch eine Träne am Grabe eurer Lieben, und dann geht nach Hause."

Aus: Thukydides, Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun.



RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER/

ZWEI GEDICHTE

DEM DICHTER INS STAMMBUCH

Sag, wer befahl dem Knaben früh die Strenge
Des Adlerblicks, den keine Tiefe trog,
Indessen wir noch treibend im Gedränge
Von Kamm zu Kamm vorspähten durchs Gewog?

Wer lehrte dich zu deuten und zu scheiden,
Was dumpfen Schlags beklommene Herzen quält,
Im Glücke die Gefahr, die Schuld im Leiden?
Denn vieles ist verhängt und viel verfehlt.

Rasch hast du jeden Zauberkreis durchschritten,
Dahinter Gier und Notdurft sich verschanzt.
Dann aber wars, als ob dichs nicht gelitten
In einem Sieg, den du zu leicht gewannst,

Als lüste dichs nach menschlicherm Gewinne,
Zu markten um den allgemeinen Kauf,
Als blicktest du mit Graun zur steilen Zinne,
Da dein Erwachen nistete, hinauf.

Gezeichneter! — Auch du dem Reiz ergeben,
Der sich erbeut, und der hernach befiehlt,
Auch du verstrickt ins gleisnerische Leben,
Das Gabe heuchelt, wo es uns bestiehlt.

Doch sondert dich vom ahnungslosen Volke
Das hohe Schicksal, dem du eingestammt,
Dir teilt der Dämon überm Haupt die Wolke
Und fordert dich gebieterisch ins Amt.

Der leichte Fehl, an dir wird er Verbrechen,
Der auserwählt zum Künder des Gerichts.
Und müßtest du dir selbst das Urteil sprechen,
Du bist die Stimme, oder du bist nichts.

Gib Raum dem Gott; und er ergreift gewaltsam,
Was anders dich in seine Strudel reißt. —
Wohl flieht mit uns das Leben unaufhaltsam;
Doch klar und ewig ruht es vor dem Geist.

ELEGIE

Hinter der See, fernab, am nördlich grauen Gestade
Schlummerst du lang; und uns über hesperischer Flur
Wandelnden Jahr für Jahr erneut die selige Frist sich,
Die mit Rosen und Wein trunkene Sinne berückt.
Uns erheitert der Mond die taudurchrieselten Nächte,
Uns führt Phöbus den Tag über die Zinne von Rom;
Gruß und Abschied wechseln wie sonst, als brächte der Morgen
Immer dieselbigen uns wieder zusammen; und doch
Altert das Fest. Wir sinds nicht mehr, die frühe, vor Zeiten
Hand aus Händen der Lust flüchtige Kränze getauscht.
Freilich, Freund, dich trifft das nicht. Wer einmal hinab ist,
Den verschonet der Gott, runzelt ihm nimmer die Stirn,
Lichtet ihm nimmer den Schmuck, den schattenden, über der Schläfe;

Aber verschlossen bleibt Toten des irdischen Tags
Wechselnd Licht, Einstrom und Ausstrom schlagender Pulse:
Denn auch Trauer, Gesell, dünket uns besser als Tod. —
— Harald, heut im heißesten Tag, vorm Tempel Agrippas,
Als ich im Brunnquell mir Finger und Stirne genetzt,
Froh der lebendig atmenden Flut, so kam von der Straße,
Handausreckend zum Gruß eine, den Knaben im Arm.
Sie, die Blumenträgerin wars, das bräunliche, schlanke
Reh, des strengen Gebirgs schüchtern vertrauliches Kind,
Die wir im Torweg oft mit staunender Freude begrüßten,
Ein unsterbliches Bild göttlicher Jugend, — und nun,
Bist du's, mütterlich Weib, schwerfällig unter des sichtbar
Keimenden Segens Last Schwankende, bist du's, Gesicht,
Fast schon alt? — Mich schauderte, Freund! Sie schreitet gelassen
Durch die Frone dahin. Kärgliches Brot und des Schlafs
Mindesten Teil vor allen im Haus, so findet sie künftig
Die unendlichen Mühn schleichender Tage belohnt. —
Ich aber, sagt, womit verdien ichs, Götter, daß heut noch

Immer der kommende Tag reicher mit Gaben das Horn
Über mich stürzt, noch goldener stets der Morgen mich anlacht?
Sagt, wem schuld ichs? Denn nicht streut ihr ohn Wissen und Wahl,
Ewige Hüter, das köstliche Gut auf den oder jenen,
Sondern ihr wägt es; und ernst fordert ihrs wieder zurück.
Herz, Verbotenem sinne nicht nach. Ob einer den Honig
Lockender Blumen, ein Gast, schwebenden Rausches genoß,
Träumer, und faltete müde des Spiels vor Abend entfärbte
Schwingen, ein anderer lang forschend durch Jahre die Schuld
Über versilbertem Scheitel sich auftürmt, Götter entscheidens.
Dulden und still sein ziemt Sterblichen, ziemt es, die Hand
Darbenden aufzutun und fromm der Toten zu denken;
Denn, wer weiß es, vielleicht brauchen wir drunten hernach
Ihrer so sehr, als jetzt sie unser droben bedürfen,
Hügel und Kranz von uns fordernd, bescheidenes Recht.
Freund, und wäre dein Wunsch erfüllt, und lägst du geborgen
Unter der Scholle, da wild Veilchen, Narzissen und Mohn,
Lilien und Asphodill der Lenz aussät und Zypressen
Einsam warten und stumm neben den Gräbern, wie gern

Pflanzten wir dir der Rose Gewächs, Weinreben und Eppich
Über die Stätte, darin Sommers die Sängerin dir,
Heimlich, die Nachtigall, die Brut einhürdet, und halten
Über dem flimmernden Kelch Falter die flüchtige Rast! —
Dir aber rollt fernab der längst entfremdeten Heimat
Bittere See zum Strand. Weiß ich, ob drüben vielleicht
Ein Mitleidiger dir dein Grab versorgt, und die Tafel
Nicht schon witternd und schief unter den Rasen versank?
Weiß ichs? Munterer Freund, leichtfertigster meiner Gesellen,
Schlafender, nimm den Zoll, den ich zu geben vermag.
Nimm des Gedankens freundlich Teil, nimm Seufzer und Träne,
Freund, und der Göttlichen göttlichste Gabe, Gesang.



HEINRICH MANN / DIE „SCHLIMMEN LIEBSCHAFTEN"

EIN ganz junges Mädchen, frisch aus dem Kloster, in die Welt versetzt, wird von zwei eleganten Verbrechern mit Rat und Tat, ohne daß sie ahnt, was mit ihr geschieht, bis zu den niedrigsten Verrichtungen der Dirne gebracht. Es entsteht ein Ungeheuer aus Lasterhaftigkeit und Naivetät. Eine seit

kurzem glücklich verheiratete, fromme Frau wird von demselben Verbrecherpaar, durch langsame Qualen geriebener Verführung hindurch, in Schande und Tod getrieben. Der Mann, der, geleitet von seiner Helfershelferin, dies vollbringt, beginnt beide Unternehmungen ohne eine Spur von Gefühlsdrang und nicht einmal aus Sinnlichkeit. Bei dem kleinen Mädchen kommt ihm niemals Liebe. Im Fall der jungen Frau entsteht sie unter dem Stachel langen Widerstandes; er unterdrückt sie, in der Besorgnis um seine Überlegenheit, aus Furcht vor dem Hohngelächter der Genossin; und wirft sich mit verdoppelter Wut auf die Zerstörung des liebenden Opfers. Liebe darf nur Mittel zur Herrschaft über Menschen, zum gesellschaftlichen Erfolg sein. Eine Frau verführen, ist erst halbe Arbeit; die andere Hälfte: sie verderben. Die beiden Schlimmen sind nur die Gelungensten eines Typus. Ein Offizier hat drei Frauen auf einmal unmöglich gemacht; die Marquise von Merteuil ist noch geschickter und besiegt ihn. „Ich will ihn haben und werde ihn haben; er will es sagen und wird es nicht sagen." Es geschieht, wie sie will. Der Ehrgeiz vieler Frauen ringsum richtet sich auf dasselbe; nur sind sie nicht so begabt. Die Männer sind sämtlich weniger glänzend als der Vicomte von Valmont; weil aber ihr Sieg in Leichterem besteht als der Sieg der Frauen, brechen dennoch unter den Tritten manches Helden die weiblichen Existenzen zusammen... So ist, in dem Roman von den Liaisons dangereuses, die gute Gesellschaft unmittelbar vor der Französischen Revolution.

Die Grundlage von alledem ist ein durch nichts unterbrochener Müßiggang. Nicht einmal Vorzimmerintrigen in Versailles unterbrechen ihn; dieser

Teil des Adels lebt ohne Ehrgeiz, erst recht ohne geistige Interessen und vollends ohne Selbstzucht. Dennoch arbeitet der Geist der Zeit noch in den leichtesten Köpfen: der Geist des Jahrhunderts der Vernunft, analytisch und dem Gefühl feindlich; und das einzige, was sie kümmert, die Liebe, sie betreiben sie, als erfänden sie Musterbeispiele für eine Physiologie de l'amour. Sie sind Psychologen in Aktion. Sie greifen eine Frau an, um zu sehen, welche Stadien die gehetzte Seele durchlaufen wird, ehe sie erliegt. Sie schlürfen Gefühlsnuancen. Tischgenossen wetten für und gegen die Tugend einer Abwesenden, und wer sie zu Fall bringt, hat eine Geistestat hinter sich und einen glücklichen Feldzug. Der Klatsch ist unendlich bereichert und veredelt. Die Liebe ist das herrschende Gesellschaftsspiel, unglaublich prickelnd, weil es immer im Begriff steht, ernst zu werden und den Kopf zu kosten.

Denn es wäre verhängnisvoll für eine kürzlich Eingetroffene, für einen Neuling, wenn sie sich durch Ton und Schein in die Irre führen ließen. Offen werden die erstaunlichsten Geschichten erzählt, als sei's nur ein Spaß. Der und jener gibt einem Kreis von Damen geistreich die Manier zum besten, in der die Gräfin Soundso sich ihm gewährt hat. In einer Schloßgesellschaft verabredet sich ein Paar für die kommende Nacht und zieht einen gemeinsamen Freund hinzu, der ihnen das Vergnügen ermöglichen soll. Lauter Geheimnisse Polischinells: nur hüte man sich vor dem Augenblick, wo irgend etwas nötigt, die Fiktion des Nichtwissens fahren zu lassen. Dann schlägt unvermittelt der Spaß in düstere Wirklichkeit um, die Skepsis in spanische Ehrliebe. Keine Frau darf bei der Einschiffung vergessen, daß an Cytheres anderem Ende ein großes

Kloster starrt, zu lebenslänglicher Einsperrung; kein Mann, daß in einem Haus, wo er erwischt wird, ein Haufe riesiger Lakaien ihn einfach totschlagen kann. Die persönliche Sicherheit ist erst unvollkommen verbürgt und endet beim Selbstschutz des anderen. Die nächtlich einander Genießenden werden noch aufgestört zu angstvollem Durchshaushorchen und zu einem Ruck nach dem Degen. Und auch das schärft, wenn es einem Kulturmenschen geschieht, das Denken, macht umsichtiger und klarer. Man hat es so nötig, den inneren Gängen aller Beteiligten genau nachzutasten. Der erste Anlaß, aus dem man Psychologe ward, war der Müßiggang: aber der Zwang, durch den man es bleibt, ist die Gefahr.

Die notgedrungen erworbenen Eigenschaften vervollkommnet man bewußt; man verachtet das Gefühl, das man durch Vernünftelei zersetzt, unter Ausschweifungen erstickt hat; schämt sich sogar des Glückes, das einem unberechnet zufällt. Man kommt durch den Mißbrauch der Analyse endlich zu ganz gefälschten Begriffen, glaubt, daß Wonnen gewollt und herbeigeführt werden müssen, und sagt: „Ich empfand eine unfreiwillige, aber köstliche Regung." Das Gehirn arbeitet so einseitig, daß man vor gewissen Erscheinungen aus Feinheit zum Dummkopf wird. In dem Augenblick, da jemandem wirkliche Liebe zugefallen ist, ruft er aus: „Man muß darauf verzichten, die Frauen kennen zu wollen!" Denn diese ist geflohen; und das kann nur eine neue List, ein weiteres Mittel, um weh zu tun, sein. Wandelt einen eine echte Empfindung an, so beeilt man sich, sie dadurch zu rechtfertigen, daß man sie ausnutzt. Man hat Nerven und kann im Lauf einer kaltblütig eingeleiteten Verführungsszene in ehrliche Tränen ausbrechen. Einem Valmont aber

fällt, noch während sie rinnen, ein, welche Wendung sie der Szene geben können, und er spielt in dieser Richtung weiter. Auch ihm kann geschehen, daß er sich verliebt und eine Frau glücklich machen möchte: aber doch nicht um ihretwillen. Sondern „das Experiment, das ich mit ihr anstellen will, erfordert, daß ich sie glücklich, vollkommen glücklich mache“. Das Experiment soll herausbringen, was aus einer schüchternen und leidenschaftlichen, sehr frommen und bis dahin streng tugendhaften Frau, die sich ihm endlich hingab, wohl wird, wenn man sie auf dem Gipfel des Glückes plötzlich mit einem Fußtritt entläßt.

Man ist vorurteilslos genug, um seine Experimente auch auf die Tugend auszudehnen, wenn man am Wege des Lasters einmal auf eine stößt. Valmont vollbringt, böser Zwecke wegen, eine gute Tat, spürt Vergnügen und ruft mit Genugtuung: „Ich bin versucht, zu glauben, daß, was man die tugendhaften Leute nennt, nicht so verdienstvoll ist, wie man uns gern vorredet.“ Er benimmt sich manchmal hochanständig. Das kommt dann daher, daß die Unanständigkeit zu leicht, also seiner nicht würdig gewesen wäre. Eine Dame, mit der er die Nacht verbracht hat, scheint, dank einem unvorhergesehenen Zwischenfall, verloren. „Man muß zugeben, es hätte Spaß gemacht, sie in der Lage drin zu lassen; aber konnte ich dulden, daß eine Frau um mich und nicht durch mich ins Unglück käme? Und sollte ich mich, wie der Durchschnitt der Männer, von den Umständen meistern lassen?“ Die Schwierigkeit einer Sache ist immer das Ausschlaggebende. Valmont hat die tugendhafte Präsidentin früher lächerlich gefunden, schlecht angezogen, putenhaft; eines Tages aber fällt ihm auf, daß niemand sich

mehr um sie kümmert; ihre Tugend, die „schon zwei Jahre des Triumphes" hinter sich hat, gilt als unumstößlich; also muß Valmont sie umwerfen. Aber nicht durch Überrumpelung. Nicht auf „den albernen Vorteil, eine Frau mehr gehabt zu haben", kommt es an; sondern auf „den Zauber langer Kämpfe und einer schwierigen Niederlage". Sie soll kämpfen, diese Frau, für die die Hölle noch etwas Wirkliches ist. Er will ihre Qualen schmecken, den Duft ihrer Angst einatmen. Was ein Mensch dem anderen zufügen kann, erfährt man im Lauf dieser Inquisition eines Psychologen, wie man es bei der der Mönche erfährt. Er nimmt sie nie, so oft ers könnte; er hat Zeit, bis sie, sich klar bewußt, daß sie ihr ewiges Verdammungsurteil fällt, ihn in ihre Arme zieht. Über Gott siegen: das ist hier der Kitzel, dem zuliebe man sich monatelang einen fälligen Genuß versagt.

In alledem ist ein kindisch grausamer Spieltrieb; aber auch ein sehr aparter Stolz. Alles seinem frei schaltenden Willen zu verdanken, nichts Sinnesausbrüchen, nichts dem Gefühl. Durch Gefühl gewährt man anderen Macht über sich. Wer die Freiheit liebt und die Macht, hütet sich vor der Erniedrigung, „denken zu müssen, daß ich gewissermaßen von eben der Sklavin abhängen könnte, die ich mir unterworfen habe, und daß die Fähigkeit, mir vollkräftige Genüsse zu verschaffen, der oder der Frau vorbehalten sein sollte, unter Ausschluß jeder anderen". Nur in kein anderes Wesen aufgehen, keinem Übergriffe gestatten! Im Gefängnis dieser Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, der wachsamsten, kleinlichsten, die je da war, wenigstens innerlich ganz kettenlos auftrumpfen! Unter den Worten eines Roués, der sich gegen die Liebe sträubt, wird, dumpf

dröhnend, der Aufstand der Persönlichkeit gegen die Gesellschaft vernehmlich. Dies Geschlecht wird die Revolution vollbringen, in der „Gleichheit" nicht viel mehr als Redensart, aber „Freiheit" wildester Ernst sein wird: Befreiung des Individuums ... Nun ist es befreit; und der erste und größte der neuen Menschen, Chateaubriand, hat sein einsames Empfinden und seine stolze Langeweile über Steppen, durch Urwälder und die Ränder von Ozeanen entlang getragen. Wenn jetzt Valmont zurückkehrte? Da ist er, in Mussets Confession d'un enfant du siècle: beträchtlich ermattet und vom Gewissen angekränkelt, aber mit derselben Neugier des durch Ausschweifungen Ernüchterten und wieder verliebt in eine, die sich ihm opfert. Und was entdeckt er nun auf dem Grunde dieser Liebe? Musset entdeckt: „Während deine Lippen die seinen berührten, während deine Arme seinen Hals umschlangen, während die Engel der ewigen Liebe euch, wie ein einziges Wesen, mit den Banden des Blutes und der Lust umwanden, waret ihr einander ferner als zwei Verbannte an den beiden Enden der Erde, getrennt durch die ganze Welt." Wie viele Liebende werden fortan dies wiederholen, wie viele Dichter! Als der Roman auf seine Höhe gelangt, deckt der Überdruß am Wissen um die eigene Einsamkeit den schwarzen Schleier über alle Schöpfungen Flauberts. Als der Roman sich reif zu Ende neigt, ist unverbrüchliche Einsamkeit die Tragik jeder Seele, die Maupassant beschreibt — Einsamkeit, gegen die man sich den Kopf einrennt, Einsamkeit, die man weltmännisch verachtungsvoll weiterträgt. Jedes hochstehende Gefühl ist mit diesem Mal gezeichnet, während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts.

Dem achtzehnten ist es unbekannt. Der Liebhaber

von damals nimmt sein Alleinstehen leicht. Er macht sich ein Verdienst aus den egoistischen Ekstasen, zu denen das andere Wesen ihm nur Vorwand ist und in denen unvergessen bleibt, daß, was man in diesem Augenblick umarmt, im nächsten ein Mittel sein wird, die Aufmerksamkeit eines Salons auf sich zu ziehen; ein Gerät, sich hinaufzuhisssen, ein Weg zum Ruhm, ein Unterdrückter, ein Feind. Unabhängig und ganz frei von Gemüt; leicht beweglich und immer in der Spannung vor dem Kampf; tapfer und überaus unbedenklich; ohne alle Sehnsucht; ein elegantes, gelassen auf sich selbst beschränktes Raubtier: so ist Valmont der jüngere Bruder des Pippo Spano und der Rokokomensch ein Nachzügler der Renaissance. Gewiß: er hat weniger Kraft und viel mehr Eitelkeit. Die Empfindungsform, wie der Kunststil, ist in den dreihundert Jahren, die vergingen, dünner und verschnörkelter geworden; doch ist die Grundlinie dieselbe und der Weg, den diese Kultur nahm, von keiner gewaltsamen Hand noch aufgerissen und abgebrochen. Ein Salon in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ist eine verkommene Republik des fünfzehnten, in Denkweise und herrschenden Trieben, in der Zähigkeit einer zum Kleinlichen entarteten Rachsucht, in manchem aus seidenem Geknister jäh hervorbrechenden grassen Wort, in hundert mit Spitzen besetzten Roheiten des Gefühles und skrupellosen Handlungen. Aus einer Liebesaffäre einen Hinterhalt zu machen, ist die wenigst gewaltsame, das Durchstöbern eines fremden Schreibtisches längst nicht die unzarteste. „Ich bedaure, daß ich nicht stehlen gelernt habe; aber unsere Eltern denken an nichts." Am anderen Ende der Skala liegt dieser Ton: „Habe ich erst diesen Triumph erreicht, dann will ich meinen Ri-

valen zurufen: Seht mein Werk und suchet ein zweites, das ihm gleicht, im Jahrhundert!“ Ein Römer konnte so sprechen, wenn er einen halben Weltteil erobert hatte; ein Kondottiere nach der blutigen Einnahme einer jahrelang listig belauerten Landstadt. Der Cäsar des achtzehnten Jahrhunderts verkündet es bei der bevorstehenden Niederlage einer Frau.

Wie bös diese Zeiten waren! Welches niemals aussetzende Bewußtsein der Feindschaft von Mensch zu Mensch, welche Gefeitheit gegen jeden Anflug von Wohlwollen muß damals einem eigen gewesen sein, damit er kalten Blutes eine Unglückliche aus einem mörderischen Affekt in den anderen hetzen, dem Instrument dieser Seele Melodien der Qual entlocken konnte — zu seinem Ruhm! Welcher Spätere konnte das fassen? Als einmal die alte Gesellschaft zersprengt war? Denn nur sie, mit ihrem unablässigen Aneinanderreiben der Eitelkeiten, war imstande, solche Gehirne zu bilden. Böse wird der Mensch erst, wenn er unter seinesgleichen ist und aufs Handeln ausgeht. In seinem Zimmer ist ers nicht und nicht im Walde. Der einsam Betrachtende neigt zur Güte; und gutmütig und naiv kommen nun die romantischen Jahrzehnte, naiv und gutmütig bis in ihre Libertins. Der Wunsch nach Frieden zwischen den Geschlechtern wird sehr groß; das Bewußtsein von ihrem Kriegszustand geht fast verloren; er muß künftig wiederentdeckt werden, wie eine neue Wahrheit. Wie dazu Valmont die Schultern gehoben hätte! Aber die Marquise von Merteuil hätte in ihrem geschulten Gesicht keine Miene verzogen.

Denn die Marquise äußert grundsätzlich nie, was sie gerade denkt; und sie hat dafür gesorgt, daß man es nicht errät. Gleich bei ihrem Eintritt in die

Welt hat sie sich in Arbeit genommen, jede unwillkürliche Freude unterdrückt, sich Schmerzen beigebracht, um sie unter Heiterkeit verbergen zu lernen; ließ in der Hochzeitnacht sich kein Vergnügen anmerken, damit ihr Gatte sie für unempfindlich halte und Vertrauen fasse. Unter ihren Liebhabern ist keiner, der sich nicht für den einzigen hielte; denn keiner seiner Vorgänger oder Nebenmänner durfte etwas ausplaudern: von jedem kennt sie ein gefährliches Geheimnis, selbst von Valmont. Sie ist sich bewußt, Valmonts Leistungen tausendmal zu überbieten. Er mag viele Frauen ins Unglück gebracht haben; wenn er aber unterlag? Dann wars eben ein Erfolg weniger; sie aber, sie wagt. Wieviel mehr Schlauheit hat sie nötig! „Glauben Sie mir, Vicomte, man erwirbt selten die Eigenschaften, die man entbehren kann." Auf den Ehrgeiz, ihre Liebhaber im Zaum zu halten und der Gesellschaft zum Trotz zu leben, verwendet sie den Willen einer Katharina. Sie ist in Wahrheit auf der Höhe des Jahrhunderts. Valmont vergleicht sich umsonst mit Turenne und Friedrich; er prahlt zu viel; auch ist der Stoff, in dem er arbeitet, zu unmännlich, wie er ein einziges Mal selbst zu fühlen scheint. Er kann in diesem weiblichen Zeitalter immer nur die zweite Rolle spielen. Die Merteuil erst, das weibliche Genie, erhebt die Liebesintrige zur hohen Philosophie und zum groß angelegten Spiel um die Macht. „Unser Programm heißt: erobern." „Ich stieg in mein eigenes Herz, und dort studierte ich die Herzen der anderen." Valmont weiß nur, was ihn angeht, was die Praxis des Verführers ihn gelehrt hat. Er hat, zum Beispiel, grundfalsche Meinungen über alte Frauen. Er ahnt nicht einmal, was seine ehemalige Geliebte, die Merteuil, in Wirklichkeit für ihn fühlt, seit sie sich

in Güte getrennt haben; er wähnt, eine Frau verzeihe dies. Nur sie sieht klar in allen und ist gerüstet, jeden zu treffen. Sie gelangt, libertine in jedem Sinn, im Lauf ihrer lasterhaften Überlegungen zu den vorgeschrittensten Maximen. Sie ist Ästhetin; bereitet sich durch wechselnde Lektüre auf die Stimmungen vor, die die Liebesnacht ihr bringen soll; wird bei erotischen Seltsamkeiten landen. Sie hat einen Künstlerhaß auf die Plattheit und auf jene Frauen; die leichtsinnig aus Dummheit und nichts weiter sind als Amüsiermaschinen. Um nur ja nicht im Gewöhnlichen stecken zu bleiben, geht sie, als Beraterin der Jugend, bis an die Grenzen der offenen Gemeinheit. Diese weise Korrumpierung eines vertrauenden kleinen Geschöpfes! Und der bewußte Todesstreich gegen seine Geliebte, zu dem sie Valmonts eitle Hand lenkt! Sie hält sich als Bundesgenossin zu dem Feinde ihres eigenen Geschlechtes. Erst sie bezeichnet wahrhaftig in der Menschheit die Stelle, wohin nichts Menschliches mehr dringt. Die Frau der Renaissance bleibt weit zurück. Das Leben der Katharina Sforza müßte ganz aus dem einen Moment auf Imolas Festungswall bestehen: „Mein Kind? Tötet es nur! Ich mache mehr!“ Und auch dann noch wäre sie keine Merteuil. Diese Frau ist unberührbar; das letzte Laster ist unberührbar gleich der äußersten Reinheit. Es gäbe nichts, woran sie zugrunde gehen könnte; nur ihr eigener Stolz bringt sie um. Und als dann alles am Licht ist und sie in einem Theaterfoyer ausgejohlt wird von eben der Gesellschaft, die sie gängelte, von den heuchlerischen Halbschurken, denen nur Mut und Genie fehlte, um zu werden, was sie ist: da wird ihre Größe frei. Sie triumphiert noch im Untergehen; niemand kann glauben, daß sie sich getroffen fühlt, und man muß

immer lauter werden, und man erschrickt fast: rührt sich doch nichts in ihren Mienen!

Wo blieb sie, seit sie verschwand? Sie ist bis zur Stunde nie wiedergekehrt, nicht einmal mit verwässertem Blut, wie Valmont wiederkehrte. Im Werk des nächsten Bildners einer Gesellschaft, bei Balzac, ist die gefährlichste Frau keine Marquise; es ist eine kleinbürgerliche Kokotte. Und diese Marneffe tut nichts blendend Verruchtes, läßt nur zu, daß sich ein armer Alter an ihr zugrunde richtet. Sie hilft nur ein bißchen nach. Wenig Initiative der Sinne, gar keine des Geistes. Statt aller Philosophie ein paar Dirnenzynismen. Welch tiefer Fall, nachdem noch soeben auf dem Gipfel der Kultur die heftigste Bosheit geherrscht hatte! Nie war das Böse heftiger als in der Merteuil; und da für die Kunst Intensität alles ist, kann man zu dem Glauben kommen, die Merteuil sei eine der großen Gestalten der Weltliteratur.

Aus der Einleitung zu Heinrich Manns Übersetzung des gleichnamigen Romans von Choderlos de Laclos



HUGO VON HOFMANNSTHAL / SILVIA IM „STERN"

Szenen aus einem unveröffentlichten Lustspiel

Vorsaal im „blauen Stern". Im Hintergrund ein offener Balkon über dem Hof. Rechts kommt die Treppe von unten herauf und geht nach oben weiter. Rechts vorne steht ein großer Schrank. Links sind die Türen zu den Zimmern Nr. 4 und 5.

Der Baron (*kommt von oben, sieht sich um*): Natürlich kein Mensch da. Brillantes Wirtshaus!

Mme. Laroche *(sieht aus der zweiten Tür)*: O Pardon!

Der Baron: Bitte sehr. *(Für sich.)* Die angebliche Tante der angeblichen Demoiselle Silvia Neuhaus. Duenna minderer Kategorie.

Mme. Laroche *(nun aus der vorderen Tür)*.

Der Baron: Kann ich vielleicht behilflich sein, jemanden zu rufen?

Mme. Laroche *(zurücksprechend)*: Nein, es ist der Herr Baron. Natürlich werd ich mich sofort erkundigen. Sei nur ruhig.

(Zum Baron.)

Es ist — Sie entschuldigen mich, Herr Baron —

(Als ob sie gehen wollte.)

Das Kind ist so aufgeregt.

Der Baron: Ah! Aufgeregt?

Mme. Laroche: Nämlich — wir erwarten eine Ankunft. Es ist ein Freund.

Der Baron: Ah!

Mme. Laroche: Nein, durchaus nicht so, wie Sie meinen; sondern ein guter Bekannter. Das heißt, wir wissen gar nicht einmal so gewiß, ob er kommt. Es ist mehr nur so eine Idee von Silvia — Sie wissen ja, wie lebhaft, wie kapriziös sie ist. Sie glaubt, um vier Uhr gehört zu haben, wie man Pferde in den Stall geführt hat; da liegt das Kind die ganze Nacht wach und schläft mir nicht vor sechs Uhr ein!

Der Baron: Pferde? Ich habe nichts gehört, und ich höre doch leider Gottes jede Fliege im Haus.

Mme. Laroche: Und da bildet sie sich ein, das könnte — das müßte der und der gewesen sein.

Der Baron: Ah, ich begreife allerdings vollkommen, daß die Pferde, die um vier Uhr früh zufällig in den Stall geführt werden, die vorhergehende

sechsstündige Schlaflosigkeit des Fräuleins Silvia verursacht haben. Durchaus plausibel!

M m e. L a r o c h e: Herr Baron, Sie durchschauen einen! Sie würden einen Gerichtspräsidenten abgeben! Aber gestehen Sie mir das gleiche zu — ich kenne die Menschen auch ein bißchen. Aber wie ich ausseh, um Gottes willen!

D e r B a r o n: Habe nicht bemerkt, daß Sie irgendwie aussehn.

M m e. L a r o c h e: Oh, diesen Widerspruch diktiert nur Galanterie und vornehme Erziehung. Aber ich muß nachfragen —

D e r B a r o n: Ob zufällig ein Herr der und der angekommen ist. Ja, das interessiert mich auch sehr. Es wäre wirklich ein interessanter Zufall.

M m e. L a r o c h e *(kommt zu ihm zurück)*: Ich ziehe Sie ins Vertrauen, Herr Baron. Sie sind keine Gasthofbekanntschaft, Sie sind uns ein Freund geworden. Ihre Noblesse bürgt für Ihre Diskretion. Oh, ich bin nicht die Frau, die Konfidenzen macht. Es ist nur das Herzensbedürfnis, eine zweideutige Situation von einem distinguierten Mann, mit dem das Schicksal uns zusammengeführt hat, nicht falsch beurteilt zu sehn.

(Der Baron wehrt ab.)

M m e. L a r o c h e: Silvia ist eine Unschuld.

(Der Baron verneigt sich.)

M m e. L a r o c h e: Sie ist ein Kind, das sich seine Kindlichkeit unter den schwärzesten Schicksalen bewahrt hat. Bücher könnte man schreiben, Bücher, Herr Baron, über die Lehrzeit, die das arme Geschöpf durchgemacht hat in einem hochangesehenen, in einem hochadeligen Haus!

Der Baron: In einem hochadeligen Haus?

Mme. Laroche: Im Haus der Gräfin Castellborgo in Trient. Ich könnte den lieben langen Tag hier stehn und Ihnen erzählen.

Der Baron: Wollen Sie nicht Platz nehmen?

Mme. Laroche: Ich danke — keine Idee. Aber ich inkommodiere Sie.

Der Baron: Pardon, eine Sekunde.

(Zur Treppe, ruft hinab.)

Cilli! Cilli! Mein Frühstück! Den Kaffee frisch, den Honig in der Deckelschale, die Semmel gebäht, das Wasser frisch vom Brunnen. Verstanden!

(Zurückkommend.)

Bitte tausendmal um Verzeihung, aber die Bedienung in diesem Hause ist ja null, und ich stehe unter strengem ärztlichen Regime. Also Castellborgo sagen Sie, das ist ja sehr interessant. Frau des Generals?

Mme. Laroche: Die Schwägerin: die Witwe des ältesten Bruders.

Der Baron: Ist natürlich eine weitschichtige Kusine von mir. Das ist also die Gräfin, in deren Haus —

Mme. Laroche: Silvia hat Ihnen erzählt?

Der Baron: Ganz en passant. Sie nennt die Gräfin ihre Ziehmutter.

Mme. Laroche: Das war sie.

Der Baron: Sehr interessant. Beinahe romanhaft.

Mme. Laroche: Aber das alles liegt vorher. Wenn ich Ihnen erzählen dürfte, was das Kind durchgemacht hat, die Haare würden sich Ihnen — Pardon, das ist eine so dumme altmodische Redensart — man sagts ja heutzutag gar nicht mehr.

Der Baron (*winkt ab*): Durchgemacht. — Das alles interessiert mich im hohen Grade. Das arme interessante Wesen.

Mme. Laroche: Wissen Sie, daß sie mir noch diesen Winter am Scharlach fast gestorben wär? An einer Kinderkrankheit. Alles an ihr ist eben kindlich.

(Der Baron macht eine Grimasse.)

Mme. Laroche: Wie sie aufgestanden ist im März, hat sie wieder gehen lernen müssen wie ein kleines Kind. Und weiß wie die Wand war sie. Und wie sie das erstemal ausgegangen ist, eben zu der Tauf, hat sie Rouge auflegen müssen, sonst hätten sich ja die Menschen vor ihr geschreckt wie vor einem Gespenst. Und da beim erstenmal, wo sie unter Menschen geht — Sie können sich den Zustand erhöhter Erregbarkeit vorstellen —, sie selbst wie auferstanden von den Toten, die feierliche Handlung im Haus bescheidener kleiner Leute, und dort der einzige vornehme Mensch, der ihr entgegentritt, der Ehrengast, der Taufpate, ein schöner, eleganter, junger Mann. Aber wenn sie wüßte, daß ich Ihnen das erzähle! daß ich nur den geheiligten Namen in den Mund nehme!

Der Baron: Sie haben ihn ja gar nicht in den Mund genommen. Ich weiß ja noch immer nicht, von wem Sie sprechen.

Mme. Laroche: Rudolf von Reithenau heißt unser Freund.

Der Baron: Reithenau? Die Mutter ist eine Gräfin Fuchs? Natürlich ein weitschichtiger Vetter von mir.

Mme. Laroche: Von der Verwandtschaft des Herrn Rudolf Reithenau wüßte ich wenig Auskünfte

zu geben, aber eine Mutter existiert, und früher oder später wird er ja doch die Silvia der künftigen Schwiegermutter präsentieren.

Der Baron: Schwiegermutter?

Mme. Laroche: Mein Gott, daß mir das wieder herausgerutscht ist. Sie würde mirs nicht verzeihen. Bei ihr gibts nur eine Devise: von nichts reden, von nichts wissen. Immer eine Barriere zwischen sich und der Welt.

Der Baron: Aber hier und da passiert doch jemand die Barriere?

Mme. Laroche: Das ist es ja, was ich sage: — seine Unabhängigkeit muß man wahren — was gehen sich die Menschen an — hundert Schritt vom Leib, perfides Volk! Aber natürlich, man muß sich in die Welt zu schicken wissen — allein ist man eben nicht auf der Welt — man muß eben mit den Wölfen heulen. Nicht wahr, Herr Baron, wir verstehen uns?

Der Baron: Sie sind zu gütig. Also eine veritable Brautschaft? Sehr interessant.

Mme. Laroche: Das heißt, kein Wort davon offiziell natürlich. Herr Rudolf hin, Fräulein Silvia her. Alles so outriert! Wasch mir'n Pelz, aber mach ihn nicht naß. Nur atmen auf sein Kommando, sterben, wenn ein Brief von ihm sich um vierundzwanzig Stunden verspätet — aber nur kein grades Wort; nur nicht pressieren, nur keinen Termin, keine Frage, nur nicht 's Kind beim Namen nennen. Aber ich geb ihr recht; in einer Welt, in der alles gemein und interessiert ist, warum soll da ein Ausnahmsgeschöpf nicht eine Ausnahme in seinen Handlungen und Gesinnungen vorstellen? Natürlich, ob es ratsam ist, so zu handeln, das wird der Ausgang lehren. Gebe Gott, sag ich. Allerdings, nach-

sagen kann ich ihm nichts, er ist ein scharmanter junger Mann. Die Vornehmheit, die Diskretion, die Zurückhaltung selber. Er ist es, der uns den „Stern“ anrekommandiert hat. Natürlich ist da der Ort ein Paradies, der Wirt ein braver Mann, die Kathi ein Engel, die Landschaft schöner wie Italien. Allerdings war es ja in Innsbruck nicht mehr auszuhalten: ein Gewebe von Perfidien, von Verleumdungen. Aber Pardon, ich seh den Hausknecht. Er muß wissen, wer angekommen ist. Ich glaub ja selbst, das in den Stall geführte Pferd war nichts als eine Vorspiegelung der Sehnsucht.

(Cilli kommt mit dem Frühstück die Treppe herauf.)

Der Baron: Da haben Sie die Cilli. Cilli, ist heute nacht jemand arriviert?

Cilli: Was?

Der Baron: Ob jemand angekommen ist heut nacht.

Cilli: In der Nacht nit, in der Früh sind zwei ankommen.

Der Baron: Ein Herr von Reithenau?

Cilli: Wie der Herr heißt, weiß i nit; der Diener heißt Herr Johann.

Mme. Laroche: Johann — das ist sein Leibjäger!

(Eilt ab ins Zimmer.)

(Cilli will mit dem Frühstück die Treppe hinauf.)

Der Baron: Halt!

Cilli: Ich trags ins Zimmer hinauf.

Der Baron *(zieht sie gegen den Balkon)*: Dorthin!

(Cilli deckt auf dem Balkon einen kleinen Tisch.)

Der Baron (*inspiziert den Tisch*): Der Honig?

Cilli: Wenn die Fräul'n Kathi 'n Schlüssel hat!

Der Baron: Und indessen wird natürlich der Kaffee kalt. Es ist...

Der Wirt (*kommt die Treppe herauf*): Guten Morgen, Herr Baron. Wie, wird man denn dem Herrn Baron sein Frühstück da servieren, wo's zieht! Marsch weg da und hinunter in die Laub'n den Kaffee.

Cilli: Wenns der Herr Baron angschafft hat!

Der Baron (*mit Duldermiene*): Lassen Sie nur da. Es ist ganz alles eins. Aber den Honig, wenn ich vielleicht bitten darf.

Der Wirt: Geschwind den Honig! Warum kommt der extra?

Cilli: Wenn die Fräul'n Kathi die Schlüssel hat.

Der Wirt: Also flink, verlang den Schlüssel.

(*Cilli ab.*)

Der Wirt (*sucht überall*): Wo die Kathi wieder 's Fremdenbuch hin'tan hat?

Der Baron (*nach vorne kommend, die Kaffeetasse in der Hand*): Von der neuen Ankunft erfahre ich nichts. Ich bin ja überhaupt der Letzte, der etwas erfährt. Und der neue Ankömmling wohnt womöglich neben mir, hat einen Jagdhund, der heult, wenn ich meine Etüden spiele, raucht einen Knaster, der durch die schlecht schließenden Türen dringt und mir mein Zimmer verstinkt, geht mit knarrenden Stiefeln, ist Schnarcher oder hat andere nächtliche Untugenden — kurz halleluja!

Der Wirt: Aber er wohnt ja auf der andern Seiten. Die Kathi hat's Zimmer für ihn ausgeräumt.

Der Baron: Ah, also ein besonders protegierter Gast. Jedenfalls derselbe, der mich mit Pferde-

getrappel und Pumpern an die Stalltür um die Nachtruhe gebracht hat.

Der Wirt: Es tut mir sehr leid, daß S' gestört waren. Der Herr Rudolf is's, der Herr von Reithenau.

Der Baron: Der junge Herr hat bei Ihnen ein kleines Absteigequartier, wie es scheint.

Der Wirt: Der Herr Rudolf? So klein kenn ich ihn. Is um zwei Jahr älter wie die Kathi. Er is ja der Eigentümer von Fuchs-Schlössel: es heißt ja nur so, weil früher gräflich Fuchsisch war, jetzt ist es Reithenauisch.

Der Baron: Also ist die Mutter von diesem Reithenau eine Gräfin Fuchs? Das ist eine Großkusin' von mir.

Der Wirt: Was der Herr Baron nicht sagen!

(Cilli bringt eilig den Honig, geht eilig wieder ab.)

Der Baron: Aber den Vater bring ich nicht zusammen. Was war denn der?

Der Wirt: Rittmeister hab'n wir ihn gheißen, aber er is in Zivil gangen.

Der Baron: *(sich Honig auf die Semmel schmierend)*: Gottlob wenigstens keine von den unleidlichen, parvenierten Familien.

Der Wirt *(sucht überall herum)*: Das weiß ich ja, daß der Herr Baron die parfümierten Familien nicht leiden kann. Wo nur 's Fremdenbuch ist, allerweil legt sie's woanders hin, die Kathi!

(In einer kleinen Verlegenheit.)

Weil wir schon so im Diskurs sind, Herr Baron, so hab ich weg'n 'n Theodor fragen wollen, wegen den vazierenden Hofmeister.

Der Baron: Sie meinen den Doktor Lauffer, meinen Sekretär?

Der Wirt: Is schon der nämliche. Das hab ich aber nicht gwußt, daß er jetzt Sekretari is beim Herrn Baron.

Der Baron: Er unterstützt mich in der Korrespondenz, die mein Prozeß nötig macht. Also was gibts mit ihm?

Der Wirt: Es wär halt: seine Verzehrung geht also jetzt auf die Rechnung vom Herrn Baron?

Der Baron: Allerdings. In dieser Weise entschädige ich ihn, das heißt, wir verrechnen uns.

Der Wirt: Aha! Und die Kathi meint halt allerweil —

Der Baron: Mein lieber Preleutner, Sie werden mich noch aus dem „Stern" hinaustreiben, oder vielmehr die Mamsell Kathi, die hinter Ihnen steckt. Schämen Sie sich nicht, so ein großer starker Wirt und steht unter dem Pantoffel, und nicht einmal von der Frau, gar von der Tochter.

Der Wirt: Is halt a rechte Gschicht mit'n Lauffer.

Der Baron *(frühstückend)*: Was denn?

Der Wirt: A Falschmelder soll er sein. A ganzer Strapanzer.

Der Baron: So? Was hat denn da die Kathi wieder zusammengebracht?

Der Wirt: Net die Kathi, a Viehhändler von Urfahr is dagwesen, ein recht ein honetter Mann, der hat ihn gsehn und hat gsagt, er hätt sich früher im Innviertel umtrieben, unter ganz an andern Nam', und hätt a reiche Bäurin narrisch gemacht.

Der Baron: Was denn nicht noch! Ich sag Ihnen, der Herr Theodor ist ein Ehrenmann.

Der Wirt: Ein Ehrenmann — da schaust her!

Der Baron: Ein gar nicht gewöhnlicher Mann.

Der Wirt: Aha!

Der Baron: Ein Mann, den ich hier und selbst in Wien unter meine besondere Protektion nehme.

(Der Wirt wendet sich zum Gehen.)

Der Baron: Sagen Sie das Ihrem Viehhändler und wer sonst noch hinter ihm steckt. Ich wünsche nicht, daß der Mann Scherereien hat. Ich werde noch Mittel und Wege finden, einem Menschen in Österreich seine Ruhe zu verschaffen.

(Ihm nach bis an die Treppe.)

Aber wenn ich gar ein so akkurater Wirt wär und gar so scharf auf die Richtigkeit der Meldzettel, so würd ich mein Augenmerk auf eine andere Partei richten, wo es allerdings mit der Verläßlichkeit der Meldung soso lala ausschauen dürfte.

Der Wirt: Wen meint der Herr Baron?

Der Baron zeigt hinter sich.

Der Wirt: Das Fräuln Neuhaus mit der Tant?

Der Baron: Allerdings dieses sogenannte Fräulein Silvia Neuhaus mit der sogenannten Tante.

Der Wirt: Warum soll 's denn nicht Neuhaus heißen? Is doch ganz ein gewöhnlicher Nam'.

Der Baron: Eben, von einer verdächtigen Gewöhnlichkeit, von einer Unauffälligkeit, hinter der das geübte Auge etwas recht Auffälligs wittert. Man sieht nicht so aus, und wenn man schon so aussieht, so hat man keine Tant, die so aussieht. Und diese ganze Komödie mit der Brautschaft, die zugleich existiert und nicht existiert, diese Kreuzerkomödie der zufälligen Begegnung —

Der Wirt: Is sie denn eine Braut?

Der Baron: Sie kennen sich kaum — aber sie sind verlobt. Sie sind verlobt, aber niemand darfs wissen. Eigentlich wissen sie's selber nicht.

D e r W i r t: Ja, mit wem soll denn die Brautschaft sein?

D e r B a r o n: Mit dem Herrn von Reithenau natürlich.

D e r W i r t: Ah, da bin ich aber sehr überrascht!

D e r B a r o n: Aber so naiv sind Sie hoffentlich nicht, ein Wort von diesem Fünfkreuzerroman zu glauben? Die Gräfin als Ziehmutter — weil die Gräfinnen schon nichts anderes zu tun haben, als Waisenmädchen aufzuziehen —, und dazu diese Madame Laroche mit dem Namen aus der Theatergarderobe und der konfiszierten Physiognomie. Wissen Sie, was so eine Tante kost't? Zwei Gulden für'n Nachmittag und die Jausen. — Und der angebliche Bräutigam! — Sind reich, die Reithenau?

D e r W i r t: Sehr eine reiche Herrschaft.

D e r B a r o n: Natürlich! Na, es wird nicht die erste und nicht die letzte Brautschaft von diesem Fräulein Silvia sein, und die Tant wird noch öfter die saubern Finger in einem ähnlichen Spiel haben. Aber obs akkurat für das Renommee vom blauen Stern sehr förderlich ist, wenn die Jungfer Kathi zu dem Behuf 's Zimmer ausräumt und der Herr Preleutner womöglich 's „Gott erhalte" dazu spielen laßt —

D e r W i r t: So meint der Herr Baron, daß die Fräul'n Silvia eine solchene —

D e r B a r o n: Pst! Pst! Ich meine gar nichts. Ich habe überhaupt mit der ganzen Sache nichts zu schaffen. Für mich existiert weder dieses Fräulein Neuhaus, mit der ich übrigens kaum hie und da zwei Worte gewechselt habe, noch die saubere Tant. Ich weiß mir die Menschen, die mir nicht passen, vom Leib zu halten.

D e r W i r t *(langsam über die Treppe ab)*.

Theodor Lauffer kommt die Treppe herauf, an dem Wirt vorbei, der hinabgeht. Er nickt dem Wirt herablassend zu und geht über die Mitte der Bühne gegen Silvias Tür hin.

Der Baron: Ah, mein Lieber, wir haben eine Masse zu erledigen. Adieu, Preleutner! — Haben Sie mir das Instrument gebracht? Natürlich vergessen! Ist übrigens momentan nicht das Dringendste. Also hören Sie: unsere Tugend, der Engel im Stern, hat natürlich einen Liebhaber. Ist soeben arriviert, der Herr. Wir werden also jedenfalls unsere Schachpartie nicht oben machen, sondern hier. Ich habe mich zu diesem Zweck schon etabliert. Ja, Mensch, was haben Sie denn?

Theodor *(ohne ihn zu beachten)*: Ihr Zimmer. Wäre dieser öde Schleicher dir nicht im Rücken, du stürztest hin, die Türschwelle zu küssen. Daß es möglich ist! Sie wird heraustreten, anlächeln wird sie dich — es ist zu viel!

Der Baron: Lauffer! Das ist ja ein Paroxysmus!

Theodor *(kehrt sich um, winkt dem Baron gelassen mit der Hand)*: Recht guten Morgen, Herr Baron.

Der Baron: Ich glaube, Sie haben mich die ganze Zeit nicht gesehen.

Theodor: Allerdings kaum. Nur wie durch einen rosigen Nebel. Ich hätte Sie für einen schönen jungen Mann halten können. St!

Er horcht, den Kopf nach der Tür des vorderen Zimmers gebeugt; nach einer Weile richtet er sich wieder auf. Der Baron sieht ihn geärgert an.

T h e o d o r *(kehrt ihm den Rücken)*: Meine Lippen sind weich und zart, als blieben sie ein unsichtbares süßes Instrument, meine Fingerspitzen sind länger geworden. Wenn ich jetzt eine Geige zur Hand hätte, ich könnte spielen wie ein Gott.

D e r B a r o n: Apropos, haben Sie die skandalöse Geschichte von meinem Barbier gehört?

T h e o d o r: Nein, mein Verehrter.

D e r B a r o n: Dieses Subjekt — na genug, ich habe den Kerl hinausflankieren müssen. Allons, Sie rasieren mich zuerst, und dann spielen wir unser Schach.

T h e o d o r *(schüttelt den Kopf)*: Still! Jetzt muß ich warten. Es könnte sein, daß sie heute den Vormittag benützen will, die vierhändige Sonate zu spielen.

D e r B a r o n: Mensch, ahnen Sie denn nicht, wie lächerlich Sie sind mit Ihrer Verliebtheit?

T h e o d o r: Nennen Sie mich immerhin lächerlich. Dieses Wort ist aus einer Sprache, die ich nicht spreche. Nennen Sie mich, wie Sie wollen, während meine eigne Sprache Strahlen sind, unsagbar fliegende Empfindungen, hauchende Träume.

D e r B a r o n: Während dieser Zeit wäre ich halb rasiert. Allons, allons!

T h e o d o r *(dreht sich zu ihm)*: Und wie wäre denn Ihnen zumute, wenn Sie sie nur mit der Fingerspitze berühren dürften?

D e r B a r o n: Sie debordieren, mein Wertester.

T h e o d o r: Verliebt sind Sie in das süße Geschöpf, verliebt wie ein hagerer Kater.

(Der Baron lacht höhnisch auf.)

T h e o d o r: Seit wie vielen Tagen umwinden Sie dieses dürftige Bein mit neuen Gamaschen? Seit

wie vielen Tagen unterlassen Sie es, zu husten, zu räuspern, sitzen träumerisch auf diesem Balkon mit einem Buch in der Hand? Seit wie vielen Tagen sind Sie sorgfältig rasiert, haben Sie Ihre alberne Hypochondrie vergessen, fühlen sich nicht mehr Ihren Puls, besehen nicht mehr Ihre Zunge, gehen nicht mehr mit geschlossenen Augen auf der Ritze des Fußbodens, um ihr Rückenmark auf die Probe zu stellen? He, he?

(Der Baron lacht höhnisch.)

Theodor: Jawohl!

Der Baron: Ich — in diese Demoiselle — es ist —

Theodor: Jawohl, verliebt, du Seele von einem Menschen. Deine Härte, deine Dürre gegen sie, das ist deine Verliebtheit. Mit den Blicken möchtest du sie durchbohren — an den Pranger möchtest du sie stellen. Und ich sollte deine kleinen wollüstigen Schwindeleien nicht durchschauen? Passen sie nicht perfekt zu Ihren Spinnenbeinen? zu Ihren harten Augen? zu Ihrem dürren Mund? Nicht wahr, Herr Baron, es ist eine hinreißende Ausschweifung, das geliebte Wesen herabzusetzen, es zu verleumden, es leiden zu machen? Ich wollte, ich könnte das auf der Geige spielen, was da in dir vorgeht, du Sardanapal!

Der Baron: Genug jetzt. Sie hauen heute über die Schnur, mein Bester. Räumen Sie dort ab!

(Theodor geht hin, räumt ab.)

Der Baron: So. Jetzt holen Sie das Schachbrett.

Theodor *(vorkommend, sieht ihn nicht ohne Bewunderung an)*: Sie wollten ja zuerst rasiert sein.

Der Baron: Also flink, lassen Sie sich unten warmes Wasser geben.

Theodor: Gut, ich werde das Wasser holen. Und hier ist auch Ihre Flöte, alternder Schäfer.

(Zieht das Instrument hervor.)

Der Baron: Gut. Sie haben die Bagatelle einstweilen für mich ausgelegt? Dorthin, wenn ich bitten darf.

Theodor *(legt die Flöte auf den Tisch. Im Begriff zu gehen, sieht er, wieder stehen bleibend, auf die Tür zurück)*: Mein Hirn ist voll von einem entzückenden Wahnsinn. Ich umbrüte dieses Wesen. Ich verliere mich in ihrer Lieblichkeit.

Der Baron: Er verliert sich, und ich werde unrasiert dastehn.

Theodor: Hat sie nicht etwas aufreizend Hilfloses? Sieht sie nicht aus, als wäre sie von Räubern überfallen und an einen Baum gebunden, ausgeliefert dem Erstbesten, der da des Weges kommt?

Der Baron: Und dieser Erstbeste, der möchten natürlich Sie sein.

Theodor: Der bin ich, mein Knabe, innerlich, jede Nacht, jeden Morgen, jeden Nachmittag, jede von den vierundzwanzig Stunden des Tages, ausgenommen die Stunde, wo ich bei ihr bin und sie auf dem Klavier akkompagniere.

Der Baron: Wer sind Sie da?

Theodor: Niemand. Der Musiklehrer. Ich kenne den Menschen kaum. Allerdings zuweilen erlebt auch der Musiklehrer einen göttlichen Augenblick.

(Tritt auf den Baron zu.)

Wo ist denn die kleine Flasche mit Kreuz und Totenschädel? Wo ist sie denn, der Schrecken des Feigen, die Entzückung des Mutigen, die kleine Flasche, die Schlaf für tausend Nächte enthält?

(Tut, als suchte er in den Taschen.)

Der Baron (*zurücktretend*): Lauffer, ich habe mir verbeten, daß Sie mir die Giftflasche, die Sie unverantwortlicherweise bei sich führen, unter die Augen bringen.

Theodor (*suchend*): Gleich kommt sie hervor, die Bringerin süßer Ruh.

Der Baron: Ich verbiete Ihnen — Sie sind nicht in der Lage, zu wissen, ob das Gift selbst bei verschlossenem Flacon nicht auf einen Organismus von der krankhaften Empfänglichkeit des meinigen gefährlich zu wirken imstande ist.

Theodor: Ruhe, kühner Achill!

(*Flüsternd.*)

Seit gestern ist Theodor Lauffer nicht mehr der Besitzer des ominösen Fläschchens — auch Christlieb Zeltner nicht.

Der Baron: Wer ist das?

Theodor: Ich pflege den bescheidenen Klavierlehrer so zu nennen.

Der Baron: Welchen?

Theodor: Diesen. Nun ja, den Klavierlehrer. Seine Beziehungen zu Theodor, dem Arzt, dem Weltweisen, dem landfahrenden Träumer, sind nur lose.

Der Baron: Und Sie haben der jungen Person dieses infame Gift — da ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher.

Theodor: Wie sie's mir abgeschmeichelt hat, mit was für Engelsworten. Wie klug sie ist. Sie spielte Beethoven. Ahnen Sie, Mensch, was das heißt, Silvia spielt Beethoven? Und er stand hinter ihrem Sessel und verging.

Der Baron: Er?

Theodor: Der armselige Klavierlehrer. Und

ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, zog er die Phiole des schlummernden Todes hervor und umklammerte sie in feuchter Hand, und sie sah es, sie verlangte von ihm, sie erbat von ihm dieses Geschenk. „Sind Sie unglücklich?“ fragte er und wollte es ihr verweigern, der Erbärmliche. „Glücklich, unsagbar glücklich“, hauchte sie, und ihre Augen schwammen im Unendlichen. Und wie sie ihn ansah! Christlieb Zeltner, um dieser Minute willen darfst du nicht leben, Theodor Lauffer gönnt dir die Erinnerung an diese Minute nicht! Und es war nicht die letzte solcher Minuten! Sie lebt! Sie ist da! Ich werde mit ihr Klavier spielen.

Der Baron: Das werden Sie nicht.

Theodor: Warum nicht?

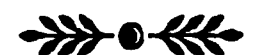
Der Baron: Weil ihr Liebhaber angekommen ist.

Theodor: Herrlich! Ich werde sie in den Armen des Geliebten vergehen sehen!

Der Baron: Ich glaube nicht, daß man Sie dazu einladen wird.

Theodor: Eine erbärmliche Phantasie, die nicht so weit reicht, das geliebte Wesen dann noch um so viel mehr zu vergöttern. Und wer ist der glückliche Knabe? Ist er schön? ist er jung? hat er adlige Hände? ist er ein großer Herr? riecht er nach Jugend, nach Sattelzeug und englischen Wassern?

Der Baron: Er ist ein vermögender junger Mann. Das dürfte genügen.





Aubrey Beardsley: Dichterschicksal.

DU sollst auf den Tisch des Tempels allezeit Schaubrote legen vor mir, so heißt es im Gesetze Moses.

Ein Judäer, der in seiner Jugend in einem fremden Lande gewaltsam einem fremden Glauben zugeführt worden war, kam nach dem nördlichen Galiläa, kehrte hier zu dem Glauben seiner Väter zurück und ließ sich nieder in der heiligen Stadt Sephath — möge sie in Bälde wieder aufgebaut werden. Es war die Zeit, da der Seher und Wundertäter Isaak Luria im heiligen Lande wirkte und seine Jünger die neuen Lehren verkündeten. Am Sabbat ging der Fremdling ins Bethaus und hörte eine Predigt, die von dem Gesetz der Schaubrote handelte. Der Priester seufzte, als er der Sitte gedachte, und sprach mit Trauer: Nun ist es aber durch unsre Sünden gekommen, daß der Tempel zerstört und der Tisch uns genommen worden ist, auf dem die Brote für den Herrn allwöchentlich zugerichtet wurden.

Der Bekehrte nahm die Worte des Predigers gläubig hin und ging bewegt nach Hause. Er erzählte seiner Frau von dem, was er im Gotteshause gehört hatte, und befahl ihr, am Rüsttage zum Sabbat zwei feine Brote zu backen. Das Mehl dazu sollte sie dreizehnmal sieben, den Teig mit Sorgfalt rühren und im ganzen mit Reinheit und großer Vorsicht zu Werke gehen, denn er wolle die Brote im Tempel darbringen; vielleicht werde der Herr an ihnen Gefallen finden. Das Weib tat in allem, wie ihr ihr Eheherr geboten hatte. Und nun trug der fromme Mann die zwei Brote in den Tempel, legte sie in die Bundeslade, betete vor dem Herrn und flehte ihn

an, die Speise gnädiglich hinzunehmen. Er sprach mit dem Allmächtigen wie ein Sohn mit einem Vater.

Der Küster des Bethauses aber fand hernach das Backwerk liegen und nahm es mit nach Hause, ohne viel zu fragen, wo es her sei. Er aß das Brot und freute sich an ihm, wie sich der Bauer an der Ernte freut. Kurz vor Sabbatausgang kam der Einfältige in den Tempel und fand die dargebrachten Brote nicht mehr. Er ward voll großer Freude, lief zurück in sein Haus und sprach zu seiner Gefährtin: Preis und Lob dem Herrn, gebenedeit sein Name, daß er eines Armen Gabe nicht verschmäht; siehe, er hat die Brote, da sie noch frisch waren, verspeist. Und er ermahnte das Weib, von nun an zu jedem Sabbat Schaubrote für die Lade zu bereiten. Er sprach: Wir haben nichts, was wir Gott verehren könnten; nun sehen wir, daß ihm das Brot behagt; also ists unsre Pflicht, ihn auch weiterhin zu erheitern. Und sie übten die Sitte mit großer Andacht Woche für Woche.

Da fügte es sich einmal, daß der Gesetzesmann, dessen Predigt den treuherzigen Fremdling bewogen hatte, allwöchentlich das Opfer zu bringen, schon am Freitag im Bethause anwesend war, um die Ermahnungsrede, die er am Sabbat zu halten hatte, erst vor sich selbst herzusagen. Nun kam der Gläubige mit den zwei Broten, näherte sich der Bundeslade, legte sie hinein und begann mit innerer Freude und Hingebung sein gewohntes Gebet zu sprechen. Er merkte nicht, daß der Prediger zugegen war und alles mit sah und anhörte. Diesen aber verdroß die Handlung des Fremden überaus, und er schrie ihn an und sagte: „Tor! Ist denn unser erhabener Gott ein Wesen, das Speise und Trank braucht? Gewißlich nimmt der Diener dieses Hauses die Brote weg

und ißt sie, und du, Verirrter, glaubst und denkst, daß der da oben sie verzehrt. Es gibt keinen größern Frevel als den, dem Herrn körperliche Eigenschaften anzudichten; er ist kein Leib und keinem Leibe gleich." So geißelte der Eiferer mit scharfen Worten den ahnungslosen Mann. Es währte nicht lange, und der Diener des Bethauses trat ein mit der Absicht, die Brote aus der Lade zu holen. Nun rief der Gesetzesmann ihm zu: „Bekenne es laut! Weswegen bist du jetzt hierhergekommen? Wer war es, der die Brote stahl, die dieser Mann jede Woche zu bringen pflegte?" Da gestand der Küster die Wahrheit und gab zu, daß die Brote jedesmal von ihm verzehrt worden waren.

Als dem Proselyten so plötzlich die Augen geöffnet wurden, fing er zu weinen und zu klagen an; er sagte, er habe die Worte der Predigt so hingenommen, wie sie gesprochen worden wären; er habe gedacht, den Herrn zu ehren, und nicht gewußt, daß er eine solche Sünde beging.

Der Mann hatte noch nicht ausgeredet, als ein Bote vom heiligen Rabbi Isaak erschien und zu dem Prediger im Namen seines Meisters folgendes sprach: „Geh heim und bestelle dein Haus, denn morgen bist du nicht mehr. Eine Stimme vom Himmel hat dieses verkündigt!" Da erschrak der Gesetzesmann über das, was er vernommen hatte. Er eilte zum Seher, fiel vor ihm nieder und fragte: „Worin hab ich gefehlt, und was ist mein Vergehen, daß ich nicht länger leben darf?" Da erhob sich der Heilige und sprach: „Seit dem Tage, da der Tempel in Asche gelegt worden ist und auf dem Altar nicht mehr geopfert wird, hatte der Herr keine Freude erfahren. Nun kam dieser Fremdling hierher und brachte ihm in der Einfalt seines Herzens Schaubrote dar; der

süße Geruch kam vor Jahve. Du aber hast diesen Dienst zunichte gemacht, und so ist im Himmel der Tod über dich verhängt worden, und dir ist keine Rettung."

Der Prediger kehrte heim und traf seine letzten Bestimmungen. Am Sabbat, zur Stunde, da er mit der Predigt hätte anheben sollen, verschied er in das Haus der Ewigkeit, wie es der Gottesmann vorausgesagt hatte.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen fünften Bande des „Born Judas".

LUDWIG BÖRNE / DENKREDE AUF JEAN PAUL

EIN Stern ist untergegangen, und das Auge dieses Jahrhunderts wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius, und erst späte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einst weinend geschieden. Und eine Krone ist gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert ist gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein Hoherpriester ist gestorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Ersatz gewesen und uns nun unersetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgendeine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat seine eiserne Kraft; der kränkelnde Süden seine goldene Sonne; das finstere Spanien seinen Glauben; die darbenden Franzosen

erquickt der spendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm besaßen: Kraft, und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfesselte Rede. Das ist der Stern, der untergegangen: der himmlische Glaube, der in dem Erloschenen uns geleuchtet. Das ist die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrschte, der sie getragen, wie alle, die ihm untertan gewesen. Das ist das Schwert, das gebrochen: der Spott in scharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröten macht. Und das ist der Hohepriester, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er ist dahingeschieden, und unsre Andacht hat keinen Dolmetscher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die andern, die ihn nicht verloren. Nicht allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er allen geboren, und alle werden ihn beweinen. Er aber steht geduldig an der Pforte des zwanzigsten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis sein schleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein in die Stadt seiner Liebe; er führt sie unter ein wirtliches Dach: die Vornehmen verzärtelten Geschmacks in den Palast des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in seines Siebenkäs enge Stube, wo die geschäftige Lenette am Herde waltet und der heiße, beißende Wirt mit Pfefferkörnern deutsche Schüsseln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechselt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters steigen auf und steigen nieder. Nichts ist dauernd als der Wechsel, nichts beständig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens schlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Ver-

bluten, wenn nicht die Dichtkunst wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur versagt: eine goldene Zeit, die nicht rostet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloses Glück und ewige Jugend. Der Dichter ist der Tröster der Menschheit; er ist es, wenn der Himmel selbst ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott seinen Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um schnöden Botenlohn die himmlische Botschaft bringt. So war Jean Paul. Er sang nicht in den Palästen der Großen, er scherzte nicht mit seiner Leier an den Tischen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die süßen Töne seiner Harfe. Mögen wir der stolzen Glocke, die an seltnen Festtagen majestätisch schallt, unsere Ehrfurcht zollen — unsere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsschlag unsers Herzens begleitet, die jede Viertelstunde unserer Freuden nachtönt, und alle unsere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Türme, Tempel und Paläste; in den Häusern ihre Herren; im Volke die Kameradschaften; in diesen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkost; der Wanderer staunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preisen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachsene Pfade suchte er das verschmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menschen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühtenihm, sie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmste Dichter, und schlotterte ihm nur eine Saite noch auf seiner küm-

merlichen Leier, er hat die Feiertage der ersten Liebe besungen. Jean Paul wartet diese heilige Flamme, bis sie mit dem Tode verlischt. Bei jeder goldenen Hochzeit ist er der trauende Priester, der die alten Herzen noch einmal aneinanderlegt und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der Tod sie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeschneite Häuschen eines Dorfschulmeisters, die Christnachtfreuden seiner Kinder zu teilen. Mit vollen Klängen besingt er die königliche Lust auf den Wonneinseln des Lago Maggiore; aber mit leisern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutschen Jubelseniors und die Freuden eines schwedischen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens steht er allein. Seltsame, wunderliche Menschen, die wir sind! Fast sorglicher noch als unsern Haß, suchen wir unsere Liebe zu verbergen, und wir fliehen so ängstlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichtums meiden. Wie oft geschieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geschwätzes, all den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort besprochen werden, erlogene Aufmerksamkeit schenken! Wir scheinen gelassen und sind bewegt, scheinen ernst und sind weich, scheinen wach und sind von süßer Lust gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes, und unser Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwischen den Blumenbeeten unserer Kindheit und erheben uns auf den Flügeln der Phantasie zu den roten Abendwolken unsrer hinabgesunkenen Jugend. Wie ängstlich lauschest du dann umher,

ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die stillen Seufzer deiner Brust vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran und sagt dir leise und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgst deine Freuden, weil sie dir zu kindisch scheinen für die Teilnahme der Würdigen; du verheimlichst deine Schmerzen, weil sie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verstohlene Lust und spricht: „Komm, spiele mit mir!“ Er schleicht sich in die Kammer, wo du einsam weinest, wirft sich an dein Herz und sagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgendeine kindliche Neigung in deiner Brust, und sie erwacht, steht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur seine Lieder, die dein Herz in solchen Schlaf und in solche Träume gelullt. Nicht wie andere es getan, spürt er nach den verborgenen Einöden im menschlichen Herzen, er sucht darin die versteckten Paradiese auf. Er löset die Rinde von der verhärteten Brust und zeigt den weichen Bast darunter; und in der Asche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtoten Funken und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er seinem Volke wohlgetan, darin war er sein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutscher Jüngling, wenn er liebte, zu sagen wagte: Ich liebe dich. Zünftig und bescheiden, wie er war, sagte er: W i r lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, seinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerst wagte, das jedem Deutschen so grause Wort I c h auszusprechen, und wenn die Freiheit nicht darin besteht, daß man ohne Gesetze lebe, sondern daß jeder sein eigner Gesetzgeber sei,

so war es Jean Paul, der für unsere Enkel die Saat der deutschen Freiheit ausgestreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die schönste und erhabenste Weise, wie man dieses Wort nur deuten mag. Einst in seiner Jugend hatte er folgenden Eid geschworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher toten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer schweren, es auch spreche, und will dich nie verkennen, du magst wohnen im engen Alpental oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magst den Menschen Frühlinge schenken oder hohe Irrtümer oder einen kleinen Wunsch, oder ihnen alles, alles nehmen!“ Er hat den Eid geschworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was ist Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem einen schenkt, was er dem andern genommen. Jean Paul war auch ein Priester des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme und das Recht der Altar, auf dem sie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein sittlicher Sänger. Nie schmückte er häßliche Sünde mit den Blumen seiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde seiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit seinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuschmeicheln; aber er hat es nicht getan. Er stritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens sündlich heilloses Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll

auch der Richter der Menschheit sein und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichten verlocken in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herabzuholen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Christentum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und gesungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des toten Besitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geschmeichelt. Der Humor ist keine Gabe des Geistes, er ist eine Gabe des Herzens, er ist die Tugend selbst, wie ein reichbegabtes Herz sie lehrend übt, weil es sie nicht übend lehren darf. Der Humorist ist der Hofnarr des Königs der Tiere in einer schlechten Zeit, wo die

Wahrheit nicht tönen darf wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humorist löst die Binde von den Füßen des Saturns, setzt den Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das Saturnalische Fest, wo der Geist das Herz bedient und das Herz den Geist verspottet. Einst war eine schönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnsucht kannte. Das Leben war ein olympisches Spiel, wo jeder durfte seine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel versperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias seines gefangenen Volkes. Die Klage ist verstummt, das Leid ist geblieben. Denn jene falschen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Toten wollen wir seiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken sich frei, weil sie mit ihren Ketten rasseln; kühn, weil sie in ihrem Gefängnisse toben, und freimütig, weil sie ihre Kerkermeister schelten. Sie springen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum Kopfe — sie sind hier oder dort; aber der Abgrund ist geblieben; sie verstanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung ist ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Gesichts, sie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldstücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgendein Kleinod zu, wissen sie es nicht schicklich zu gebrauchen, und man sieht sie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preist, die Liebe ist stumm.

Nicht preisen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüsterne Gast vergißt über das Mahl den Wirt, der herzlose Kunstfreund den Künstler über sein Werk. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genossenen Wohltat erzählt; aber der Dankbarste ist, der die Wohltat vergißt, sich nur des Wohltäters zu erinnern. So wollen wir des seligen Geistes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unsere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht sie schätzen. Die Schätze, die er hinterlassen, sind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelsteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweist; aufgespeicherte, ungemahlne Brotfrucht, und Äcker genug, worauf noch die spätesten Enkel ernten werden. Solcher Reichtum hat manches Urteil arm gemacht. Fülle hat man Überladung gescholten, Freigebigkeit als Verschwendung! Weil er so viel Gold besaß, als andere Zinn, hat man als Prunksucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat seinen Irrtum verschuldet? Wenn große Reichtümer durch viele Geschlechter einer Familie heraberben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genusses; die Fülle wird geordnet; alles an schickliche Orte gestellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geschmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überrascht, dem es die nackten Wände zauberschnell mit hohen Pfeilerspiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fässer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauscht sich im Becher der Freude, teilt unbesonnen mit vollen

Händen aus, und blendet, weil er ist geblendet. Ein solcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von seinem Volke nicht geerbt. Der Himmel schenkte ihm seine Gunst; das Glück stürzte gut gelaunt sein Füllhorn um und überschüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er sah und zeigte sie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzstufe, nur von wenigen erkannt, und die Fassung der Edelsteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Wert.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo seine Asche ruhe? Vom Himmel ist er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unser Herz ist sein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen seiner Kindheit, von den Träumen seiner Jugend, von seinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Gustav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr seine Hoffnungen? Im Kampanertale findet ihr sie. Kein Held, kein Dichter hat von seinem Leben so treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es getan. Der Geist ist entschwunden, das Wort ist geblieben! Er ist zurückgekehrt in seine Heimat; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in seiner Verklärung seine traute Erde nicht vergessen, nicht seine lieben Menschen, die mit ihm gespielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

Vorgetragen zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.



WILLY SEIDEL / AUS DEM ROMAN „DER NEUE DANIEL"

Die Menschenpumpe

ERWIN und Mildred heirateten in New-York und verbrachten ihre Flitterwochen am oberen Hudson. Den darauffolgenden Winter verlebten sie wieder in der Stadt; und als das Frühjahr des Jahres neunzehnhundertsechzehn kam, hatten sie sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen erholt darüber, daß der Krieg noch keineswegs zu Ende war, sondern sich in Europa zu einer schauerlichen Angewohnheit auszuwachsen schien.

Aus ihrem früheren Optimismus (was die Dauer des Krieges anging), verbunden mit der herzlichen Antipathie, die sie der Bevölkerung ihres Zwangsexils entgegenbrachten, erklärt es sich auch, daß sie sich nicht die geringste Mühe gaben, sich einen festen Freundeskreis zu bilden, auf den sie hätten zurückgreifen können. Erwin hätte immerhin noch Winkel gefunden, warme Ecken, wo er sich an einem Schatten von Verständnis dürftig hätte anwärmen können; sie aber mit ihrer englischen Abneigung gegen überstürzte Herzlichkeit hatte ihn mehrfach verhindert, mit gewissen Menschen in Kontakt zu bleiben; hatte ein paar für Europa sehr nützliche, aber für den jetzigen oberflächlichen Allerweltsbetrieb unangebrachte Vorurteile mitgebracht, an denen sie vielleicht selbst litt, deren sie aber ohne Verlust an Selbstachtung nicht entraten durfte. Sie machte auch ihn reserviert. Was jedoch einem anderen gut gestanden; was ihm die Wege geebnet hätte, schadete Erwin, da er ein zu einladendes Äußeres be-

saß. Der schlichte Durchschnittsamerikaner ging ungern an ihm vorüber, ohne die Verlockung zu spüren, ihm auf die Schulter zu klopfen oder ihm eine Zigarre anzubieten. So wurde er frühzeitig schon von seinem natürlichen Instinkt, der Menschen nötig hatte, künstlich abgelenkt und gleichsam zwischen Tisch und Stuhl gewiesen . . . Andererseits ersetzte ihm die amüsante Persönlichkeit seiner Gefährtin viel von dem, was er zuweilen halb schmerzlich vermißte.

Nach dem Gefühlssturm der ersten gemeinsamen Wochen, in denen sich ihre inkongruenten Naturen abschliffen und ihre Liebe ihm plötzlich vollerblüht in den Schoß fiel — (nachdem er fast geglaubt, ihr förderes Verhältnis würde sich auf Kameradschaftlichkeit und freundschaftliche Rücksichtnahme beschränken müssen) — geschah es, daß sie einander völlig unentbehrlich wurden und daß die durch nationale Verschiedenheiten gestörte Harmonie ihr ruhiges Strombett fand.

Trotz der festen Erwartung eines Heimes, wie es ihnen ein baldiges Ende des Krieges lockend vor Augen stellte — (und der Krieg m u ß t e doch einmal ein Ende haben!) — spürten sie nach gelegentlichen Ausflügen in die Stadt, nach wirbelndem Wechsel von Gesichtern, nach Vorstellungen oder Lichtbildern, voll von zuckender Handlung in stechend heller Bestrahlung, eine ungeheure L e e r e um sich herum . . . Diese Leere wuchs überall hervor. Sie hing in den Profilreihen, die sich ihnen beim Eintritt in die Untergrundbahn leicht verblüfft entgegendrehten. Sie grinste aus den maskenhaften Gesichtern wohlerzogener Kellner. Sie dröhnte, taub an ihnen zerplatzend, aus den gellenden Rufen der Zeitungsjungen. Sie stieg aus jeder Straßenschlucht

und kreischte metallen aus den Achsen der L-Züge, die sich eine Viertelmeile von ihren Fenstern entfernt scharf um eine Kurve quälten; ja sie schwebte sogar als ein böser Geist in deutsch aufgeputzten Lokalen, wo alles darauf berechnet war, mit Holzvertäfelung, neckischen Zinnkrügen, heimatlichen Städtebildern und deutschen Speisebenennungen stimmungsvoll zu wirken.

Oft schien Europa ihnen zum Greifen nahe, und doch war es nur ein gestohlenes Flittergewand, das man an die Dinge gehängt hatte und das vor einem durch die Nase gesprochenen Laut, vor einem kaltglitzernden Blick, vor dem gehetzten, von Fusel verseuchten Atemstoß eines Trunksüchtigen herabglitt und zur Schimäre wurde. Das nackte Amerika, die kalte, wuchtige und erbarmungslose Maschine, sprang enthüllt hervor. Es wurde nichts aus der Anheimelung.

Sie fühlten sich hilflos im Bereich der großen Fangarme, die täglich Millionen ausgeleerter, nach Geld fiebernder Menschen an sich rafften und täglich wieder in ihre dürftigen, phantasielosen Behausungen zurückpreßten. Stets konnten sie das Pochen des Herzens fühlen, das in diesem Moloch arbeitete, das Geräusch einer großen Pumpe, die Kontrakte, ephemere Schwindelunternehmungen, Grundstücksspekulationen, Kriegsbestellungen in sich hineinsog und sie als einen Strom von Geld, eine trübe Fontäne fragwürdig erraffter Dollarscheine wieder hervorspie. Nirgends war man sicher vor Geld; Gedanken und Handlungen rochen danach, und was sie beide bis dahin als Schönheit empfunden, schien aus dem Leben gestrichen. Wohl gab es noch süßes Himmelsblau, schlanke, bezaubernde Kinder, Hafengeschäftigkeit gleitender Maste im Morgennebel und

täglich halberspähte Menschlichkeiten, die das Herz flüchtig rühren konnten; aber all dieses befruchtende Stimmungsgold schien verschwendet an Menschen, die nur in Masse dachten, nur in Masse existieren konnten und unter dem Stempel einer selbstgewollten Zwecksklaverei ärmlich dahinvegetierten. Ja, wimmelnden Insekten glichen sie auf einem unerschöpflichen, von Gott in milder Güte ihnen gespendeten Nahrungsklumpen; auf einem großen, von ungeheuren Möglichkeiten trächtigen Stück dieser Welt, in dem sie nach Herzenslust schürften; das nie genug hergeben konnte, nur damit die Insekten ihr sinnlos wirres Hasten nicht abzudämpfen hätten...

Und selbst nachts — (es schienen ähnliche Sterne wie über Sussex oder über Thüringen) — kam die große Pumpe nicht zur Ruhe. Sie schien etwas leiser zu arbeiten, aber es war, als ob ihre Arbeit unterirdisch zitternd weiterwühlte, wenn an verschiedenen Plätzen und Straßenquadraten Manhattans die Luft plötzlich zerrissen wurde von dumpfen Explosionen. Die Insekten gruben weiter durch den Felsen hindurch. Sie spürten neue Verkehrskanäle auf, sie wühlten selbst unter dem Wasser Wege. Sie ließen sich nicht begnügen an ihren staunenswerten Verkettungen zwischen Himmel und Erde, an gigantischen Netzen aus Stahl, unter denen große Verkehrsdampfer hindurchzugleiten vermochten, ohne ihre Schornsteine umzulegen; nein, sie eroberten sich den Felsen selbst und machten ihn porös, auf daß die Menschenpumpe nicht zu rasten brauche. Kaum erschütterten diese Explosionen ein Fenster, geschweige denn daß sie ein leichtes Vibrieren in die Last von Beton gebracht hätten, die mit oft zwanzig oder dreißig Stockwerken über ihnen ge-

türmt hing. Aber man hörte sie, hörte sie durch die schwächeren Nachtgeräusche hindurch, die immer noch laut genug brausten, um einer kleinen europäischen Residenz das Gepräge einer entfesselten Weltstadt zu geben.

Erwin und Mildred fuhren in ihren Betten auf, denn sie wußten, es war etwas da: eine halbe Erdumdrehung entfernt lastete etwas, rumorte etwas aus tausend speienden Metallschlünden hervor, das nicht wegzudenken war, das wie ein Albdruck, wie eine schwere Bürde auf einem gesunden Organ dieser Welt lag und sich dort spitz und grausam, Entzündungen verbreitend, eingrub und weitergrub, Tag für Tag. Und die dumpfen Böllerschüsse der Dynamitsprengungen unter ihnen, wenn sie auch ein Friedensgeräusch waren, schienen ihnen wie ein unerwarteter, peinigender Warnruf, wie ein schwacher Versuch, jene entfernte Hölle nachzuäffen. Die ganze Nacht hindurch stand vor den Fenstern, selbst wenn sie geschlossen waren, ein kompakter Körper von wiehernden, aufgestörten Lauten, der keine Pause kannte und um die frühesten Morgenstunden mit grausamem Rhythmus anschwoll, bis er in das große Tagesgeschrei hineinwuchs. Das war damals Amerika für sie. Beider Ohren waren noch empfindlich, noch keine Haut war ihnen über das Trommelfell gewachsen. Sie blickten frisch und interessiert in das Leben, das ihnen noch bunt erschien, wo seine Farben anderen längst zu Grau zerlaufen waren. Sie sprachen mit vielen Leuten; doch ihre nette Ironie wurde verkannt und mit Plattheiten vergolten; ihre kleinen Gefühlsausbrüche mit nichtssagendem Syrup bestätigt und entwertet zurückerstattet. Ihre Interessen wurden zu Marotten und ihre Kenntnisse zu bloßem Gedächtniskram, entbehrlich dar-

um, weil er sich auf den ersten Blick nicht in Geld umdenken ließ...

Der Mann mit den toten Augen

Um diese Zeit wehte ihnen ein Prospekt ins Haus, auf dem wörtlich folgendes vermerkt stand:

„Die leichte Erreichbarkeit von Lakewood, die abwechslungsreiche Bequemlichkeit seiner Unterhaltungen, die gesunde Atmosphäre seines balsamischen Klimas und seine trockene Erde, vereint mit den Naturschönheiten seiner tiefen, duftenden Fichtenwaldungen und Seen sind seit langem von jedem Kenner unserer Erholungsorte freimütigst zugestanden worden."

Nach dieser schwungvollen Einleitung erfolgte eine längere Schilderung, die sich nicht genugtun konnte an bunter Ausmalung der Lage, der landschaftlichen Reize, der Privatschulen samt Betätigungen von Kirche und gesellschaftlichem Leben, das von einer großen Ansiedelung gepflegt werde. Ja, diese Schilderung überbot sich selbst, als sie die Vorteile des Country-Klubs, die Reize der Gegend, des Ruderns, Reitens und Motorfahrens erschöpfte; auch streifte sie mit ernstem Seitenblick die Verdienste um Gemüt und künstlerische Bedürfnisse, deren Lakewood sich erfreute, erwähnte des Nachmittagstees in den Hotels, nannte ihn mit Entdeckerfreude eine scharmante englische Volkssitte und verweilte des längeren auf den erstklassigen Lichtbild-Theatern. „Der herrliche Park des Mr. Gould ist dem Publikum weit geöffnet, und eine große Tribüne bietet Tausenden Sitzgelegenheit, die das Pferde-Polo genießen wollen..." Der Artikel schloß mit einem Loblied auf die Zentral-Bahn von New-Jersey und mit kordialer Einladung, sich, falls

man noch nicht ganz überzeugt sei, brieflich über all diese Vorzüge zu vergewissern.

Erwin fühlte auf diese Annonce hin ein menschliches Rühren. Irgend etwas Europäisches in ihm geriet in Versuchung, der Idee näherzutreten. Das las sich ja genau wie eine Schweizer Hotelreklame; wie? ein Duft von Lugano oder sonst einem paradiesischen Fleck der Alten Welt war darin ... Dieser aus kindlicher Reise-Frühe stammende Duft machte ihm zu schaffen ... Rest eines Märchenglaubens an verschollene Prospekte ... Der Kontrast zwischen dem gegenwärtigen Dasein und dieser kaum fünfzig Meilen entfernten landschaftlichen Perle war ungeheuer; wie hätte er den Mut gefunden, zu glauben, die ganze Schilderung sei nur der Geschäftsphantasie eines Grundstückvermittlers entsprungen? So setzte er sich auf die Bahn und fuhr nach Lakewood hinaus.

Mit den Fichtenwäldern hatte der Prospekt recht, wenn sie auch nicht das Augenfälligste waren, was ihm zunächst begegnete. Etwas sumpfiges Land, gesprenkelt mit Birkenbeständen, Erlengestrüpp, Weiden und von wildem Wein pittoresk verhängte Platanen und Pappeln waren bei der Einfahrt in den kleinen Bahnhof bemerkbar. Der Bahnhof war äußerst neuzeitlich, sehr appetitlich aus Zement, roten Backsteinen und weißgestrichenen Fensterverschalungen errichtet, das Personal von einer blühenden, dunkelblauen Sauberkeit und patriarchalischer Würde. Ernste Gepäckträger gaben ihm Audienz, und einer von ihnen ließ sich sogar herab, seine Handtasche schlenkernden Schrittes über die asphaltierte Straße nach einem kleinen Wohnungsvermittlungsbureau zu bringen, wobei nichts in der Welt ihm ferner lag, als sich um den Herrn des Gepäcks,

den leicht transpirierenden, überflüssig erregten Fremden zu kümmern . . .

In dem Vermittlungsämtchen, einer reinlichen Stube in mäßigstem Format mit einem Mahagonizahltisch, auf dem illustrierte Broschüren Lakewood von allen Seiten und in jeder Beleuchtung zeigten, stellte der pompöse Träger das Gepäck auf den Boden und verließ ihn mit einem schläfrigen Grunzlaut, nachdem er leicht sinnend auf das Fünfzigcentstück geblickt, das er sozusagen nur aus Gewohnheit in seine Tasche schlüpfen ließ. Während Erwin auf Bedienung wartete, verfinsterte sich der asphaltierte Raum; ein paar Donnerschläge erschütterten die Fenster, und harte Tropfen klatschten auf die staubige Straße, um sich nach weiteren zehn Minuten zu einem Landregen zu entwickeln, der solide Dauer versprach. Erwin hatte sich, bevor er eingetreten war, noch ein wenig umgeblickt, hatte ein paar enorme Hotels wahrgenommen, hübsche, flache, sechsstöckige, in einer Art von Schweizer Stil errichtete Gebäude, abgezirkelte Wege, von samtenen Grasflächen gezierte Gärten und einige Privatpaläste, die offenbar sehr reichen Leuten gehören mußten, denn niemand schien darin zu wohnen, und sie waren augenscheinlich nur für einen späteren Saisonbetrieb in eine halbe Bereitschaft gesetzt.

Jetzt aber, als er sich noch näher über das Städtchen durch das Fenster hindurch orientieren wollte, löschte der gleichmäßig graue Regen alles aus und versperrte ihm die Welt. Nur die dunklen Klumpen einiger strotzender Laubbäume und die blutenden Farben pyramidenförmig angelegter Beete schimmerten noch hervor.

„Sehr reizend," dachte er, „vielleicht gerade das, was man sich wünscht. Natürlich, im Ort selbst wird

man nicht wohnen können. Die vielen Garagen deuten auf einen entfesselten Motorbetrieb. Auch wenn diese Hotels alle gefüllt sind, wird man sich wohl einander lästig fallen und nicht gut zur Ruhe kommen. Scheint mir so eine Art amerikanisches Homburg zu sein, aber die Landschaft gefällt mir, und es wird ja auch ringsumher, von den Straßen entfernt, idyllischere Plätzchen geben müssen. Sehen wir zu, was dieser Jüngling uns vorzuschlagen hat."

Damit richtete er einen fragenden Blick auf eine in sorgfältig gebügeltes weißes Flanell gekleidete Figur unbestimmten Alters, die irgendwie lautlos aus dem Hintergrunde auftauchte und mit zuckenden Bewegungen magerer Finger den Haufen Prospekte auf dem Tisch zu ordnen begann. Mit kurzen Worten wies Erwin auf sein Begehren hin, nämlich ein gemütliches, gut möbliertes Häuschen in der Nähe oder etwa ganz auf dem Lande, wonach der Jüngling, ihn tot ansehend, hervorstieß: „Yessir; very well, Sir!" — und dann von irgendeinem Regal ein Bündel Photographien raffte, das er Erwin vorwarf, so zwar, daß diese Bilder irgendwie bereits zauberhaft geordnet vor den Verblüfften zu liegen kamen. Hierauf begann er zu erklären. Sein nasales Englisch haspelte sich in rasender Geschwindigkeit durch ein Loch seiner gummiartig verzogenen Lippen. Zwischendurch grinste er, erwartete Anerkennung, beinahe Komplimente; stürzte sich auf ein neues Bild und war mit zehn von diesen Ködern bereits fertig, ehe Erwin auch nur daran denken konnte, sich irgendwelche Begriffe zu bilden. So schien es eine Art Lotteriespiel, als der Kunde auf gut Glück seine Faust auf ein Bild legte, das ihm anmutiger erschien als die anderen.

„Ich möchte mir das da gern einmal ansehen."

„Nummer dreiundsiebzig. Jawohl, mein Herr“, knarrte der Jüngling, um im selben Tonfall, nur mit erhöhter Stimme, anzuordnen:

„Bringt sie von hinten herum!“

Wer diese „sie“ war, erklärte sich sofort, als ein ziemlich mitgenommener Ford-Viersitzer von außen um das Bureau herum wankte und sich mit schnarrendem Getöse vor die Tür schob. Das Wesen im weißen Flanell machte einen Satz über den Zahltisch und sprang, noch von der Schwelle, auf den Chauffeurplatz, der von einem flachshaarigen Knaben freigegeben wurde. Mit äußerster Zeitersparnis wurde auch Erwin in den Wagen genötigt, und er hatte erst Gelegenheit, die Türe zuzuklappen, als das Gefährt sich mit weitem Satz, der die Lachen spritzend zerpflügte, auf eine wilde Wanderschaft in die Regendämmerung hinaus begab. Der Jüngling fuhr so sicher, schien die Gegend derart unheimlich zu kennen, daß er, halb von seinem Steuerrad zurückgewandt, Zeit und Muße fand, Erwin weiterhin mit großen Salven von Nasaltönen zu bedenken. Sein Redefluß ähnelte im Tempo dem des entfesselten brüchigen Motors, aus dem er das Äußerste an Leistungsfähigkeit herausholte. Mit europäischer Höflichkeit, leicht vorgebeugt, nach Verständnis der Bemerkungen ringend, die ihm im Telegrammstil zugefeuert wurden, versäumte Erwin, sich die Gegend zu betrachten, durch die man fuhr. Nur unklar kam ihm zum Bewußtsein, daß die letzten zehn Minuten hindurch eine gleichmäßige, wie eine Hecke geschnittene Wand von Grün an seiner Seite entlang glitt. Es war kein Wunder, daß der Jüngling des Weges nicht achtzuhaben brauchte, da es sich um eine schnurgerade Straße handelte, an der rechts und links, unklar erkennbar, anscheinend

hübsch gebaute und mit Veranden versehene Sommerhäuschen lagen. Als er gerade Luft schöpfte und sich umsehen wollte, fuhr ihm eine Tropfengarbe ins Gesicht; im gleichen Moment machte der Wagen eine abrupte Drehung, noch eine ebenso plötzliche Wendung, stolperte ein wenig, fauchte röchelnd auf und hielt vor einer kleinen Villa inmitten von Fichten und kleinen Laubbäumen, welche die Einfahrt schmückten.

„Hier ist Ihr Haus", sagte der Jüngling mit schöner Überzeugung und mit einer Gebärde, als habe er den ganzen Staat von New-Jersey zu verschenken. „Nehmen Sie sich Zeit, ich werde Sie begleiten."

Er zog einen Schlüssel hervor, öffnete die Haustüre und ließ Erwin eintreten.

Vorläufig hielt man sich im Erdgeschoß auf, und der Jüngling wies Erwin einen gepolsterten Stuhl zu, während er sich selbst auf die Fensterbrüstung setzte.

„Yessir!" sagte er. „Wenn Sie sich hier umsehen, dann werden Sie bemerken, daß dies das Haus eines gebildeten Mannes ist, eines Mannes, der studiert hat. Ja, er ist auch einmal in Europa gewesen", und er wies auf eine Reihe von Photographien aus Italien und Griechenland, die die Wand oberhalb des Bücherbrettes verschönten. „Er ist ein Seelsorger, ein sehr feiner Mann, und er betreibt Mission im Judenviertel von New-York. Seine Frau ist krank. Die arme Dame muß in Kalifornien eine Kur gebrauchen, und da Mr. Merryweather sie sehr lieb hat und nicht ohne sie leben kann, so vermag er es auch nicht, allein hier draußen zu leben, sondern schlägt der größeren Geselligkeit wegen doch lieber sein Quartier in New-York auf. Alles steckt voll von Andenken an die arme Dame. Soweit ich Sie aber verstehe, kommen

Sie mit Ihrer Frau und den Dienstboten her, das bringt Leben ins Haus, auch wenn es ursprünglich nur als Alterssitz gedacht war für ein behäbiges Ehepaar in reiferen Jahren... Der Prospekt wird Sie darüber aufgeklärt haben, mit wie o f f e n e n Armen man hier in Lakewood Fremde aufnimmt, so daß Sie sich fast als Ortseingesessener vorkommen und ungern — (ich sage sogar, beinahe schmerzlich) — den Moment empfinden werden, wo der Kontrakt abläuft..."

„Wie ist die Lage des Hauses?" fragte Erwin. „Ist ein bißchen einsam hier, wie?"

„Aber bester Herr," rief der Jüngling enthusiastisch und begann mit wilden Schritten den Raum zu durchqueren, „verehrter Herr, sind wir nicht im Handumdrehen hier gewesen? Ein paar Schritte quer durch den Wald bringen Sie auf die Hauptstraße und ein paar weitere Schritte ins Herz des Städtchens. Wieder verweise ich auf den Prospekt. Ist nicht der herrlichste Fichtenwald kostenfrei zu Ihrer Verfügung? Haben Sie nicht sogar Schwimmgelegenheit im See Carasaljo? Stört man Sie hier etwa, wenn Sie geistig arbeiten wollen? Wird Ihnen nicht alles ins Haus gebracht, was Sie an Nahrungsmitteln bedürfen? Das Telephon, es ist wahr, ist nicht in Ordnung, das kann neu gelegt werden, und das macht man in zwanzig Minuten — nicht länger —, so wahr ein Gott im Himmel lebt und die Worte in meinem Munde zählt!" (Hier überzeugte sich Erwin, daß er es mit einem Irländer zu tun hatte.) „Ich kann Ihnen gratulieren, nur herzlich gratulieren. Sie haben es gut getroffen, Sie sind ein Glückspilz. Ich habe mir im Bureau schon gedacht, wie Sie die Faust, ohne nachzudenken, fest auf das Bild dieses Hauses legten: der Mann hat Geschmack,

der Mann weiß was Gutes zu schätzen. Greifen Sie zu. Ich rate Ihnen nicht bloß als Geschäftsmann, sondern als Freund, der die Gefühle eines Fremden zu würdigen vermag."

Nach diesem Erguß sah er Erwin mit toten Augen an, in die diesmal etwas wie ein gespensterhaftes Licht trat. Breitbeinig stand er da, die Hände in den Hosentaschen, ein Bild schlichter Überzeugungskraft.

Und Erwin schlug vor, das Haus noch gründlich zu betrachten. Zunächst ging man in den Keller, wo eine elektrische Pumpe neuesten Fabrikates in Betrieb gesetzt wurde, dann sah man sich die Küche an, dann die oberen Räumlichkeiten; alles war nett, sauber, gute Holzarbeit, solide Möbel, voll von verzeihlichen, vertrauenerweckenden, altmodischen Kinkerlitzchen; es gab sogar Makartsträuße und ein aus Perlmutter verzwickt gefertigtes Bild, das „Seeleute in Not" oder die „Insel Capri" vorstellen konnte, kurzum, es fehlte nichts, was zu einem gedeihlichen Landaufenthalt an städtischen Bequemlichkeiten nötig war. Sogar Fliegen- und Mückennetze waren vor den Fenstern, wie er sich unlieb überzeugen mußte, als er den Kopf herausstecken wollte und mit der Stirn ein Dreieck in den Draht stieß. Das Badezimmer war ein Traum aus weißen Kacheln, Steingut und fehlerfrei lackiertem Blech; das laufende Wasser funktionierte auf den leisesten Druck mit starkem Strahl, der mit dem taktmäßigen Geräusch der Pumpe unten harmonierte. Es war eiskalt trotz der Glut. Er fand auch gar nichts, worauf er seinen Finger legen konnte und sprechen: „Hier, verehrter Freund, straft die Wirklichkeit Sie Lügen." Und nachdem er das ganze Cottage eingehend geprüft hatte, ging er hinten herum, fand alles zu

einer gedeihlichen Hühnerzucht Notwendige, einen Holzstall und einen zur Not brauchbaren Automobilschuppen, sogar ein Hundehaus, das ebenso neu und brauchbar schien wie der ganze übrige Besitz. Zudem kam die Sonne während seiner Inspektion hervor und erfüllte die ganze Gegend mit Duft und Heiterkeit.

Freilich, als sie sich wieder in den Wagen setzten, brach der Regen von neuem aus. Sie sausten im gleichen Tempo zurück, wie sie gekommen waren. So konnte Erwin mit bestem Willen von der Hauptsache, nämlich von dem Distrikt, in dem das Haus lag, keinen festen Begriff gewinnen. Er tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß man ein kleines Juwel wie dieses Haus kaum in eine ganz reizlose Gegend gebaut hätte, ohne gröblich gegen alles Stilgefühl zu verstoßen.

Er war schuldlos ...



ALBRECHT SCHAEFFER / SEPTEMBERBLÄTTER EINES TAGEBUCHES

I

„Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Die Buchenwälder schillern reich in Farben. —
Erwartet einer bänglich einen Brief,
Der trägt ins Freie sein beklommnes Darben,
Den Pflüger hörend, der den Tieren rief,
Und sieht, wo gestern noch sich häuften Garben,
  Den Menschen und ein gelbes Rinderpaar
  Im Stoppelfeld und scharf die blanke Schar.

„Herbstanfang ist. O tiefe Wanderungen!
Wie wächst der Mensch, wenn er sich nur befreit
Vom Stein der Städte, drin er eingezwungen
Sich täglich nährt mit Unbarmherzigkeit!
Doch ist ihm kaum die rasche Flucht gelungen,
Hat ihn ein langer Atemzug geweiht,
  So fühlt, der lang ein Knecht war seinesgleichen,
  Den größern Herrn und staunt in seinen Reichen.

„Wie es mit tausend Fäden an ihm riß,
Wie selber er, besorgt, sich nur zu halten,
An viel sich hängte und blieb ungewiß,
Um gleich dem Mythenkönig, in den Falten
Verstrickt, der zornig summenden Horniß
Zuletzt die Brust zum Stoße hinzuhalten:
  Nun fällt das ab mit einem Zauberschlage,
  Und wieder weiß er, daß er selbst sich trage.

„So dringt er in die großen Wälder ein
Und sieht auf einmal sich umringt von Föhren;
Der nackten grauen Stämme stummes Sein
Erdröhnt zum Hall von unsichtbaren Chören...
O Seele, wie so seelenhaft allein!
Die eigne Stimme so von fern zu hören!
  Er lauscht, und näher schon umschallen ihn
  Serafischer Scharen Flöt' und Tamburin.

„Da tritt er vor die lichte Tannenschonung,
Die Jüngsten, Waisenkindern gleich gestellt
In Reihn mit einer freundlichen Betonung,
Daß man dahier auf Zucht und Ordnung hält.
Des toten Fuchsen ausgestorbne Wohnung
Umwölbt mit Ranken eisenbraun ein Zelt,
  Von reifen Beeren schwarz, der Brombeersträuche,
  Drin Süßes brennt und brodeln würzge Räuche.

„Wie labt ihn solcher Beeren Nachtarom!
Wie trinkt er gierig von den weichen feuchten
Der Wälder warmes sonniges Ozon,
Der schwarzen Beerenaugen seelisch Leuchten.
Und wieder in der Kiefern Pfeilerdom
Setzt er den Fuß und folgt den aufgescheuchten
  Ganz hellen Reh'n, die im gelenken Jagen
  Das Abendlicht in totes Düster tragen.

„Hier zeigt der giftige Schwamm die scharlachroten
Kuppeln, mit weißen Pusteln überdeckt.
Schön und abscheulich stehen sie wie Boten
Der Liebesseuche, und er sieht's erschreckt;
Auch in Gestalt von Schalen, überlohten
Von sattem Gelb, mit heißem Rot gefleckt.
  Natur, ach unverschont von Liebesgiften!
  Welch Aussatz leuchtet hier mit Feuerschriften?

„Da fällt aus unsichtbarer Himmelsrichtung
Geheim ein Schrei, unendlich fernes Pfeifen.
Und plötzlich, tretend vor die sonnige Lichtung,
Sieht er — ein Punkt, dem Auge kaum zu greifen —
Den Bussard, ruhig schweifende Vernichtung,
Mit breiten Flügeln ziehn gewaltige Schleifen:
  Im schönen Abendreich der blauen Reinheit
  Ein Jäger von Erhabenheit und Feinheit.

„Und siehe, zwischen Säulen zart gespannt,
Hier das Geheimnis seelenvoller Ränke,
Das große Rad! Berühr es mit der Hand,
Wie Seide dehnt es sich und biegt Gelenke.
Und mitten, still und ohne Widerstand,
Die Meisterin, verbergend, was sie denke,
  Nur ruhig weisend, Zeichen keiner Gnaden,
  Das große Kreuz, mit dem sie fromm beladen.

„Wohl Gift und Dolch und schlimmer Hinterhalt
Sind dir, Natur, nicht unbekannt, — doch immer
Wie schön dein Gift! wie adlig die Gestalt!
Und welche feine Kunst im goldnen Glimmer
Der Radgewebe, die den Abendwald
Wie viele Sonnen füllen mit Geschimmer.
Vergeßlich um des Guten Lichtgesetze,
Durchziehn dich noch des Schönen zarte Netze.

„Doch uns, die schon der erste unsrer Schritte
Verstrickt in Zwist mit jenem Lichtgebot,
— Denn wäre Schuld nicht aller Kreise Mitte
Des Daseins, deren Umlauf ist der Tod? —
Wird Sünde sanfter durch die schöne Sitte?
Ah, wie erhübe sich Ischariot!
Der starb. Wir haben noch den Weg, den einen,
Nach Emmaus zu gehn und da zu weinen. —

„So bliebe nichts zu hoffen, und wir wären
Gefesselte vom A zum O? uns blieb
An allen Enden endlich nur ein hären
Gewand, hinauszuschleichen wie ein Dieb
Mit unsrer Tracht an Zähren und an Schwären,
Die wir uns küssen doch und sind uns lieb?
Ach wär der Sinn von Kenntnis und Gesetzen
Der, daß wir leiden, wenn wir sie verletzen?

„Doch aber bist du dir als eine Flamme
Voraufgezündet, Mensch, und folgest dir,
Ob dich beselige, ob dich verdamme
Der Weg, der Tausendnächteweg zu dir.
Du furchtbar blühndes Haupt am Marterstamme,
Doch immer strahlender aus Baum und Tier
Brichst du und brennst, bis die erloschne Erde
Ein seelisch leuchtendes Gestirne werde.

„Ach solche Wandrung, daß sie ewig währte!
Wo jeder Schritt Erquickung, Stärkung bringt.
Gesellt sich wohl ein ewiger Gefährte?
Hörst du im fernen Tale, wie er singt?
Gedenkst du bang die Male, die sich's jährte,
Seit ihr im schönen Takt wie Brüder gingt
    Und deine Finger seinem wonnesamen
    Spiele versuchten schüchtern nachzuahmen?

„O doch vielleicht in einem Tannengrund,
Am Quell der Fichten im betauten Rasen,
Steht einsam er, der Gott, das Rohr am Mund,
Und trifft von fern dein Herz mit sanftem Blasen.
Und ach genug und überreicher Fund,
Wenn deine Augen noch die Spur erlasen
    Des goldnen Fußes in dem Sand der Quelle,
    Du kniest und küßt und trinkst die heilige Welle.

„Was stehst und blickst, was horchst du so erregt,
Wo nur der Föhren meilentiefes Brausen
In großen Wogen sich zur Ferne trägt?
Was schüttelt jetzt dich Hoffen und Ergrausen?
Ach der ist Gott! und wenn es ihm behägt,
So wird sein ganzer Odem dich umsausen.
    Denn diese Tannen sind ihm nur Verhüllung,
    Dies Licht, dies Tönen seines Herzens Füllung.

„Und du, so wunschlos erst, nun voll Begehr,
Schon ausgesetzt und schon berauscht von Hoffen,
Schon wieder langend nach dem Ungefähr,
Schon allzulocker und schon allzuoffen:
Geduldig harre einer Wiederkehr,
Die dich noch immer nur im Blitz getroffen.
    Vergeblich glühend schickst du Strahlen aus,
    Erkaltest nur, und Dunkel schleicht ins Haus.

„Du riefst den Gott, und siehe, Andre kamen,
Die immer willig sind zum schlimmen Amt:
Gezeugte aus der Nacht mit deinem Samen,
Dämonische, dem Nebelgrund entstammt,
Gebrochner Fittiche und ob mit lahmen,
Durchbohrten Füßen, aber allesamt
Mit festen Zähnen und mit starken Krallen,
Den kaum Geschützten kräftig anzufallen.

„Denn noch, du weißt es, harrt ein frisches Leid,
Beim schon gegrabnen Grabe höchst lebendig,
Langmütiger als du und läßt sich Zeit.
Doch wenn es aufsteht, schwillt es tausendhändig:
Denn alle alten Schmerzen sind bereit
Und wimmeln her aus ihm und sind unbändig.
Vergebens deine Rüstung, Schwert und Schiene,
Dich überwältigt stürzend die Lawine.

„Und wirst du stürzen, schreiend nach dem Retter,
Der wie ein Geier aus Gewölke fällt
Und wirbelt deine Foltrer fort wie Blätter
Und läßt dich kämpfen neben ihm als Held
Und hüllt dich lindernd in ein goldnes Wetter:
Ach, das wird nicht sein! und du liegst zerschellt.
Kein Gott, der sich mit derbem Zwist befaßte.
Er lädt den Überwinder sich zu Gaste.

„Doch atme auf! Schon rauscht es kühl aus Zweigen.
In Schatten liegt das Tal, der Wanderung
Für heute Ziel, und im Hinuntersteigen
Noch einmal schöpfe kräftigen Labetrunk
Der Abendluft, gedenk: du bist dein eigen
Dahier, dein eigen Maß, dein eigner Schwung.
Des Kerkers dumpfer Braus, Gestampf und Klirren
Schwieg hier sich aus, und dich kann nichts verwirren.

„Und liegt vielleicht auf einem Tisch ein Brief
Und zuckt der Dolch aus seinen feinen Falten
— Du hältst und siehst vom eignen Blutgetrief
Entsetzt ihn rot und fühlst dich schon erkalten —
Herbstanfang ist und schon der Herbst so tief! —
Du wirst noch einmal stand dem Sterben halten.
  Und sei's ein Wunder: Gotte bleibt, dem lichten,
  Noch immer Zeit, ein Wunder zu verrichten."

II

Im Fenster Nacht; ein Tisch, ein Brief, ein Licht,
Das heftig weint' im dürftigen Paraffine;
Ein Mensch am Tische neigte sein Gesicht;
Am Fenster wallte seltsam die Gardine;
Er saß und hielt entschlossenes Gericht,
Nahm Blätter her und schrieb mit stiller Miene
  „Herbstanfang ..." und was sonst zu lesen stand.
  Und weiter schrieb er mit gefaßter Hand:

„Im Fenster Nacht; der finstre Hügelrücken
Des Tannenwalds; ein Himmel dunkelgrau,
Und abgebrochen alle Augenbrücken
Zu der von je geliebten Sternenau. —
Der Stoß war hart; ein Dasein fiel in Stücke;
Du standest, dachtest: Und ich schau und schau ...
  Die Scherben haltend hoffnungslos in Händen,
  Und fragtest: Sind noch solche zu verwenden?

„Und sprachst: Du hast nun, was du lange wolltest:
Das Leid ist aus. Wie seltsam, daß es lebt!
Zwar ist noch Antwort, die du schreiben solltest,
Und ward's getan, das Siegel aufgeklebt
Und kalt: wie wär's, wenn du die Scherben rolltest
Ins Gras, daß wer sie findet und begräbt?
  Zu vielen Gräbern wohl das letzte endlich.
  Du lebst, und anders wär es nicht verständlich.

„Da hatte dir ein Blick den Stern gefunden,
Der sichtbar in verborgnen Wolken stand,
Und gleich verspürte, willig festgebunden,
Dein Auge süß das wesentliche Band.
Ach welcher ist, der alles überwunden?
Und bis zum Tod bleibt uns ein Widerstand:
  Dem Leibe Poren; doch es ist befohlen:
  Die Seele soll durch Wunden Atem holen.

„Daß du an einer Schenke Fenster lehntest
Und fremde Hände dir dein Bett gemacht;
Daß keiner war, dem noch die Brust du dehntest,
Der ungern schlief vor deinem Gruß zur Nacht;
Daß du die eigne Hand, sonst nichts beträntest,
Das ward dir jetzt zu Flammen angefacht,
  Bis du mit brennend giftigem Nessushemde
  Behaftet warst von Einsamkeit und Fremde.

„Zu deinen Füßen das mit Nacht verschloßne,
Das unsichtbare Tal: vor deinem Geist
Erschien das abendlich mit Gold begoßne,
Das du gefaßten Auges heut durchreist.
Da spürtest wieder du das Unverdroßne
In dir, das weiter, vorwärts weiter weist,
  Und daß du, mußt du Sklavenketten tragen,
  Gefesselt bist an eines Gottes Wagen.

„Ach an Unsterbliches gebunden — immer
Läßt sich das Leiden heilig sehn und schön,
Und mancher zog aus Schmerzen und Gewimmer
Das feurige, erquickliche Getön.
Durch die der Wagen hinrollt, stehn im Schimmer
Die Tale und die Ströme und die Höhn.
  Der tiefgebeugte Nacken nur darf wagen,
  Zuweilen selbst den strengen Gott zu tragen.

„Da siehe, droben ging das schöne Bildnis,
Der Siebensternewagen auf und schien
So götterhaft in deine tote Wildnis,
Daß alle Schmerzen laut noch einmal schrien
Und legten sich und fügten sich der Mildnis,
Dieweil du sprachst: Den Wink, versteh ich ihn?
Ein Kern in dir ist unverwundbar! lerne:
Die Poren deiner Seele sind die Sterne."

Der schrieb, stand auf. Es traf die reine Sieben
Da in sein Herz mit heiliger Leidenschaft,
Daß es erklang mit hellen Glockenhieben
Und war ihm hart bewahrt und dauerhaft.
Und Leid war keins, denn alles Leid war Lieben!
Nun sprang der Gott aus seiner Brust in Kraft
Und schwang sich auf den Wagen, um im vollen
Gedräng der Sfären stürmisch fortzurollen.



ADALBERT STIFTERS KÜNSTLERISCHES GLAUBENSBEKENNTNIS

Vorrede zu den „Bunten Steinen"

ES ist einmal gegen mich bemerkt worden, daß ich nur das Kleine bilde, und daß meine Menschen stets gewöhnliche Menschen seien. Wenn das wahr ist, bin ich heute in der Lage, den Lesern ein noch Kleineres und Unbedeutenderes anzubieten, nämlich allerlei Spielereien für junge Herzen. Es soll sogar in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepprediget werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn

etwas Edles und Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüte ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen, es wird doch immer das Niedrige und Unedle durchscheinen. Großes und Kleines zu bilden hatte ich bei meinen Schriften überhaupt nie im Sinne, ich wurde von ganz anderen Gesetzen geleitet. Die Kunst ist mir ein so Hohes und Erhabenes, sie ist mir nach der Religion das Höchste auf Erden, so daß ich meine Schriften nie für Dichtungen gehalten habe, noch mich je vermessen werde, sie für Dichtungen zu halten. Dichter gibt es sehr wenige auf der Welt, sie sind die Hohenpriester, sie sind die Wohltäter des menschlichen Geschlechtes; falsche Propheten aber gibt es sehr viele. Allein wenn auch nicht jede gesprochenen Worte Dichtung sein können, so können sie doch etwas anderes sein, dem nicht alle Berechtigung des Daseins abgeht. Gleichgestimmten Freunden eine vergnügte Stunde zu machen, ihnen allen, bekannten wie unbekannten, einen Gruß zu schicken, und ein Körnlein Gutes zu dem Baue des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften und wird auch die Absicht bleiben. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich mit Gewißheit wüßte, daß ich nur diese Absicht erreicht hätte. Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß: das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, den Sturm,

der die Brandung treibt, den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer, als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. Sie kommen auf einzelnen Stellen vor und sind die Ergebnisse einseitiger Ursachen. Die Kraft, welche die Milch im Töpfchen der armen Frau emporschwellen und übergehen macht, ist es auch, die die Lava in dem feuerspeienden Berge emportreibt und auf den Flächen der Berge hinabgleiten läßt. Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich, während der Geisteszug des Forschers vorzüglich auf das Ganze und Allgemeine geht und nur in ihm allein Großartigkeit zu erkennen vermag, weil es allein das Welterhaltende ist. Die Einzelheiten gehen vorüber, und ihre Wirkungen sind nach kurzem kaum noch erkennbar. Wir wollen das Gesagte durch ein Beispiel erläutern. Wenn ein Mann durch Jahre hindurch die Magnetnadel, deren eine Spitze immer nach Norden weist, tagtäglich zu festgesetzten Stunden beobachtete und sich die Veränderungen, wie die Nadel bald mehr bald weniger klar nach Norden zeigt, in einem Buche aufschriebe, so würde gewiß ein Unkundiger dieses Beginnen für ein kleines und für Spielerei ansehen: aber wie ehrfurchterregend wird dieses Kleine, und wie begeisterungerweckend diese Spielerei, wenn wir nun erfahren, daß diese Beobachtungen wirklich auf dem ganzen Erdboden angestellt werden, und daß aus den daraus zusammengestellten Tafeln ersichtlich wird, daß manche kleine Veränderungen an der Magnetnadel oft auf allen Punkten der Erde gleichzeitig und in gleichem Maße vor sich gehen, daß also ein ma-

gnetisches Gewitter über die ganze Erde geht, daß die ganze Erdoberfläche gleichzeitig gleichsam ein magnetisches Schauern empfindet. Wenn wir, so wie wir für das Licht die Augen haben, auch für die Elektrizität und den aus ihr kommenden Magnetismus ein Sinneswerkzeug hätten, welche große Welt, welche Fülle von unermeßlichen Erscheinungen würde uns da aufgetan sein. Wenn wir aber auch dieses leibliche Auge nicht haben, so haben wir dafür das geistige der Wissenschaft, und dieses lehrt uns, daß die elektrische und magnetische Kraft auf einem ungeheuren Schauplatze wirke, daß sie auf der ganzen Erde und durch den ganzen Himmel verbreitet sei, daß sie alles umfließe und sanft und unablässig verändernd, bildend und lebenerzeugend sich darstelle. Der Blitz ist nur ein ganz kleines Merkmal dieser Kraft, sie selber aber ist ein Großes in der Natur. Weil aber die Wissenschaft nur Körnchen nach Körnchen erringt, nur Beobachtung nach Beobachtung macht, nur aus Einzelnem das Allgemeine zusammenträgt, und weil endlich die Menge der Erscheinungen und das Feld des Gegebenen unendlich groß ist, Gott also die Freude und Glückseligkeit des Forschens unversieglich gemacht hat, wir auch in unseren Werkstätten immer nur das Einzelne darstellen können, nie das Allgemeine, denn dies wäre die Schöpfung: so ist auch die Geschichte des in der Natur Großen in einer immerwährenden Umwandlung der Ansichten über dieses Große bestanden. Da die Menschen in der Kindheit waren, ihr geistiges Auge von der Wissenschaft noch nicht berührt war, wurden sie von dem Nahestehenden und Auffälligen ergriffen und zur Furcht und Bewunderung hingerissen: aber als ihr Sinn geöffnet wurde, da der Blick sich auf den Zusammenhang

zu richten begann, so sanken die einzelnen Erscheinungen immer tiefer, und es erhob sich das Gesetz immer höher, die Wunderbarkeiten hörten auf, das Wunder nahm zu.

So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben, halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben. Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird. Es gibt Kräfte, die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen. Sie nehmen alles und verwenden es, was zum Bestehen und zum Entwickeln desselben notwendig ist. Sie sichern den Bestand des einen und dadurch den aller. Wenn aber jemand jedes Ding unbedingt an sich reißt, was sein Wesen braucht, wenn er die Bedingungen des Daseins eines anderen zerstört, so ergrimmt etwas Höheres in uns, wir helfen dem Schwachen und Unterdrückten, wir stellen den Stand wieder her, daß er ein Mensch neben dem andern bestehe und seine menschliche Bahn gehen könne, und wenn wir das getan haben, so fühlen wir uns befriediget, wir fühlen uns noch viel höher und inniger, als wir uns als Einzelne fühlen, wir

fühlen uns als ganze Menschheit. Es gibt daher Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteile beschränkend auf sie selber einwirken. Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken. Es liegt in der Liebe der Ehegatten zueinander, in der Liebe der Eltern zu den Kindern, der Kinder zu den Eltern, in der Liebe der Geschwister, der Freunde zueinander, in der süßen Neigung beider Geschlechter, in der Arbeitsamkeit, wodurch wir erhalten werden, in der Tätigkeit, wodurch man für seinen Kreis, für die Ferne, für die Menschheit wirkt, und endlich in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben und zum Abschlusse bringen. Darum haben alte und neue Dichter vielfach diese Gegenstände benützt, um ihre Dichtungen dem Mitgefühle naher und ferner Geschlechter anheimzugeben. Darum sieht der Menschenforscher, wohin er seinen Fuß setzt, überall nur dieses Gesetz allein, weil es das einzige allgemeine, das einzig erhaltende und nie endende ist. Er sieht es ebensogut in der niedersten Hütte, wie in dem höchsten Palaste, er sieht es in der Hingabe eines armen Weibes und in der ruhigen Todesverachtung des Helden für das Vaterland und die

Menschheit. Es hat Bewegungen in dem menschlichen Geschlechte gegeben, wodurch den Gemütern eine Richtung nach einem Ziele hin eingeprägt worden ist, wodurch ganze Zeiträume auf die Dauer eine andere Gestalt gewonnen haben. Wenn in diesen Bewegungen das Gesetz der Gerechtigkeit und Sitte erkennbar ist, wenn sie von demselben eingeleitet und fortgeführt worden sind, so fühlen wir uns in der ganzen Menschheit erhoben, wir fühlen uns menschlich verallgemeinert, wir empfinden das Erhabene, wie es sich überall in die Seele senkt, wo durch unmeßbar große Kräfte in der Zeit oder im Raume auf ein gestaltvolles, vernunftgemäßes Ganzes zusammengewirkt wird. Wenn aber in diesen Bewegungen das Gesetz des Rechtes und der Sitte nicht ersichtlich ist, wenn sie nach einseitigen und selbstsüchtigen Zwecken ringen, dann wendet sich der Menschenforscher, wie gewaltig und furchtbar sie auch sein mögen, mit Ekel von ihnen ab und betrachtet sie als ein Kleines, als ein des Menschen Unwürdiges. So groß ist die Gewalt dieses Rechts- und Sittengesetzes, daß es überall, wo es immer bekämpft worden ist, doch endlich allezeit siegreich und herrlich aus dem Kampfe hervorgegangen ist. Ja wenn sogar der einzelne oder ganze Geschlechter für Recht und Sitte untergegangen sind, so fühlen wir sie nicht als besiegt, wir fühlen sie als triumphierend, in unser Mitleid mischt sich ein Jauchzen und Entzücken, weil das Ganze höher steht, als der Teil, weil das Gute größer ist, als der Tod, wir sagen da, wir empfinden das Tragische und werden mit Schauern in den reineren Äther des Sittengesetzes emporgehoben. Wenn wir die Menschheit in der Geschichte, wie einen ruhigen Silberstrom, einem großen ewigen Ziele entgegengehen

sehen, so empfinden wir das Erhabene, das vorzugsweise Epische. Aber wie gewaltig und in großen Zügen auch das Tragische und Epische wirken, wie ausgezeichnete Hebel sie auch in der Kunst sind, so sind es hauptsächlich doch immer die gewöhnlichen, alltäglichen, in Unzahl wiederkehrenden Handlungen der Menschen, in denen dieses Gesetz am sichersten als Schwerpunkt liegt, weil diese Handlungen die dauernden, die gründenden sind, gleichsam die Millionen Wurzelfasern des Baumes des Lebens. So wie in der Natur die allgemeinen Gesetze still und unaufhörlich wirken, und das Auffällige nur eine einzelne Äußerung dieser Gesetze ist, so wirkt das Sittengesetz still und seelenbelebend durch den unendlichen Verkehr der Menschen mit Menschen, und die Wunder des Augenblickes bei vorgefallenen Taten sind nur kleine Merkmale dieser allgemeinen Kraft. So ist dieses Gesetz, so wie das der Natur das welterhaltende ist, das menschenerhaltende.

Wie in der Geschichte der Natur die Ansichten über das Große sich stets geändert haben, so ist es auch in der sittlichen Geschichte der Menschen gewesen. Anfangs wurden sie von dem Nächstliegenden berührt, körperliche Stärke und ihre Siege im Ringkampfe wurden gepriesen, dann kamen Tapferkeit und Kriegesmut, dahinzielend, heftige Empfindungen und Leidenschaften gegen feindselige Haufen und Verbindungen auszudrücken und auszuführen, dann wurde Stammeshoheit und Familienherrschaft besungen, inzwischen auch Schönheit und Liebe, so wie Freundschaft und Aufopferung gefeiert, dann aber erschien ein Überblick über ein Größeres: ganze menschliche Abteilungen und Verhältnisse wurden geordnet, das Recht des Ganzen

vereint mit dem des Teiles, und Großmut gegen den Feind und Unterdrückung seiner Empfindungen und Leidenschaften zum Besten der Gerechtigkeit hoch und herrlich gehalten, wie ja Mäßigung schon den Alten als die erste männliche Tugend galt, und endlich wurde ein völkerumschlingendes Band als ein Wünschenswertes gedacht, ein Band, das alle Gaben des einen Volkes mit denen des andern vertauscht, die Wissenschaft fördert, ihre Schätze für alle Menschen darlegt und in der Kunst und Religion zu dem einfach Hohen und Himmlischen leitet.

Wie es mit dem Aufwärtssteigen des menschlichen Geschlechtes ist, so ist es auch mit seinem Abwärtssteigen. Untergehenden Völkern verschwindet zuerst das Maß. Sie gehen nach Einzelnem aus, sie werfen sich mit kurzem Blicke auf das Beschränkte und Unbedeutende, sie setzen das Bedingte über das Allgemeine; dann suchen sie den Genuß und das Sinnliche, sie suchen Befriedigung ihres Hasses und Neides gegen den Nachbar, in ihrer Kunst wird das Einseitige geschildert, das nur von einem Standpunkte Gültige, dann das Zerfahrene, Unstimmende, Abenteuerliche, endlich das Sinnenreizende, Aufregende und zuletzt die Unsitte und das Laster, in der Religion sinkt das Innere zur bloßen Gestalt oder zur üppigen Schwärmerei herab, der Unterschied zwischen Gut und Böse verliert sich, der Einzelne verachtet das Ganze und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen, aber kräftigeren Feindes.



THEODOR DÄUBLER /
DIE VIER ELEMENTE

KÜHLE

Wie kindlich der Mond durch die Birken blinkt!
Der Wind! Wie freundlich er mich zu sich winkt:
So komme, komme! Wo du hinfolgst, da ists fern,
Wir sind viele, vieler Wind und haben dich gern.

Ich fürchte mich nicht; doch ich könnte mich verlieren!
Die lieben Lichtperlen wollen mich zieren.
Der Wind legt sich sanft an die Wangen, um den Hals:
Ich lächle, als frohe Stimme freien Widerhalls!

WIND

Noch immer glimmt ein Nachen vor dem Fenster
Geheimer Sehnsucht nach entrückter Welt.
In ihm versammeln sich bei Mond Gespenster
Und spielen traut ein Lied, das mir gefällt.

Das klingt wie weichbewegte Mandolinen;
Da neig ich meinen Kopf in kühlen Wind:
Die Stirne fühlt sich zaubersacht beschienen:
Ich weiß, wie nahe mir die Sterne sind.

In holdem Winde walten gute Hände,
Denn auf den Wangen spür ich weißen Samt.
Und in der Seele stürzen alte Wände:
Ich weiß, woher so süßes Tönen stammt!

Ich war einmal ein see-erfahrner Lander
Und kam in einen Garten heimlich heim.
Mein Seufzen trug die Luft durch Oleander;
Wie wunderbar: ein Lächeln war der Reim.

BESINNUNG

Das Meer vergnügt sich oft in kleinen Silberscherzen,
Ein lauer Hauch beschenkt sein Blau mit Zitterherzen:
O wenn es riffauf wie von Freundesgläsern klingt,
Weil man in seiner Freude zueinander trinkt!

Die Flut erwogt aus ihrem Schoß die vollsten Brüste:
Ein Sonnenkopf darauf, als ob er schlummern müßte!
O goldnes Kind, auf deinem Pfühl mit Spitzenschaum,
Dich holt ich schon zu mir in manchem holden Traum!

FLUT

Die tollen Wellen sind verspielt in tiefes Walten:
Der Fische Schwärmen silbert stummes Sterngebot.
Mein Traum von Thunfischen ist muntres Unterhalten:
Der Segler Reigen kommt als weißbeschwingter Tod!

Gewitter drohen durch das allerblauste Träumen.
Dort unten grollen große Wolken goldumrankt.
O holdes Staunen, unter steilerhobnem Schäumen:
Wie bodenlos mein Dortsein im Gewoge schwankt.

Ich kann im Blut die Flut und ihr Bestürmen finden.
Wie nah Geträume tobt. Doch mich erreicht es nie!
Ich sehne mich nach Seglertum in freien Winden!
Entkommt mir Wünsche, denen Zufall Gunst verlieh.

Das Wesen faßt in sich Entfluten zu den Sternen.
Der Atem folgt zu schwer: es unterliegt das Ich.
Der Sang der Liebe kreist zu unerhörten Fernen:
Ich weiß bestimmt, wie ich schon einst vor mir
verblich.

SUCHEN

Wie kann ich, sturmbeschäumt, den Fels in mir
ergreifen?
Nun gilts, den Leib in sein erwirktes Reich zu
schleifen:
Die Erde ist das festgewollte erste Ziel,
Dem unser Wesen — unbedacht — zu tief verfiel.

Von hier aus können wir die Zwecke frei er-
sinnen;
Den ersten Stern zur Weltvollendung selbst begin-
nen:
Froh sende jedes Herz einen Verzückungsstrahl:
Verkündet Sternen einen Stern aus eigner Wahl!

BODEN

O wunderbarer Ruhestern, durch unsre Herzen,
Geliebte Erde, die wir schlummerzu gewiegt,
Du kannst in nahe Wesen Friedensfernen merzen:
An stummes Träumen, schon vor unserm Tod, ge-
schmiegt.

Erhalte mich, als urgefundne Grabesstätte!
Durch Tod auf Tod, wird Ruhe endlich eingesetzt:
Du Heimatstern, hold eingekernt zu meinem Bette,
Das Ich entzückt sich dir, erblitzt den Ursprung:
„Jetzt!"

Dafür muß ich die Erde durch den Himmel tragen!
Doch darf ich sterben: harte Erde, habe Dank!
Durch Todestore mußt du dich zum Frieden fragen:
Er ist! Vermute ihn in finsterm Tiefengang.

O stille Erde, Abgrund urerregter Sonnen,
Du bist für mich ein mütterliches, gutes Grab;
Ich hab den Weg zur eignen Ruhe fern begonnen:
Mich führt der Leib: den mir die Erde freundlich gab.

AUFFORDERUNG

Dein Schweigen, Mensch, muß in den Himmel steigen,
Erstummtes Blut um Sterne sich verzweigen;
Geheimes Lodern übersprüht den Raum:
Beharr als Ursprung, doch verlier den Saum.

Erholt im Tod, vernebelt dir das Reden,
Doch zückst du keinen Blitz zu grellen Fehden:
Still überzüngle dich ureigne Glut,
Wie Bäume bei den Gräbern leicht und gut.

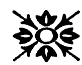
FLAMME

Du siehst die Sonne hinter Wäldern sinken;
Der Tag zerbrennt dir im Geruch von Harz.
Dein Wesen freut der Wipfel kleines Winken:
Das grünste Glühen funkelt starr und schwarz.

Wer könnte keine finstern Brände ahnen,
Wenn er vereinsamt zwischen Bäumen schleicht?
Nun schrecken mich die letzten roten Fahnen,
Bis unser Herz der erste Stern erreicht.

Den Wald und mich! Da wir vor Gott verstummten.
Kein Stimmlein fordert dich zum Wachsein auf:
Doch Frommheiten, die sich als Baum vermummten,
Vertret ich, wenn ich mich im Wald verlauf.

Das da sind Mönche, die zum Monde glühen.
Ihr Schreck hat sie vor das Gestirn gebannt.
Wie sie, von Schatten schwer, sich weiter mühen!
— — Nun hab ich Glut und Flut im Blut bekannt.



AUS DER „MESSIADE" VON HETTA MAYR

Über dem barhäuptigen Sebaldus war der Nachthimmel aufgelöst in Wolkenmassen, und sie flogen in Einer Richtung und Eile. Dunst ließ sie nicht zaudern, Klarheit trieb sie nicht an, kein Wölkchen kannte seine Stätte, der Himmel wanderte davon.

Sibylle gewahrte des Sebaldus Angesicht, daß es flach unter dem Himmel lag.

Sie stieß der Seele Versagen zwischen ihm und der Hilfe hinweg und flog hinter Sebaldus her, ihm im Rücken ihre Arme breitend, und sprach verheißend in sein Ohr: Das ist nicht Ende, Sebaldus, glaube mir, es ist der Anfang. Die droben sich auflösende Feste ist die alte Nebelmasse nicht mehr, von deren Wundern du mir einst die Mechanik wiesest, nun hat sich aufgemacht das Wunder Selbst, das allem Schaden abgewendet sich vollzieht. Es hat sich zu bunten Bildern verdichtet, und wo ein Spektrum ist, da ist auch eine Sonne unterwegs. Nichts

verweist uns in uns selbst zurück, es weist dahinter, auf Gott weist jeder irdische Finger.

Er antwortete nicht mehr, da fielen ihr die zum Schutz bewegten Arme nieder, und ihr Gesicht entfernte sich von seinem Ohr. Sie blieb auf dem gefrorenen Fluß zurück, auf dessen Fläche er dahineilte, und sie war wie ein Schneedach in fremder Glut, das die Tropfen dem Fall nicht mehr enthalten kann. Denn von allen Stützen entwich des Sebaldus Leben und ergab sich der Schwere und war nur noch ein einziges Fallen. Und wie auch der Himmel sich in alle Weiten zerteilte, begann das Davongehn auch in ihr. Sie hörte auf, Namen zu haben, und ward eingeschlürft vom Davongehn, von nicht denkender, nicht wollender Notwendigkeit des Davongehns, da war nur noch das Geschehen des Gehenmüssens, das älter war, wie alles, was noch Frage stellt. Das Schreiten ging allem Dasein vorher, und als das Leben sich begab, ging es schon mittendurch und ist ihm schon vorüber, eh es sich gewahr wird; es geht vorüber allem, was die Seele verlangt, und läßt zuletzt auch die Entbehrung hinter sich; es schreitet fort, wenn die Wege aufgehört haben, es beschreitet nicht, es schreitet bloß.

Nicht gewohnt, zügellos zu vergehn, beschwört die vom Dahingehn Ergriffene eine Erscheinung aus der Auflösung empor, sich Selbst, einst Sibylle. Die Erscheinung Sibylle blickt hinter sich, wo ihr Schauplatz liegt wie verlassener Sand, und sieht sich im Sand einherwehn, in Flüchtigkeit gefangen wie keine Erscheinung außer ihr, überall davongewendet, ihre Liebe wie eine Witwe am Sandhügel lassend, entledigt jeder Bürde, des Menschlichen im Krampf, der allzu feste Glieder abdreht, sich begebend, schreiend vor Schmerz und ohne Wissen, aus welcher

Mitte sie gestachelt wurde. Sie mußte den Willen Gottes tun, den keine Mühle wählt, und sie drehte sich in Gottes Wind mit geschleuderten Flügeln um und um. Denn Gott fordert nicht den Teil des Menschen, der das Gute tut, er fordert den Menschen.

Die von der Auflösung ergriffen war, trennte sich auseinander wie Falten im Stoff, und ihr Davongehn war der durchgezogene Faden. Bilder tauchten auf und schienen regellos, und doch war darin das Gesetz eines Schritts: bewegend stieß er die Erscheinungen nach allen Seiten. Oder lenkten sie ihn: das Sein war unprüfbar, verschiebbar, nirgends und an allen Orten zugleich, und wo es sich dem ersten Blick abschloß, begann es dem zweiten. Was zu Einfachheit sich schlichtete, zerfiel gleichzeitig — dieselben Wegmerkmale waren Zeugen — in immer endlichere Teilchen.

Während das Davongehn sie mit sich nahm, streckte Sibylle ihre Hände hemmend gegen die Erscheinungen im Sandmal aus, doch es drängten von den verlassenen Orten her die Bilder der Auflösung nach. Aber was sie hinabstoßen wollte, daran klammerte sie sich hinauf, bis sie es unter sich gebracht hatte, und bekam die Feste des Himmels zu fassen.

Denn gerade der Fluß des eigenen bekannten Wesens in andere Wesen hinein wurde der Zusammenschluß der unendlich überlegenen Wesenheit. Was entwurzelte, hob nun in die Luft und band in höchste Gemeinschaft. Die zerbrechenden Grenzen befreiten das Sein, in dessen Bereitschaften die gestückte Welt nur der aushebende Stoß gewesen war.

Es erfuhr die Sibylle in rasender Verzückung: im Ich ist Saatkorn und Ernte die Welt, und was dazwischen war und wird, weiß das Ich, denn der Dinge Natur ist in ihm. Kann sich die Goldstraße

zum Gold auf den Weg machen, oder kann das Höchste Wesen beschließen, was Ihm schon im Schoß wirkt?

Sie war auf dem Fluß weit zurückgeblieben, und ihres Leibs Gehäuse ging aus den Fugen. Eben wendete Sebaldus den Blick nach ihr und winkte, und vor seinem staunenden Gesicht hob sie sich in die Luft mit einem Angesicht, das nicht ihres war, das einem Sitze glich, darin fremde Regenten Platz genommen haben. Das Sein wiederholte im Bruchteil, der Sibylle war, sein Werk, und als Ureigenes geschah in ihr das Weltraumgesetz, das sie in sich erkannte, als riefe sie sich beim Namen.

Nach Stunden oder Minuten — Sibylle wußte es nicht — ließen die Gewalten sie fallen, und Sibylle blieb übrig.

Da erschaute sie gegen den Horizont aufgerichtet ein dunkeles Kreuz. Es war des Sebaldus Gestalt, einem Schatten gleich und riesengroß, mit ausgebreiteten Armen am Ende der Bahn. Vor ihm war das Wasser offen, und über ihm schlug die Mitternacht mit Glocken an den Himmel. Neugeburt stand am Himmel.

Als die Nacht zurückgesunken war, war auch der dunkele Kreuzesschatten versenkt, und eng in ihren Mantel gewickelt ragte die Sibylle unter dem Himmel allein.

* * *

Wo bist du, Land der Gegenwart, daran Anteil der begehrt, der nicht Eigentum hat im Leben, der nicht Dach und Fach haben wird im Grab, da er vom Volk der Ausgestoßenen ist?

Lange suchten wir dich, als seiest du Drüben, wir Hüben.

Nun haben wir dich anders erfahren.

Nicht entscheidend abgelöst vom Dann ist das Jetzt, Leben und Tod wurden uns hebende, senkende Bewegungen immer weiterlaufenden Geschehns, gespeist von gleichem Material, mit gleichem Werkfeld, die Gesetze der Auflösung in die des Aufbaus stimmend, und wissen wir vom Schoß der Senkung so wenig wie wir den Kamm der Hebung kennen, darin wir jetzund stehn, so erfahren wir doch das beständige Hinüberspiel an allen Bildern der Natur, erleben es im großen Brennspiegel des Geschehens, der Seele. In Teilen des Lebens und Teilen des Todes schlingt die Schöpfung sich umeinander, da ist kein Ganzes, Leben genannt, und kein Gerundetes, geheißen Tod, sich wie Längsbahnen gleichend stehen sie beide unter Beziehungen zur Umwelt, ringen sie in Verhältnismäßigkeiten, führen sie ihre Embleme als Staaten, die langsam auseinander sich entwickelt haben. Ruhe ist im Tode nicht, Ende ist dort nicht, oder dort seien sie zu finden, wo auch hier danach zu suchen wir nicht ablassen. Wo die Qual des Tods, wo seine Erlösung sei, hat der Glaube der Völker in gewaltigen Phantasien aus den Erfahrungen des Lebens abgeleitet, und mit dem fortschreitenden Leben verwickelte er das Todesgefühl. Ausblick auf Ende ist dort nicht denen, die es suchen. Laßt das Hoffen.

Wo aber ist das Land der Lebendigen, daran Anteil der begehrt, der nicht Stelle hatte im Leben, der Dach und Fach im Grab nicht finden wird, da er von den Auserwählten Einer ist?

Was hat aus des Lebens geglätteter Bahn geworfen, was wird aus den Gemeinplätzen des Tods in die Vereinsamung ziehen, bist Du es, Ort?

Der Du nicht bist Dann und Dort, der Du bist

im Jetzt und Immer, herstoßend unter den Längsbahnen als die Quere, Deinen Anteil herausreißend aus den Abläufen, bis in Wendungen Du verflüchtigt bist, Dort wirst du nicht mangeln, so du gewonnen warst Hier, Dann wird Keiner dir entrinnen, dem Jetzt deine Luft die Wangen entflammt hat. Keiner ist hier am Ort, dem nicht Zuckungen des widerstrebenden Leibs das Gerüst in andere Schiebungen hineinzerren, und wechselt endlich die gequälte Form, den Ort der Verwandlungen kann sie auch dann nicht verlassen.

Bietet nirgends Ruhe solch furchtbare Heimat?

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wer dahin gelangt, wird mehrfach gelangen zu Qual und Verderben, aber mag ich leiden in des Vaters Arm, eh ich Siedler sei im Exil.

* * *

Aus den Fittichen der Nachtvögel, darin verlorene Seelen ihre Zuflucht suchen, lösen entzückt sich die Seelen, sobald der Fittich sich lüftet — und wessen Vogels Fittich sollte nimmer sich entrollen, da des Lebens Gesetz in der Nacht wirkt wie am Tage, in der Nacht gleich wie am Tage zu wirken die Gnade hat, den Beweis erbringend gegen die Verkenner der Düsternis.

Aber oh der Seele, die deshalb nimmer entkommt, weil beim Entrollen des Fittichs sie selbst sich entrollt, trunkener Vogel sie selbst, mit dem Aufgebot aller Schleppkraft aus der Nacht rudernd und sich selber mitschleppend, das Nachtgesicht in die weißen Häfen mitschleppend.

Wo wäre für die Seele ein Freiplatz, der, wenn sie ihn einnimmt, Ihr Selbst nicht mit hereinnähme?

Wird bei IHM der Glücksfund sein, darf man hoffen?

Bei IHM nicht. Freigabe ist mitnichten der Tod, da die Seele tiefer nur in sich selbst zurückschlägt, wie sich Hände übers Gesicht legen, um die Erschütterungen zuzudecken. Dahin das Selbst gelangt wie der Fall zur Erdmitte. Da das Selbst sich anrührt wie das Gesicht den Spiegel, darin nun erst die begangenen Wege zu laufen beginnen, autonom geworden, in einer Selbstbewegung, die die Läuferin enteignet.

Entlassen aus ihren Einkreisungen niemals die begangenen Taten meine Seele?

Ist Hinter Ihm — Hoffnung?

Wie ein Trödler auf die volle Bude, so wird der Tag, der hinter der Nachtwache sich aufhebt, auf die Seele sich stürzen und mit ihrem Gehänge die neuen Wohnungen richten. Denn nimmer wird die Frucht eine andere sein als ihr Fleisch.

Du also, du Meine, dem Bösen anheimgegeben in der Hölle, der du dennoch nimmer hättest zufallen müssen, der Ort sei denn aus früher nicht aufgebotenen Gewalten deines Selbst endlich herausgeschürft, wer, Verletzte, heilet dich, wenn nirgends Ende gesetzt ist, wenn überall nur Entfaltung lauert? Denn das Mal, das dir hier schon die Gestalt schändet, wird dort Organ, auf dem neue Mäler ansetzen. Noch aufrecht bist du, Seele, solches erwartend?

Aber bist du es allein, die Richtung hat, in dir selber fortlaufend, schnitt und krümmte und schlug dich niemals das Andere, selbst Richtung, fortlaufend wie du, so es nicht geschnitten und gekrümmt und geschlagen ward durch dich? Offenbar ist jedes Ding in der Welt gleich jedem Ding und kein Ende ist dem Gleichförmigen; aber wird nicht je-

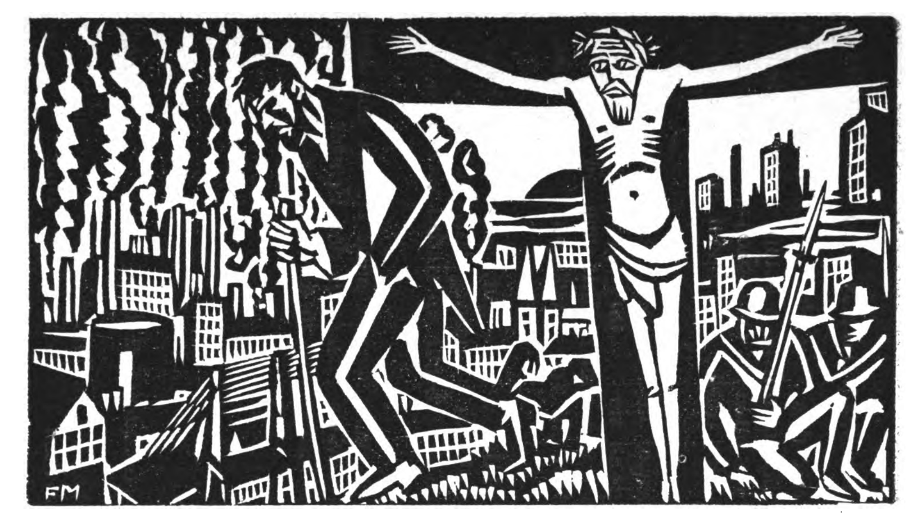
des Ding, so es das gleiche Ding trifft, ein unerhört Anderes? Wie Feuer aus dem Schlag zweier Steine, so entsteht Element aus Stoff, wenn nur der Stoff den Stoff trifft und Anrühren ist Schöpfung, und rühre denn nichts, sie zerschlagend, die Ewigkeit meiner Seele an? Welches Ereignis wird gegen den Fall meiner Seele prallen, daß sie der eigenen Bahn entstürze wie einer Haut, die zurückbleibt und in anderer Richtung fahre? Wo wäre deine Überraschung, Seele?

So du zur Hölle fuhrst, Ich frage dich: wessen ist das Himmelreich?

Du sprichst: Ich bin der Erkenntnis ausgeliefert, mit Erfahrung überschwert. O meine Belastete, selig gepriesen ist das Nichterleben, das Gegenwärtige ohne Es Wird und War, es wiegen in der Glorie die Taten ohne Umblick, die abgeschleuderten Gedanken, tauchend wie geschaute Bilder, wie regenbogenfarbene Spiele, in die Wolken gesetzt als Bundesgewißheit.

Welch eine Kreuzung, wie wird uns sein, meine Seele! Da die Abgemühte Mühsal wird, dem Schöpfer auf die Schultern gelegt und Er ermißt nicht zu welchen Werken!

Die ich von mir erretten wollte, dich wecke ich und lade und locke: Nun ich nicht mehr Richtung, durchschneide, die ich Richtung sein werde und das Senkblei in des Vaters Schoße bin. Nicht mehr Wissende, ich bin gewußt. Nicht Schmerzen muß ich fortan tragen, ich werde sein selbst der Schmerz in der Brust meines Geliebten. Nimmer jage nach Zuflucht fort und fort meine Seele: ICH bin deine Freistatt, und es fließen meine Milchstraßen.



Frans Masereel: Holzschnitt zu Vermeylens „Ewigem Juden“.

STEFAN ZWEIG / DREI LANDSCHAFTEN

ALPENGLÜHEN AM ZÜRICHSEE

Wer rief dies Bild, das plötzlich in den Rahmen
Des Fensters mit dem goldnen Winde glitt?
Still rufts mich an. Und schon weiß ich den Namen:
Es ist der Herbst und meint auch Abschied mit.

Die Berge, die tagsüber Himmel waren,
Wie glühn sie nah im abgeteilten Licht!
Oh hier wie immer fühlt man: in dem Klaren
Ist schon ein Teil Vergängnis und Verzicht,

Und fühlt, es wäre gut, noch einmal leiser
Als sonst den Vesperweg talab zu gehn,
Eh sich die Abende im Herbst verfrühen,

Und vor den Sternen noch aus all den Häusern,
Die westwärts Feuer aus den Fenstern sprühen,
Sich Sommersonne in das Herz zu sehn.

TAJ MAHAL

(Grabdenkmal Muntaz Mahals in Delhi)

Im Wasser, wo klarspiegelnd und genau
Die weißen Formen sich im Bild verkleinern,
Scheint er ein Spielzeug. Zart und elfenbeinern,
Wie unter mattem Glas liegt er zur Schau
(Man hatte beinah Furcht, ihn zu zerbrechen).

Und dann ein Blick: Und sieh, es ist ein Bau!
Aufragend, blendend, makellos und steinern
Steigt er empor, löst blinkend seine Flächen
Vom Blättergrün und steigt in immer reinern
Bewegungen empor ins blanke Blau.

Auf, auf ins Licht, und blüht ins Sonnenfunkeln,
Als atmeten aus seiner Brust noch jene
Vergangnen Herzen in der kühlen Krypte
(Der große Fürst und die geliebte Frau).

Doch abends scheint er Traum. Wie eine Träne,
Die marmorn wurde, glänzt er in das Dunkel
Den Schmerz um die entschwundene Geliebte.

SCHÖNER MORGEN

(Bozner Berge)

Wie ich doch den Hauch der Frühe
Selig an den Lippen fühle!
Von den Wiesen weht der kühle
Duft mit Blumen an den Mund.

Berge reißen sich die schweren
Hüllen nieder, morgenhelle
Bäche spiegeln in der Welle
Einen Himmel klar wie sie.

Noch ist Sonne nicht im Tale,
Doch schon ahnt man ihre Nähe.
Wie ich in die Ferne spähe,
Blitzt ihr Blick schon auf dem Grat,

Über die noch stummen Weiten
Wirft sie leuchtend ihre Lanze.
Blut entflammt sich. Rings die ganze
Landschaft glüht in einem Brand.

Eine Kirche fühlt das Feuer
Auf dem Dache. Ihre Glocken
Werden glühend und frohlocken,
Und mein Herz klingt auf mit ihr.



CHARLES-LOUIS PHILIPPE / DIE KARUSSELLPFERDE

I

FÜR einen kurzen Augenblick kam seine Mutter zu ihm. Sie berührte ihn an der Schulter, er drehte sich um; es war nur sie! Mit einem Seitenblick hatte sie die Holzpferde gestreift. Es ist ungewiß, ob sie sie gesehen hatte, vielleicht hatte sie nur eine Schar Pferde aus Holz bemerkt, deren Durcheinander, in einer großen Kreisbewegung fortgerissen, sich mit schreienden Farben um etwas Lustiges drehte, das weder zu ihrem Alter, noch zu ihrer Stellung paßte. Sie beugte sich über das Kind, sie sagte ihm alles, was sie wußte:

„Schau, mein Kleiner, schau nur gut hin, sie sind aus Holz.“

Er antwortete nicht. Es war nicht wahr, daß die Holzpferde aus Holz waren. Die Holzpferde waren rot, sie waren grün und waren gelb. Sie glichen nicht den Pferden aus Holz, mit denen die Kinder spielen und die sie dann gleichgültig wo in einer Ecke liegen lassen. Sie waren schöner als die Pferde, die man kennt, sie hatten den richtigen Wuchs, wie ihn die andern haben müßten, damit man auf ihrem Rücken reiten könne. Charles Blanchard war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, daß die Karussellpferde Tiere aus einem andern Land seien, die man zusammengebracht habe und die eines hinter dem andern herliefen, um eine schöne Reitbahn, einen schönen goldenen Palast im Kreis herumzudrehen.

Ein Verzicht war nicht einmal nötig. Den Armen ist Gottes Gnade widerfahren.

Ihm wurde die Überraschung zuteil, auf die man stoßen muß, wenn man merkt, wie einfach die Wahrheit ist. Auf den ersten Schlag war sein Herz für sie geschaffen. Als sie sich da niederließ, brauchte sie keine großen Verwandlungen mit sich zu führen. Ganz von selber bildeten sich eine Menge Gefühle um sie herum.

Das Karussell war wirklich zu schön für Charles Blanchard. Es enthielt alle Dinge, die bei ihm zu Hause nicht zu sehen waren. Am Morgen hatte das Kind nur die Pferde bemerkt. Es enthielt noch andere Dinge. Man sah Spiegel, Wimpel, Behänge, künstliche Blumen und Fransen. Alle Farben waren leuchtend, es wäre schwierig gewesen, anzugeben, ob das Karussell rot oder golden sei. Die Orgel ließ an Klaviere denken.

Das Kind hatte einmal durch das offene Fenster in den Salon der Frau Léon Bonnet gesehen, die eine sehr reiche Frau war. Eine Stehlampe war darin und doppelte Seidenvorhänge. Das Karussell erinnerte an diesen Salon. Das Karussell war Palästen vergleichbar, es war den Salons vergleichbar, die man nur durch das Fenster sieht. Charles Blanchard hatte nie einen Fuß hineingesetzt, er hätte nie gewagt, einen Fuß hineinzusetzen. Er wußte, daß er nicht dafür geschaffen war, ihre Schwelle zu überschreiten.

Hier ist etwas Merkwürdiges hinzuzufügen. Wenn ihm in diesem Augenblick jemand einen Sou gegeben hätte, so hätte Charles Blanchard nicht geglaubt, das Nötige zu besitzen, um auf den Holzpferden reiten zu dürfen.

Da sie nun einmal da waren, so kam er natürlich zu ihnen zurück. Die Kinder können nicht umhin, alles Vorhandene sich anzusehen. Vielleicht ging er langsamer als am Morgen. Gleichviel! Er ging trotzdem. Es gab ein Karussell in der Stadt. Charles Blanchard war erschaffen und in die Welt gesetzt, um es zu betrachten.

Er fand übrigens sofort, daß er bis jetzt sehr kühn gewesen war. Er hatte die Karussellpferde ein wenig als sein Eigentum angesehen. Eine ganze Runde lang war er neben einem großen roten Pferd, das ihm das liebste war, nebenher gelaufen, und er hatte es am Fuß berührt. Und zwischen zwei Runden, wenn es genug Leute gibt, die heruntersteigen, um denen, die hinauf wollen, möglichst im Wege zu sein, hatte er sich unter die Menge derer gemischt, die das Recht haben, auf das Karussell zuzugehen.

II

Er war sieben Jahre alt, er war an einem sehr merkwürdigen Punkt in seinem Leben angekommen. Vielleicht glaubte er es nicht, aber er bildete es sich gerne ein, das Karussell sei ein großes, lebendiges Geschöpf mit sechs Spiegeln in der Mitte, und um seine sechs Spiegel drehe es Tiere im Kreise herum. Es handelte sich für ihn schwerlich um ein Vergnügen. Hier war etwas in Erfahrung zu bringen, hier war einem Rätsel der Natur auf die Sprünge zu kommen. Er betrachtete die Leute, sie waren zu zweien, zu dreien, in Familien, in Massen, jedes Pferd trug seinen Reiter. Es handelte sich um eine Sache, deren Beachtung die Mühe lohnte. Von den Männern, Frauen und Kindern sprach niemand ein Wort, jeder schloß ein wenig die Augen, jeder hatte den Zügel seines Reittieres ergriffen; und mit ernster Miene, mit geradezu beflissener Miene, denn durchaus so geschieht es in den Dörfern, ergaben sie sich einem Glück voller Musik. Sie schienen ganz und gar von einem Geheimnis besessen, dessen Enthüllung niemals bis zu Charles Blanchard dringen könnte. Eine Runde dauerte drei Minuten. Nach drei Minuten stieg alles herunter. Einige waren dabei, die dann ihr Taschentuch herauszogen und sich über die Lippen fuhren, wie wenn man mit vollem Mund gegessen hat.

Daß er an ihrer Stelle hätte sein können, kam ihm keinen Augenblick in den Sinn. Er beneidete sie nicht. Es ist sogar etwas Merkwürdiges dazu zu sagen: Vielleicht hatte er keine Vorstellung mehr davon, daß er mit einem Sou in der Hand das Nötige besessen hätte, um eine Runde auf dem Karussell machen zu können. Aufmerksam schaute er hin. Er bemerkte Kinder, mit denen er gespielt hatte.

Niemals hatte er sie so gut gesehen. Sie waren nicht seinesgleichen, wie er geglaubt hatte. Ihre Anzüge waren schön, ihre Hände, ihr Kopf, ihre Bewegungen, alles zeigte ihm, daß er sich bislang über sie getäuscht hatte. Sie nahmen sich mit den Karussellpferden Freiheiten heraus, daß man denken konnte, sie wären an ihren Umgang gewöhnt. Manchmal setzten sie sich verkehrt, und das Gesicht nach dem Hinterteil ihres Pferdes gewendet, waren sie geschickt und lustig und benahmen sich dem Vergnügen gegenüber, als wenn sie seine Vertrauten gewesen wären. Manchmal setzten sie sich wie die Frauen. Sie hätten fallen können, aber sie fielen nicht; überall und in allen Stellungen war es ihnen wohl, sie schienen geschaffen, um auf den Karussellpferden zu reiten. Er betrachtete ihr Gesicht. Ihre Augen waren nicht wie seine gebildet, ihre Wangen waren zarter, ihre Nase fein, er konnte den Blick nicht von ihnen wenden. Ihr Kopf stand aufrecht über ihren Schultern; wenn sie einem einen Blick zuwarfen, so geschah es ein wenig von oben herab. Im Glück waren sie gewichtig und einfach, sie glichen den Reichen, die man nur im Wagen sieht, ein Wort von ihnen wäre für einen eine Quelle des Stolzes geworden. Sie waren die Herren, sie waren die Krieger, sie hätten die sein können, die uns befehlen. Sie sahen nach Adel aus.

Aus den Varianten zu „Charles Blanchard".
Übertragen von Friedrich Burschell.



MARTIN BUBER / ZWEI GESCHICHTEN VON DEM GROSSEN MAGGID

Rabbi Baer (starb 1771), „der große Maggid" (Maggid = Prediger) genannt, war der bedeutendste unter den Schülern des Baalschem und der führende Denker des Chassidismus.

Das Versagen

ES wird erzählt:
Einst setzte der Maggid die gesammelte Kraft seines Wesens ein, daß die Erlösung komme. Da fragte es vom Himmel: „Wer ist es, der die Stunde bedrängt, und was bedünkt er sich?" Der Maggid antwortete: „Ich bin der Führer des Geschlechts, und es liegt mir ob, mich einzusetzen." Wieder fragte es: „Wie weisest du dich aus?" „Meine heilige Gemeinde", antwortete der Maggid, „wird aufstehn, für mich zu zeugen". „Sie stehe auf", rief die Stimme. Da ging Rabbi Baer und sprach zur Schar der Jünger: „Ist es wahr, daß ich der Führer des Geschlechts bin?" Aber alle schwiegen. Er wiederholte seine Frage, und noch einmal, und keiner sagte: Es ist wahr. Erst als er sie verlassen hatte, lösten sich ihnen Zunge und Sinn in einem, und sie erschraken über sich.

Lehre

Einst saß der Rishiner Rabbi am Vorabend des Schebuoth, des Festes der Offenbarung, an seinem Tisch und sprach nicht wie sonst in dieser Stunde zu seinen Schülern Worte der Lehre, sondern

schwieg und weinte. Und so auch am zweiten Abend des Festes; nach dem Tischsegen aber sprach er:

„Manches Mal, wenn mein Urahn, der heilige Maggid, an seinem Tisch gelehrt hatte, und die Schüler heimgingen, unterredeten sie sich über die Worte ihres Lehrers, und jeder führte sie anders an, und jeder meinte sie so und nicht anders gehört zu haben, und Rede stand der Rede gegenüber; auch gab es keine Entscheidung, denn kamen sie zum Maggid und befragten ihn, so pflegte er nur den überlieferten Spruch zu wiederholen: ‚Diese und diese sind Worte des lebendigen Gottes.' Aber wenn die Schüler sich besannen, verstanden sie den Sinn des Widerspiels. Denn an ihrem Quell ist die Thora eine; in den Welten hat sie siebzigfältiges Antlitz. Schaut einer aber eins ihrer Antlitze wahrhaft an, da bedarf es keiner Worte und keiner Lehre mehr, denn die Züge des ewigen Angesichts reden zu ihm."

HUGO VON HOFMANNSTHAL / EIN KNABE

I

Lang kannte er die Muscheln nicht für schön:
Er war zu sehr aus einer Welt mit ihnen,
Der Duft der Hyazinthen war ihm nichts
Und nichts das Spiegelbild der eigenen Mienen.

Doch alle seine Tage waren so
Geöffnet wie ein leierförmig Tal,
Darin er Herr zugleich und Knecht zugleich
Des weißen Lebens war und ohne Wahl.

Wie einer, der noch tut, was ihm nicht ziemt,
Doch nicht für lange, ging er auf den Wegen:
Der Heimkehr und unendlichem Gespräch
Hob seine Seele ruhig sich entgegen.

II

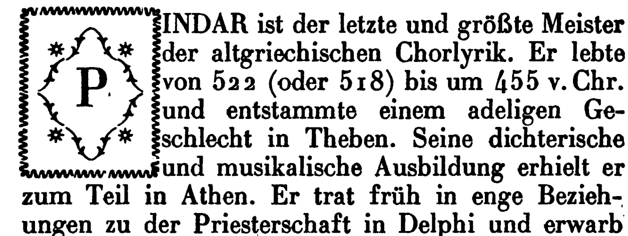
Eh er gebändigt war für sein Geschick,
Trank er viel Flut, die bitter war und schwer.
Dann richtete er sonderbar sich auf
Und stand am Ufer seltsam leicht und leer.

Zu seinen Füßen rollten Muscheln hin,
Und Hyazinthen hatte er im Haar,
Und ihre Schönheit wußte er, und auch,
Daß dies der Trost des schönen Lebens war.

Doch mit unsicherm Lächeln ließ er sie
Bald wieder fallen, denn ein großer Blick
Auf diese schönen Kerker zeigte ihm
Das eigne unbegreifliche Geschick.



FRANZ DORNSEIFF / PINDAR



PINDAR ist der letzte und größte Meister der altgriechischen Chorlyrik. Er lebte von 522 (oder 518) bis um 455 v. Chr. und entstammte einem adeligen Geschlecht in Theben. Seine dichterische und musikalische Ausbildung erhielt er zum Teil in Athen. Er trat früh in enge Beziehungen zu der Priesterschaft in Delphi und erwarb bald den Ruhm eines bedeutenden kultischen Dich-



ters. Eine Reihe von Festgedichten seiner ersten Zeit ist für die reichen Reeder auf der Insel Aigina verfaßt, andere für Wettspielsieger aus Thessalien, Orchomenos, Athen, Theben. Die Höhe seines Lebens bedeutete eine Reise nach Sizilien 476, wo er als berühmter Chordichter den Glanz der Tyrannenhöfe von Akragas und Syrakus erhöhen sollte. Zurückgekehrt, ist er gegenüber seinen Rivalen Simonides und Bakchylides unbestritten der Erste und bekommt u. a. Aufträge auch von den Fürsten von Kyrene in Nordafrika und von der Insel Rhodos. Die Stimmung seines Alters wurde getrübt durch das Heraufkommen der attischen Demokratie, die eine ältere Welt ablöste, in der er lebte.

Die Nachwelt hat über Pindar meist falsche Vorurteile gehegt. Das zäheste ist dies: Horaz hat einmal das ihm gestellte Ansinnen, pindarisch zu dichten, mit leiser Selbstironie zurückgewiesen und Pindar in einem berühmten Gedicht mit einem reißenden Bergstrom verglichen und mit einem wilden Schwan, der sich in die höchsten Lüfte schwingt. Er dagegen will sich mit der Rolle der emsigen Biene bescheiden. Unter dem Eindruck dieses Gedichtes von Horaz haben sich die modernen Odendichter seit Trissino, Ronsard und Klopstock einen mißverstandenen Pindar der absichtlichen Dunkelheiten und wilden Begeisterung zum Muster genommen. Und weil man den Odenton hereinbrachte, sind auch die meisten bisherigen Übersetzungen „im Versmaß des Originals" so absonderlich geraten. Denn in Wirklichkeit haben reifarchaische Festlieder für vornehme Sportsieger des 5. Jahrhunderts v. Chr. wenig zu tun mit den gebildeten Verzückungen der modernen belesenen Odendichter.

Um diese frühen einfachen Töne vernehmen zu

können, müssen wir heute sehr viel auszuschalten und zu vergessen suchen, was unsere Begriffe von Lyrik bestimmt: Buchdichtung, alles Psalmistische, den starken Zug zur Ferne und zum Unendlichen und die Dichtung als Bekenntnis und Monolog eines Einsamen, der mehr sieht, hört, ahnt als die anderen. Der griechische Dichter dieser Frühzeit ist Sager und Sprecher dessen, was alle fühlen.

Damit Pindar deutlich wird, möchte ich einmal fragen: Was würde fehlen im Bild des Griechentums, genauer, dem des 5. Jahrhunderts, wenn Pindar nicht da wäre? Nun, die archaische griechische Kunst wäre ohne Zunge. Er deutet uns die Tempel und die Plastiken von Delphi, Olympia, Aigina, wie uns die Sequenzen, Liturgien und Specula des Mittelalters für die Kathedralen helfen. Er ist die beste Erläuterung für die griechischen Tempel, diese für eine sakrale Baukunst — man denke nur einen Augenblick an einen Dom oder eine indische Grotte — so seltsam unmetaphysisch, innenraumlos, körperhaft gebliebenen Monumente. Er war der anerkannte Dichter, der die Chöre für die Prozessionen und Kulttänze schrieb. Seine Gesänge zeigen dieselbe dorische Quaderhaftigkeit und harte Fügung des Baues und Farbenfreudigkeit der frühen Ornamentierung wie die Tempelarchitekturen, und das gleiche echtgriechische Bleiben beim Körper, bei Bild und Leib. Das tritt in dieser odischen Lyrik, die in modernen Literaturen Klopstock, Hölderlin, Victor Hugo, d'Annunzio als Gattungsanalogien hat, besonders deutlich hervor. Auch mancher gleichzeitige Bildhauer geht in Haar- und Gewandbehandlung mit ebenso steifer Zierlichkeit zu Werke wie die Chorlyriker beim emsigen Ausschmücken der Einzelheiten.

Und noch für etwas anderes intern Griechisches ist Pindar aufschlußreicher als das Epos und die Tragödie. Die gymnastisch durchgebildeten jungen Leiber der Knaben und Männer, die dort in den Wettspielen rangen und liefen, haben die archaischen Bildhauer festgehalten. Der Idolino, der Diadumenos, der delphische Wagenlenker, der Münchener Knabe mit der Siegerbinde sind Reste aus dieser Welt, Wunder von Reinheit und leiser knospenhafter oder triumphierender Schönheit. Wir wissen aus anderen Quellen, daß die Liebe zwischen Mann und Jüngling bei den dorischen und dorisierenden Vornehmen durchaus legitim war, auf Kreta ging das bis zum in festen Formen zu verübenden Knabenraub, dem eine in den Bergen verbrachte Zeitehe folgte. Das Verhältnis zur Frau blieb ungeistig bis Euripides, auch später haben die Griechen wenig gesagt, was der Minne sich nähert. Erst der Römer Catull verfügt über ähnliche Töne, die römische Matrona ist die erste Dame. Dagegen dient Platon einem ganz einzig sublimierten männlichen Eros, in dem er den Führer zum Geistigen sieht. Eben darin präludiert ihm Pindar, diesen feierlichen strengen Knaben-Eros hat auch er in dem sonoren Enkomion auf den Knaben Theoxenos mit dem unwirschen Ausfall gegen Weiberfrechheit. Auch an manchen anderen Stellen fühlt man durch, wie Anblick und Vorstellung erblühter Ephebenjugend Pindars Herz aufwallen läßt zu Liebe und Weisheitssprüchen.

Bei Pindar hören wir die Stimme des unberührten griechischen Mittelalters am vernehmlichsten. Attische Demokratie, jonische Naturwissenschaft, sizilische Sophistik und Rhetorik, das alles ist bei ihm noch in weiter Ferne. Die Welt Pindars ist der

griechische Land- und Geldadel, eine Oberschicht, die um 500 seit Generationen im südlichen Balkan, auf den Ägäischen Inseln und Sizilien und in Süditalien herrscht. Die Anfänge dieser Zustände sehen wir in der Odysee. Überall in den Städten und auf den großen Gütern sitzen diese maßgebenden Familien, die sich untereinander zusammengehörig fühlen. Alle denken gleich über Politik, Götterdienst, standesgemäße Lebensführung, die alten Adelsfamilien wie die reichgewordenen Reeder in Korinth und Aigina. Nach dem Beispiel der Väter üben sie sich noch in den Waffen. Die Ahnen, von denen die Heldensage erzählt, haben das Land erobert. Aber Krieg gibt es ja nicht immer. Doch auch so bleibt man in den Bahnen der Vorfahren: man treibt Sport. Wenn man nicht kämpfen kann wie Achilleus, Aias und Diomedes, so übt man Gymnastik wie die Helden der Ilias am Grab des Patroklos oder die Phaiaken unter Alkinoos. So leben diese Familien dahin, von einer Generation zur andern, blühen und welken wie die Saat auf dem Felde. Das Geld aus dem dauernden Wohlstand der langen Friedenszeiten mit ihrem blühenden Handel fließt in die Tempelbauten. Egesta, Selinus, Girgenti, Paestum haben von daher ihre Tempel, Aigina, Olympia und vor allem Delphi, für dessen Apollon-Heiligtum überall wie für die Peterskirche gesammelt wurde. Dafür braucht man dann neue Götterbilder, die die Kanachos, Onatas, Hageladas, Polyklet usw. schaffen. Und für die festlichen Feiern gibt man neue Kultlieder in Auftrag, die von Chören aufgeführt werden.

Die meisten erhaltenen Stücke von Pindar sind Epinikien, Siegeslieder, d. h. Festchorgesänge zur Feier eines Agonsieges. Infolgedessen sieht es so aus, als ob Pindar hauptsächlich für Wettspielsiege ge-

dichtet hätte. Den vier Büchern Epinikien stehen aber als nicht erhaltene Chorpoesien gegenüber: ein Buch Hymnen, ein Paiane (1908 größtenteils aufgefunden), zwei Bücher Dithyramben, zwei Prosodien, drei Parthenien, zwei Hyporchemata, ein Enkomien, ein Threnoi. Auch unter den Epinikien steht eine Anzahl Stücke mit Unrecht. Die alexandrinischen Gelehrten wollten die Masse der überlieferten Stücke in poetische Gattungen aufteilen und legten daher manches Gedicht zu den Epinikien, weil ein Sieg darin erwähnt war, obwohl mitunter Festchor oder poetische Epistel die richtige Bezeichnung wäre.

In Pindar hat sich das griechische Mittelalter ausgesungen, mit ernster spröder Stimme. Er pflegt noch die alte feine, etwas gezierte Kunst, die eine ganz bestimmte gute Gesellschaft voraussetzt und unterhalb ihres Standes nichts kennt. Man darf beim Lesen dieser Stücke nicht vergessen, daß es Textbücher zu Kantatenaufführungen sind, Musik und Anweisungen für die Choreuten sind verloren. Alle zeigen eine in ihrer Art einzige Mischung von Hymnik, Lob der Kampfsieger, ihres Geschlechtes, ihrer Stadt oder was sonst der Anlaß der kultischen Feier ist, Spruchweisheit und Mythenerzählung. Die Verbindung zwischen diesen Bestandteilen wird durch Überleitungen von naiv starrer Feierlichkeit hergestellt. In den Mythenerzählungen redet ein Gläubiger, der in frommer Ergriffenheit völlig in diesen Bildern lebt. Ganz leise meldet sich mitunter ein eigenes Urteil, eine leichte Umbiegung des sittlich-religiös gestimmten Spätlings. Das attische Drama ist dagegen gesehen fast Demagogie. Aischylos macht sich frei von der bedächtigen bosselnden Wortkunst, die auch in der dionysischen Chorlyrik,

der Vorstufe der Tragödie, sehr stark ist, von dem Variieren der immer gleichen geheiligten Vorstellungen und Bilder und erreicht mit neuem Pathos die große klassische Form. Gerade als Hintergrund dafür ist Pindar besonders wertvoll: ohne ihn sähen wir bloß Athen. Jede Epoche ist eine Sphinx, die in den Abgrund taucht, wenn ihr Rätsel gelöst ist, sagt Heine einmal. Mit Pindar ist das archaische Griechenland versunken.

Aus der Einleitung zu einer demnächst erscheinenden neuen Übertragung.



GEORG MUNK / LYDERIK IM WALD

WÄHREND eines Bruderzwistes unter den Merowingern, als das giftige Blut dieser Sippe wieder einmal wie oft schon ausschlug und gleich einer stechenden Flamme sich selbst und rings um sich alles Lebendige einschlang, floh gleich manchen andern Edlen Salwaert, der Herr der Burg Dijon, aus Burgund hinweg. Er führte sein Weib Jolanthe mit sich, das eben mit dem ersten Kinde schwanger ging, und von seinem Gesind nur eben so viel, als Sicherheit und Bequemlichkeit geboten. Seine Fahrt ging meerwärts zur flandrischen Küste.

Sie waren schon viele Tage dahingezogen, und manche Nacht hatten sie an ungastlichen Orten dürftig sich betten müssen. Die Frau besonders, obgleich von rüstiger Gesundheit, war um ihres beschwerlichen Zustandes willen schon sehr wegmüde und sehnte schmerzlich das Ziel der Fahrt herbei.

Etliche Tagreisen noch schieden sie vom Strande, jedoch war es von ihrer Wanderung der unwegsamste Teil, der so vor ihnen lag, eine düstre Wildnis, der Wald ohne Gnade geheißen und vom Volke gemieden. Zutiefst in seinem Innern geborgen, lag Phinaerts, des Riesen, Schloß Buck, aus grauen Felsenstücken aufgetürmt, vom Blutdunst umwoben. Menschenfuß suchte es nicht aus freiem Willen heim, Menschenmund sprach den Namen seines Herrn ohne Scheu nicht aus. Dort barg Phinaert sich mit seinen Gesellen, die ein böser Wind in dieses dunkle Moor ihm zugefegt hatte, das unersättlich Speise aus ihren verruchten Händen empfing. Noch keiner, dem Phinaert entgegengetreten war, hatte vor seinem Schwert bestanden. Schon hatte sein Späher auch Salwaert und die hellhaarige Jolanthe umschlichen und seinem Herrn Botschaft gebracht.

Die Schwüle des lastenden Tags hing brütend im Dickicht. Zäh und dornig war der Waldboden verstrickt, Wasserläufe stockten bleiern längs und quer, in den Morast gebannt. Über ihrem trüben Glast waren auf starren Flügeln schillernd große Insekten in der Luft ausgespannt. Fernher meinte Frau Jolanthe zuweilen Meeresrauschen zu vernehmen. Sie querten Wasser und Wildnis, wieder und immer wieder, stachlige Ranken der Wildrosen griffen in das Kleid der Frau, zerrten und schlitzten es, trübes Wasser netzte, unter dem Tritt des Pferdes hochspringend, ihren Fuß, urlange, schien ihr, habe der Wald sie schon in sich aufgenommen, und doch dünkte der Ort sie ewig der gleiche, wie sie die Tiere auch antrieben, ihn zu überwinden, und immer gleich fern lockte das Meeresrauschen.

Bangigkeit übersäte mit feuchten Tropfen die weggebräunte Stirn der Frau, Seufzen quoll ihr aus

der Brust auf und ließ sie tief vor dem eignen Ton erschrecken. Salwaert, der ihr Pferd leitete, blickte schweigend zur Seite. Eine kleine Magd weinte leise vor sich hin, mutlos ob der Beschwer.

Um die Mittagstunde trat Phinaert ihnen entgegen, lautlos, wie aus dem Moor aufgestiegen. Auf sein Schwert weisend, lud er Salwaert zum Kampf. Hinter ihm im Dickicht gedrängt hielt sein Gefolge. Ein alter Knecht empfing die Zügel von Jolanthes Pferd. Als er Salwaert unter dem ersten Streich des Widersachers blutig sinken sah, riß er es aus dem Gemenge, hob die Frau zur Erde, zerrte sie ins Gestrüpp und waldeinwärts eine Weile hinter sich her, während Phinaerts Leute die kleine Schar fast ohne Widerstand überwältigten und banden.

Bald schon hörten die Fliehenden auch hinter sich Verfolger, der Alte wies Jolanthen die Richtung, drängte sie fort, schlug mit bedachtem Zögern entgegengesetzten Weg ein, lenkte die Folgenden so irr und von Jolanthens Spur auf sich ab.

Die Frau entwich mit gelähmten Sinnen, abgestorben für sich, nur Gefäß noch dem Leben in ihrem Schoß, das herrisch sie vorwärts stieß, die Stürzende aus den Knien hochriß und antrieb. Schwere wurde so Flüchtigkeit und ließ sie durch den Wald stieben bis Sonnenniedergang. Dem verblassenden abendlichen Himmel öffnete das Dickicht sich, Gras sproß zwischen dem Moos des Bodens, über blanke Steine sprang beweglich eine Quelle. Hier sank die Frau in sich zusammen. Kaum empörte sich in ihr noch mattes Staunen, da fiel schon jäher Schlaf über die Erschöpfte und löschte die letzte Besinnung.

In der Mitte der Nacht riefen nie erlebte grausame Schmerzen sie zu sich, ihr Leib wand sich wie unter

wühlendem Messer. In rasendem Ansturm stürzte das Blut wider ihr Herz. Aus der Schwärze drohte aufflackernd die hämische Maske des Mörders, dumpf hörte sie noch einmal Salwaert stürzen, Blut füllte dampfend die stockenden Gräben, wirbelnd im roten Dunst, der flüchtig aus ihnen aufstieg, schwangen Moor und Wald.

Vor ihr herschwebend trug die niedergehende Sonne jetzt die Züge des geliebten versinkenden Antlitzes, mit zauberhaft blassem, doch durchdringend süßem Licht lockte das fliehende Gestirn sie zur Nachfolge. Von keiner Erschöpfung gehemmt, ungleich dem niederbrechenden Leib, stürzte ihr fessel-loser Geist dem Hingeschiednen nach, kehrte, ihn suchend, in den Vorhof des Todes ein. Indessen drängte aus ihrem verlaßnen Leib neues Leben, vor seiner Zeit lichtwärts ringend. Jetzt umschlang die Seele ihres zur Welt kommenden Kindes ihre eigne und riß durch alle Reiche zwischen Tod und Leben sie in ihr schmerzgebundnes leibliches Wesen zurück.

Und nun wähnte von einem neuen Licht sie sich erweckt, heller als strahlendes Mittagslicht des Tages, das aus Wald und Moor hervorbrach und nicht vom Himmel kam und seinen Gestirnen.

Die Quelle, an der sie sich gebettet, stand still in ihrem Lauf, hochaufgetürmt bäumten sich die Wasser und flossen in ihren Ursprung zurück, jedoch nichts Ungezähmtes war in diesem ihrem Spiel, in sinnvollen und sanften Formen verweilte und bewegte sich die lichte Materie, zu einer Gestalt endlich sich verdichtend, die einer großen, vielblättrigen Blume glich. Aus dem Herzen dieser Wasserblüte aber vermeinte Jolanthe jetzt näher und immer deutlicher das Meeresrauschen zu vernehmen, das

gestrigen Tages unaufhörlich ihr im Ohr geklungen hatte. Bald aber verblich und schwieg alles. Aus dem verrauschenden Spiel trat eine Frau hervor. So schaumzart war ihre Gestalt, daß Jolanthe durch ihren schimmernden Leib die Baumstämme im Grund und die blauirrenden Lichter in der glashellen Luft erblickte. Das Wasserweib beugte sich über sie, die in jähem durchdringenden Schmerz völlig dahinzuschmelzen meinte. Mit ganz linden, kühlen Händen half die Fremde ihr von dem Kinde und wies ihr das Angesicht ihres Knaben, ehe eine tiefe Ohnmacht aufs neue beschwichtigend sie hinnahm.

Als ihre Augen zögernd der Helle sich wieder öffneten, war sie allein mit dem nackten Kind, das ihr im Schoße lag. Die Bäume aber waren rings um sie zusammengerückt, über den Neugebornen tief sich niederneigend, zwischen den Stämmen schlüpften die Wacholderbüsche hervor, wilde Rosen mit moosigen Schlafäpfeln waren bis an Jolanthens Füße herangekrochen. Wunderäugig neigte eine Hirschkuh sich über sie. Die lange bunte Schlange mit dem greisen Haupt, die am Morgen, ehe sie in den Wald eingeritten waren, ihren Weg gesperrt hatte — Salwaert aber hatte ihr, der Erschreckten, Pferd und sein eignes sorglich an dem Tier vorbeigeführt und nicht geduldet, daß die Knechte nach ihm schlugen —, zog mit ihrem schillernden Leib weithin ausgereckt einen Kreis um Mutter und Sohn.

Als Jolanthe am Morgen erwachte, fand sie, in ihren Mantel wohl eingehüllt, den schlafenden Knaben in ihren Armen. Das Gestern war fern, mit herber Hand liebkoste die Morgenkühle ihr Stirn und Haar, langsam lockerte sich die Starre in ihren Gliedern, das Kind drängte in ihre Mutterwärme. Schon

gab sie der Verführung neuen Schlummers nach, als ferne waldfremde Töne ihr Ohr schreckten, Stimmen Schweifender, die sich näherten. Wie eine Traumwandelnde geheimem Geheiß unterworfen, verwahrte sie das Kind fest in ihrem Überkleid, rührte mit dem Munde an seine geschloßnen Augen und barg das schlafende in einem nahen Graben, dessen Feuchtigkeit die Sommerglut aufgesogen hatte, und über den das Gestrüpp ein wirres Dach flocht.

Sie sank nun allein am Quellrand hin. Bald kamen Phinaerts Knechte und zerrten sie weg. Sie aber wußte ihr Herz zu bändigen, nicht Blick noch Wendung ihres Hauptes verriet den Männern, was sie der Wildnis anvertraut hatte. —

Am Waldrand, wo der Blick auf Felder und Menschenstätten sich auftut, lebte um diese Zeit Lyderik, ein alter Einsiedler. Ehedem war er im blutigen Handwerk des Kriegs auf langen Wegen über die Länder der Erde hingezogen. Jedoch sein unversehrtes Herz hatte im Wandel und in der Fülle der Zeit viel Weisheit gesammelt, so daß von weit im Umkreis her in Krankheit und Nöten aller Art die Menschen zu ihm kamen und sich immer wohlberaten fanden.

Wie er gewohnt war täglich zu tun, so auch ging er an dem Morgen, bald nachdem Phinaerts Knechte Jolanthen weggeführt hatten, zur Quelle, seinen Bedarf an Wasser zu schöpfen. Er hörte mit schrill durchdringendem Schrei sich gerufen, gewahrte an einer Stelle in der Luft hängend den alten Raben, der gleich ihm, ihm wohlvertraut, viele Jahre schon im Wald hauste, eilte zu dem Ort und fand, nachdem er die Dornenranken zur Seite gebogen hatte, Jolanthens schlafendes Kind.

Auf behutsamen Händen trug er das kleine Leben in seine Hütte, schälte es aus dem kostbaren Frauenmantel aus rosenfarbner Seide, bettete es auf die Felle seines Lagers und lieh ihm als erste Gabe seinen eignen Namen — Lyderik.

Zweimal des Tags stellte bei dem staunenden Alten eine Hirschkuh sich ein, den Knaben zu säugen, der wunderbar in der rauhen Armut der Klause gedieh. Still lag er im sonnigen Moos, umspielt von Waldtieren, die zahlreich jetzt zur Hütte kamen, ohne Scheu sich zum Ergötzen des Kindes tummelnd.

Die Weiber der Bauern brachten Brot, Früchte und rauhes Gespinst, daß der Einsiedel seinen Findling nähre und kleide, und waren froh, mit rauhen Fingern über das seidne Haar des jungen Lyderik zu streicheln.

So wuchs der Knabe durch etliche Jahre hin auf und schuf seinem Pfleger immer geringere Mühe. Freilich hatte der alte Lyderik auch nur kleinen Anteil an seinem Wesen. Wunderlich waldvertraut war das Kind, tage-, ja nächtelang verschwand es oftmals im Forst. In der ersten Zeit litt der Alte da manche Not um den Knaben, doch ließ der weder durch Wort noch durch Zucht sich belehren, daß sein Tun unbillig oder gefährlich sei, auch stellte er nach jeder Abwesenheit unschuldig und mit blanken Augen sich wieder in der Klause ein, so daß der Einsiedler ihn bald gewähren ließ und keinen Einspruch mehr tat.

Zuweilen aber überkam den Alten großes Erstaunen; das geschah, wenn der Knabe ihm fremdes duftendes Kraut wies oder üppige Früchte, die ihm zu seiner Nahrung im moorigen Grund und sonderlich am Rand der Quelle zuwuchsen, und die der Einsiedel in den vielen Jahren, da er an dieser kar-

gen Stätte behaust war, niemals auf dem unwirtlichen Boden ersehen hatte.

Als er eines Tages aber für gut befand, das Kind anzuweisen, es möge vor Phinaert und dessen Knechten auf der Hut sein, wies sich, daß es die Unholde wohl kannte, doch wie es dem Alten unschuldig vertraute, mahnten Klagetöne aus dem Moor und das Zittern der Sträucher es zeitig, sich zu bergen, ehe die bösen Männer nahe kamen, und die Bäume erschlossen alsdann ihr Inneres, den Knaben aufzunehmen. Von dem Tag an verstand der Einsiedel, daß dies Kind in unirdischer Hut wohl geborgen stand.

An einem in der Kette der vielen Winterabende geschah, daß, wie oftmals, der Kleine zu Füßen seines Pflegevaters saß und hatte sein leichtes Haupt gegen die Kniee des Alten gestemmt. In der Mauer stak ein Kien und gab rotdunstiges Licht, auf dem Herdstein lohte das Scheit, draußen der vereiste Wald klirrte wie berstendes Glas, durch die Luke im Dach flackerte kühles Sterngeflimmer. Der Knabe blies auf einer Flöte vor sich hin, die er des Tags im Sumpfröhricht sich geschnitten hatte. Ein paar Töne kehrten sonderbar eindringlich wieder und zwangen den Alten aus seinem müden Besinnen auf, dem Spiel zu lauschen. Und wie er halb wider Willen noch hinhörte, da war in dem Spiel ein Zug auf stolzen Pferden, der in den Wald einritt, ein edler Mann voran, neben ihm eine Frau, zart und traurig, um die Schultern den Seidenmantel von Rosenfarbe, und der mühselige Trab der Tiere, die im weichen Boden einsanken, die starren schwarzen Rinnsale im Moor, das ferne Rauschen, die blassen Perlen von Angst, erpreßt auf der Stirn der Frau, Phinaerts Tritt, wie

er zum Mord auszieht, der dumpfe Fall und der Schrei eines Sterbenden, über dem das Moor gurgelnd sich schließt. Da war ein fliehendes Weib, Seufzen einer Gebärenden, Singen der Wasserfrau tief im Quell, das Zeichen des Schlangenkönigs, der den Wald starren macht, das Rufen des kreisenden Raben, er selbst, Lyderik der Alte, und seine Hütte und fern das bange Weinen einer Witwe hinter grauen Mauern.

Der Einsiedel wurde im Hören und Schauen demütig vor dem Kind zu seinen Füßen. Da er sich niederbeugen wollte, als die letzten Töne verhaucht waren, zu forschen, ob in den Augen des Kindes ein Widerschein sich fände von dem, was durch die Rohrpfeife aus ihm geklungen, fiel die Flöte aus der gelösten kleinen Hand, — der Knabe war in Schlaf gesunken. Der Alte hob ihn auf und trug ihn auf das Lager. Sanft atmete das Kind im erdunkelten kalten Raum.



ARNO NADEL / AUS DEM GEDICHTWERKE „DER TON“

Die Wonne

Anders ist Wonne in dem Stoffraum,
Anders im Gott- und Sinnraum,
Im Sinnraum ist sie Wonne aus dem Wissen.
Im hohen Sinnraum Wonne aus dem Vorbild.
Drum ist des Nahen Wonne
Wahr und vollkommen aus dem Ganzen.
Aus allen Räumen klingt's zu ihm hinüber.

Weil nach dem Plane Wonne ward und Steigerung,
Freut sich der Mensch verborgen,
Wenn er des andern Wehe sieht.
Ihm käm's zugute, denkt er.
Der Nahe aber fühlt mit jedem Leben
Und hilft ihm schweigend, wie er kann.
Das ist des Nahen Milde.

Wohl ist der Sinn des Lebens Wonne,
Des Nahen Wonne aber
Ist seine eigne und die ganze Wonne.
Je mehr er Wonne schafft,
Je mehr er Gottes Plan in Gnade wandelt,
Um soviel mehr ward ihm das Bild im Vorbild.
Das ist des Nahen Wonne.

Vom andern Raume ward dem Nahen Schicksal.
Kein Schicksal gleicht dem andern.
Ihm aber ward die tiefe Milde.
Die strahlt er tätig aus ins Leben
Und hebt den Geist mit hellem Mittel
Ins Wesen möglicher Erfüllung.
Das ist des Nahen Können.



AUS DER „GEISTLICHEN WIESE“ VON JOHANNES MOSCHUS († 619)

DER PRIESTER KONON

Im Kloster Penthukula lebte ein Priester, namens Konon, der denjenigen die Taufe zu spenden hatte, die zu diesem Zwecke das Kloster besuchten. Seines tugendhaften Wandels wegen hatten ihn die Väter

damit beauftragt. Er taufte also und salbte mit dem heiligen Öle die Ankommenden.

Sooft er aber ein Weib salbte, ward er schwer versucht. Er wollte deshalb das Kloster verlassen. Als er sich einst in solchen Gedanken aufhielt, trat der heilige Johannes zu ihm und sprach: „Sei standhaft, und ich will dich von diesem Kampfe befreien!“

Einstmals nun kam eine junge Perserin zur Taufe. Sie war so wunderschön, daß es der Priester nicht über sich brachte, sie mit dem heiligen Öle zu salben. Nachdem sie zwei Tage gewartet hatte, hörte der Erzbischof Petrus von der Sache und wunderte sich sehr darüber. Er wollte schon eine Diakonissin mit der Taufe betrauen, konnte sich aber doch nicht dazu entschließen, weil er nicht gerne vom Herkommen abwich.

Der Priester Konon nahm nun seinen Mantel aus Schafpelz und verließ das Kloster mit den Worten: „Da bleibe ich nimmer!“ Als er sich auf die Hügel begeben hatte, trat ihm der heilige Johannes in den Weg und redete ihn ganz sanft also an: „Kehr in dein Kloster zurück, und ich will dich von deinem Kampfe befreien!“ Voll Zorn antwortete Vater Konon: „Du kannst dich darauf verlassen, daß ich nicht mehr zurückgehe; denn immer versprichst du, und nie hältst du dein Wort.“ Da hieß ihn der heilige Johannes auf einen der Felsen setzen, entkleidete ihn, machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes unter seinen Nabel und sprach dabei: „Habe jetzt Vertrauen, Priester Konon! Ich hätte es zwar gerne gehabt, daß du den Kampfeslohn errungen hättest, nachdem du dies aber nicht willst, nehme ich den Kampf von dir; freilich ein Verdienst wirst du dir damit nicht mehr erringen.“

Der Priester ging in sein Kloster zurück, salbte

und taufte am folgenden Tage die Perserin und merkte dabei gar nicht mehr, daß er ein Weib vor sich hatte. Zwölf Jahre taufte und salbte er von da ab und ward nie mehr in seiner Seele und an seinem Leibe erregt; er sah es gar nicht mehr, ob er ein Weib vor sich habe. So blieb es bis zu seinem Lebensende.

NONNE ASCHENBRÖDEL

Im Frauenkloster zu Tabennae lebte eine Nonne, von der man glaubte, sie wäre eine Idiotin und vom Teufel besessen. Ihre Mitschwestern verabscheuten sie so, daß nicht eine mit ihr gemeinsam essen wollte. Die Nonne stellte sich aber nur so. Sie verweilte beständig in der Küche, tat jegliche Arbeit und war sozusagen der Waschlappen des Klosters, so daß sich an ihr in der Tat das Schriftwort erfüllte: „Dünkt sich jemand unter euch in dieser Zeitlichkeit weise zu sein, dann werde er ein Tor, damit er ein Weiser werde!" Ihren Kopf hatte sie mit einem Lumpen umhüllt, während ihre Mitschwestern geschorene Häupter hatten und Kapuzen trugen. Also angetan tat sie Magdsdienste. Ihre ganze Lebenszeit sah sie keine der vierhundert Nonnen jemals essen, da sie sich nicht mit den anderen zu Tische setzte, kein Stücklein Brot mit ihnen gemeinsam speiste. Sie war mit den Überresten zufrieden, die sie beim Abwischen der Tische und beim Spülen der Töpfe fand. Nie war sie gegen irgend jemand barsch, nie murrte sie, nie sprach sie viel oder wenig; obgleich sie selbst geohrfeigt, hochmütig behandelt, mit Verwünschungen überhäuft und durchaus verabscheut wurde.

Einst nahte sich ein Engel dem heiligen Piterum, einem hochangesehenen Asketen im Porphyrgebirge,

und sprach also zu ihm: „Wozu bist du stolz auf deine Frömmigkeit und deinen weltentlegenen Aufenthaltsort? Willst du ein Weib sehen, das frömmer ist als du? Dann geh hin zu dem Frauenkloster in Tabennae, und da wirst du eine Nonne mit einem Diademe finden. Die ist besser als du. Denn sie steckt mitten im ärgsten Gedränge, und doch ist ihr Herz immer bei Gott. Du aber hockst hier in der Einsamkeit, deine Gedanken gehen aber durch die Städte spazieren."

Nie noch hatte Piterum seine Zelle verlassen, doch nun wanderte er, bis er zu jenem Kloster kam, und bat die geistlichen Führer der Nonnen, das Kloster betreten zu dürfen. Sie wagten es, ihn einzuführen, weil er ein Mann von bewährtem Rufe und reichlich alt war. Als er darin war, ersuchte er darum, alle Nonnen sehen zu dürfen. Jene aber war nicht dabei. Schließlich sagte er: „Zeiget mir doch alle, eine fehlt ja noch!" Er erhielt die Antwort: „Eine haben wir noch drinnen in der Küche, die ist aber eine Närrin." „Führet sie her, gerade sie will ich sehen!" Sie gingen sie zu rufen. Sie tat aber, als hörte sie nichts; sie fühlte wohl, daß ihr Geheimnis enthüllt werden sollte. Mit Gewalt schleppten sie sie nun herbei und sagten: „Der heilige Piterum will dich sehen." Sein Name war nämlich allbekannt.

Wie sie Piterum herankommen sah, erblickte er den Lumpen um ihre Stirne, fiel ihr zu Füßen und bat: „Segne mich!" Ebenso fiel ihm auch jene flehend zu Füßen: „Du mußt mich segnen, Herr!" Da staunten alle gar sehr und sagten: „Vater, laß dich doch nicht zum besten haben, die ist ja eine Närrin!" Ihnen allen antwortete Piterum: „Ihr selbst seid Närrinnen; denn sie ist meine und eure Mutter" — so nennt man die Pneumatiker — „und ich habe nur

den Wunsch, ihrer am Tage des Gerichtes würdig erfunden zu werden."

Als die Nonnen dies gehört hatten, fielen sie der bisher Verachteten zu Füßen, und jede bekannte ein anderes Vergehen; die eine, sie habe sie mit Spülwasser übergossen; eine andere, sie habe sie mit Ohrfeigen mißhandelt; eine dritte, sie habe ihr Senf an die Nase geschmiert, und so hatte jede etwas anderes einzugestehen. Piterum betete jetzt für alle und ging von dannen.

Jene Jungfrau aber konnte nach wenigen Tagen all die Ehrenbezeigungen und die ihr lästigen, ständigen Entschuldigungen ihrer Mitschwestern nicht mehr ertragen und entfernte sich aus dem Kloster. Niemand weiß, wohin sie gegangen, wo sie sich verborgen und wo sie schließlich gestorben.

Aus dem Buche: Was sich Wüstenväter und Mönche erzählten. Herausgegeben von Johannes Bühler. (Insel-Bücherei Nr. 309.)

KARL SCHEFFLER / CHARLES DICKENS

IN wieviel verschiedenen Situationen meines Lebens hat doch Dickens aus seinen Büchern zu mir gesprochen!

Blicke ich zurück, so sehe ich zuerst einen Handwerkslehrling auf seiner Arbeitsstelle in einem offengebliebenen Bücherschrank den „David Copperfield" entdecken, sehe ihn damit während vieler Frühstücks- und Vesperpausen auf einem umgestülpten Eimer dasitzen, unter den lärmenden Gesprächen der Gehilfen in glühender Hast über die

Seiten dahineilen, in steter Furcht vor dem Meister — selbst wie ein kleiner Copperfield. Ich sehe später in der Fremde einen jungen Arbeiter mit verzweifeltem Leichtsinn eines Sommertages Stellung und Verdienst mitten am Tage im Stich lassen, für die letzten Groschen die Reclambände der „Zwei Städte" kaufen, damit vor die Stadt eilen und bis in die sinkende Sonne hinein lesen, erschüttert nach würdigeren Taten sich sehnend. Ich sehe einen Kranken, dem viele in einem gefängnisartigen Krankensaal verbrachte Wochen durch Dickens' Bücher zu einer festlichen Ruhezeit werden, sehe dann viele Jahre den von der Tagesarbeit Ausruhenden mit diesen Büchern in den behaglichen Lichtschein der Lampe rücken und den Vater am Bette der kranken Kinder mit einem Werk von Dickens lange, stille Nächte durchwachen. Es hat dieser Dichter mich mit der Fülle seiner Gestaltung beschenkt seit manchem Jahrzehnt, hat auf mich gewirkt im Glück und im Unglück, hat teilgenommen an meiner Einsamkeit und an der Gesellschaft der mir Liebsten. Und nie habe ich die Bücher fortgelegt ohne starke Bewegung, nie ohne den Vorsatz, nach irgendeiner Richtung besser zu werden. Ohne Demütigung denke ich der Tränen, die dieser Engländer mir zu entlocken gewußt hat, und ohne Reue der vielen Lebensstunden, die ich ihm gewidmet habe.

Dickens ist mir — und vielen anderen, in deren Namen zu sprechen ich die Gewißheit habe, — mehr als ein Romandichter, soviel er als solcher auch ist. Das Größte an ihm ist nicht seine immer doch recht manierierte Erzählungskunst, ist nicht sein oft peinlich absichtlicher Hogarthhumor, ist nicht seine erstaunliche Beobachtungsgabe für das sichtbare Menschlich-Allzumenschliche, ist nicht seine uner-

schöpfliche, atemlos machende Kompositionsphantasie, nicht die tiefe Empfindsamkeit seines großstädtischen Idyllengefühls und auch nicht die erstaunliche Fähigkeit, Charaktere zu skizzieren. Man muß sogar sagen, daß Dickens, so groß er als Talent ist, als Künstler keineswegs Größe hat. Er ist zu tendenzvoll, um der höchsten Objektivität fähig zu sein. Er ist nicht einmal frei vom englischen „cant". In manchem Punkt ragt der Gewaltmensch Balzac mit seinem daumierhaften Pathos weit über ihn hinaus; und Dostojewski gar, diese mystische Rembrandtnatur der neueren Dichtung, weist in eine Sphäre hinüber, die Dickens kaum hier und da einmal geahnt hat. Es ist in den sozusagen geschlechtslosen Romanen des Engländers viel zuviel Unterhaltungsliteratur; sie berühren sich mit den Abenteuerromanen des älteren Dumas, ja mit den Sensationen Eugen Sues. Auf der anderen Seite ist Dickens ein Heimatsdichter im Sinne von Fritz Reuter, nur daß er für ein Weltreich schrieb, wo Reuter allein für die bäuerliche Bevölkerung Norddeutschlands dichtete. Dickens ist nicht nur im fördernden, sondern auch im beschränkenden Sinne ganz Engländer, ist es so sehr, daß wir Deutschen ihm nicht einen einzigen Romandichter zur Seite stellen können, der nur entfernt so viel charakteristisches Volkstum in seiner Persönlichkeit vereinigt, und der das allen Volksgenossen Gemeinsame mit gleichem Talent zu Typen verdichten könnte. Was ist es nun also, daß dieser Dichter dennoch über sein Land hinaus so stark und dauernd zu wirken vermag, daß man seine Romane vier-, ja sechsmal liest, während Balzac beim zweitenmal schon ermüdet und ein wenig langweilt? Wie kommt es, daß er in jedem Freund der englischen Literatur

von neuem über den formal viel feiner kultivierten und künstlerisch bewußteren Thackeray siegt? Daß er dem Deutschen ein Stück seines Lebens, seines Herzens geworden ist?

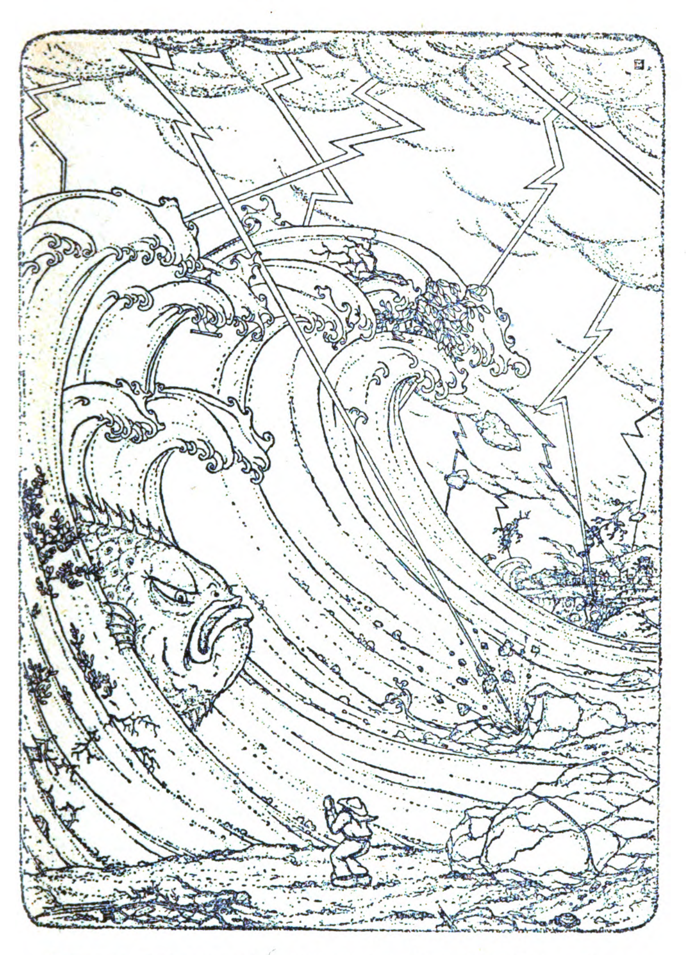
Die unendliche Güte ist es, die diesen typischen Engländer der Menschheit unentbehrlich macht: es ist das große Herz, was ihn den Unsterblichen sich zugesellen läßt.

Dickens' Christentum ist viel mehr als englischer Puritanismus. Er hat jene Liebe, die über alles siegt, die das Kleine groß macht, die weiser ist als alle Klugheit und die sogar die Gefahren der Sentimentalität überwindet, weil sie in einem wahrhaft genialen, fortreißenden Lebensgefühl wurzelt. Dickens ist im tiefsten Sinne ein gläubiger Mensch, im Gegensatz zu dem letzten Endes ungläubigen Balzac; in seinen Romanen herrscht — bis zur Banalität — die poetische Gerechtigkeit (und darum auch die Handlung), weil er an die Endlichkeit des Leidens und an die Unendlichkeit der Seele glaubt. Was ihn größer macht als seine einzelnen Werke, ist dasselbe, was auch seine Zeitgenossen und Landsleute Carlyle, Ruskin, Morris größer macht als ihre Taten: ein wahrhaft edles Menschentum. Selbst dort noch, wo sich die Güte philisterhaft idyllisch oder bourgeoismäßig moralisierend gibt, fällt auf sie ein Strahl des ewigen Lichtes. Daher kommt es, daß sich der Leser so oft in die Romangestalten dieses Profanepikers verliebt, ja daß sich der Dichter selbst in sie verliebt und es ganz naiv zeigt. Pickwick, dieser mit Sam Weller, seinem Sancho Pansa, durch England reisende Bourgeois - Don Quichotte, ist in den ersten Kapiteln eine Gestaltung der Ironie und in den letzten eine Gestaltung lächelnder Liebe. Betsey Trotwood und Pegotty, Joe Gargery, Mikawber und

andere groteske Figuren Dickensscher Romane, sie siegen durch die Liebenswürdigkeit ihres Herzens. Selbst die Helden der Halbheit, die Eugen Wrayburn, Pip, Richard, Martin Chuzzlewit, Steerforth und Sidney Carton, sie alle scheinen nur da zu sein, um den Satz vom kategorischen Imperativ zu erhärten. Man sieht über das präraffaelitisch Klischeehafte in der Schilderung der weiblich Vollkommenen, der Agnes und der Nelly, der Esther, Klein Dorrit, Florence, Lizzie und Biddy hinweg, um der mütterlich keuschen Zartheit des Gefühls willen, das an solchen Gestalten gebildet hat. Man nimmt die manierierte Kolportageartistik fast kindlich gezeichneter Karikaturen von Schurken, wie Uria Heep, Pecksniff, Rigaud, Quilp, gern in den Kauf und freundet sich dafür fürs ganze Leben an mit dem ehrlichen Tom Pinch, mit Tim Linkinwater, Traddles und dem alten Pegotty.

Es ist die Herzlichkeit eines in all seiner englischen Bürgerlichkeit freien Menschen, was fortgesetzt zu allen Lebensaltern und zu allen rasseverwandten Völkern spricht. Es gehört diesem Dichter nicht eigentlich unser Tag; die Feierabendstunden aber gehören ihm noch heute wie in jenen Tagen, wo die Leser der Monatshefte dem Postboten entgegenwanderten, um früher im Besitz der Fortsetzungen zu sein. Dickens ist so recht ein Genie der Feierabendstimmung, der Kamineckenstimmung. In dieser Eigenschaft hat er unzähligen Menschen glückliche Stunden bereitet und immer neu eine gute Lebenszuversicht geweckt. Er ist einer der ganz wenigen Engländer, die sich in Deutschland Liebe zu erringen gewußt haben.

Aus der neuen Auflage von: Leben, Kunst und Staat [Essays].



Marcus Behmer: Illustration zu dem Märchen „Von dem Fischer un syner Fru“.

ALFRED MOMBERT /
AUS DER NEUEN AUSGABE DES GEDICHT-WERKES „DER DENKER“

I

Auf schwarzen Pfählen ruhend der Palast
inmitten ungewölbter stummer Meere:
aus letzten Fernen sichtbar schwarzer Punkt.
Es thront auf dem Palastdach
schlafend eine urfrühe Gestalt.
Die Herrin. Halbentschleiert schaut das Stein-Antlitz
aufwärts, nach einer Sonne deren frühster Strahl
nur traumhaft in dem schwarzen Herzen zittert.
Und eine Woge gurgelt im Pfahlwerk.
Ein ferner Denker den Musik ganz unterbraust,
erhebt sich traumhaft von der Orgel, schreitet
in brennendem Abend
hinab zum Strand. Er treibt im Meer.
Zehntausendmal verläßt ihn die Erinnerung,
und manchmal ruht er unter hohen Brücken,
von denen eine Flöte lieb heruntergrüßt,
und eine Woge übergiebt ihn andern,
allmählich reist er unter klaren Sternen,
es schaukeln ihn zuletzt zwei große
schweigende Schwestern
an das Palastthor.
Und eine Hand erfaßt die Glocke,
und läutet.
Es schallt hell durch den schattigen Palast.

Doch jene Schläferin, sie hört nicht. —
Sie schläft so tief. —

•

Du schläfst so tief, du hörst nicht mein Läuten.
Aber süß ist mir schon
der Schall der Glocke.

II

Ich traf mich sitzend im Unterdickicht eines Dunkel-Föhrenwaldes,
ich stand vor mir; und sah in meine Augen.
Da blickt' ich durch die Spiegelscheiben eines alten Palastes
in eine Gebirg-Abendlandschaft.
Es regnete gleichmäßig unaufhörbar.
Wind und Nebel wirbelte in Wasser,
bis endlich grünglänzend eine Seefläche
unabsehbar uferlos
an die Fensterbrüstung
wogte.
Riesige Rosen
schwammen — dunkle Welt-Inseln —
in der Dunkelheit.
Und aufblickend sah ich in der Dunkelheit
mein Haar weißgrün erglänzend! —

Ich sah an mir vorüber
hinaus in den Wald.
Hinter den breit-uralten Stämmen
war Feuerschein.
Überall, ringsum,
tobte, brauste Alles,
als rollte auf Donnerschienen
ein Feuerwagen um den Wald! —
Da fiel der Feuerschein in mein Gesicht. —

Ich sah nach mir.
Ich saß noch immer in der Dunkelheit.
Doch war ich ganz verändert, geschwunden.
Der See war nicht mehr,
an seiner Stelle war Nichts-Nichts.
Nur: auf der dunklen Fensterbrüstung
des alten Palastes
lagen noch zwei große Hände
mit alten Goldringen;
ich erinnerte mich trübtrüb,
wie diese alten Hände
früh mein waren. —

Da vergaß ich Alles —
und da — schritt ich — so ... halb ..... lächelnd! —
zwischen dunklen Stämmen
aufs Feuer zu — —

* *
*

— Das Haus gefügt aus brandroten Quadern,
ich kam langsam die Freitreppe herauf,
Blick in offenen Saal,
ich trat ein
zwischen brandrote Mauern.

Da saß ich auf dem hohen rotsteinernen Stuhl,
eine große Kristall-Träne
mein Fußschemel,
in der weiten Ruhe, zu Hause.
Ich nahm irgendwoher einen Folianten.
Ich hielt ein Buch aus neugebrannten Thonplatten,
drauf außen keine Schrift sichtbar war.
Doch las ich deutlich, las ganz tief:
durch große Augen aus mir herausdenkend.
Als wäre das die Erscheinung meines Geistes
in den Elementen.

III

Tief in Nachtwachen,
wo du nur hörst das felsenharte
Gebraus des Abgrunds.
Doch einmal entschwimmt der Finsternis
eine Insel, und treibt an dir vorüber;
und auf der Insel flammt ein Scheiterhaufen.
Wenn du noch Bilder hast aus alter Zeit,
Gedanken noch, die dich anblicken,
dann lande jetzt an dieser Insel
und wirf sie in das Feuer.
Und willst du herrlich sein in den langen Nächten,
dann lege dich selbst auf den Scheiterhaufen.
Denn dieser Scheiterhaufen
ist das große Wonnebett des Geistes.

* *
*

Dem Liegenden auf Flammenscheitern
wenden sich die Ozeane
alle alle zu.
Du wirst sie kommen sehen:
Kristallene Unendlichkeiten,
heranfunkelnde,
brausende Gewalt-Welten.
Die dienen vor dir,
die sind die Deinen.
Dann wirst du erglühen;
das wirst du erleben:
Die Wasser verstummen.
In allen, allen Ozeanen
träumt jede Muschel d i c h.

DIE Zeitgenossen stimmen darin überein, daß Goethe Anekdoten gern und gut erzählte, und wir haben dafür auch in seinen Werken, Briefen und Gesprächen Zeugnisse genug. Wohl hat Henriette Herz recht, wenn sie schreibt, daß viele Besucher „als die Beute eines langen, vielleicht durch ihr ganzes Leben hindurch ersehnten Abends nichts mehr als ein gedehntes: Ei ja! oder So? oder Hm! oder bestenfalls ein: das läßt sich wohl hören! davontrugen". Unter Freunden aber und denen, die er künftiger Freundschaft für wert hielt, erschien er ganz anders. „Er spricht von allem mit", sagt Johanna Schopenhauer, „erzählt immer zwischendurch kleine Anekdoten, drückt niemand durch seine Größe". Und anderen Orts: „Goethe war in seltenem Humor; eine Anekdote jagte die andere; es war ganz prächtig." Wenn Wilhelm von Humboldt seiner Gattin schreibt: „Schlicht historisches Erzählen ist, weißt Du, Goethes Sache nicht" — so paßt auch das zu der Anekdotenlust dessen, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Spukgeschichte von den geheimnisvollen Kehrmädchen in seinem Garten selbst in Weimar zu verbreiten.

„Wenn er erzählt, ist er immer die Person, von der er spricht", sagt Johanna Schopenhauer, und in diesem Satz mag man, wenn man sie für nötig hält, die Begründung für eine Sammlung von Goethe-Anekdoten finden, aus der hier einige Proben folgen.

Friedrich Michael.

*

Einst wurden auf dem Landsitz der verwitweten Herzogin Amalie zu Tiefurt „Die Ritter" des Ari-

stophanes durch Wieland, der sie für sein „Athenäum“ übersetzte, vorgelesen. Es war im Spätherbst und Egidi vorbei. Nun traf es sich, daß den regierenden Herzog, der eben von der Jagd zurückkehrte, sein Weg durch Tiefurt führte. Er kam, als die Vorlesung bereits angegangen war. Wegen der vorgerückten Jahreszeit waren die Zimmer geheizt. Der Herzog, der aus freier Luft kam und dem es in der Stube zu heiß wurde, öffnete die Flügel eines Fensters. Einige Damen, die leicht bekleideten Achseln in seidne Tücher gehüllt, die diesen Fenstern zunächst saßen, beklagten sich kaum über den Luftzug, als auch schon Goethe mit bedachtsamen Schritten, um die Vorlesung auf keine Weise zu stören, sich dem Orte näherte, woher der Zug kam, und die Fenster leise wieder zuschloß. Des Herzogs Gesicht, der indes auf der anderen Seite des Saales gewesen war, verfinsterte sich plötzlich, als er wieder zurückkehrte und sah, daß man eigenmächtig seinen Befehlen zuwiderhandelte. „Wer hat die Fenster, die ich vorhin geöffnet, hier wieder zugemacht?“ fragte er die Bedienten des Hauses, deren keiner jedoch auch nur einen Seitenblick auf Goethe zu tun wagte. Dieser aber trat sogleich mit jenem ehrerbietig schalkhaften Ernste, wie er ihm eigen ist, und dem oft die feinste Ironie zugrunde liegt, vor seinen Herrn und Freund und sagte: „Ew. Durchlaucht haben zwar das Recht über Leben und Tod der sämtlichen Untertanen. Aber erst nach Urteil und Spruch!“ Der Herzog lächelte, und die Fenster wurden nicht wieder geöffnet. *(Johannes Falk.)*

*

Goethe aß zuweilen bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu Mittag. Er beschwerte sich, daß der dortige herzogliche Mundkoch Goullon so oft Sauer-

kraut vorsetze. Eines Tages, da man ihm wieder Sauerkraut aufgetischt hatte, stand er voll Verdruß auf und ging in ein Nebenzimmer, wo er ein Buch aufgeschlagen und auf dem Tisch liegen fand. Es war ein Jean Paulscher Roman. Goethe las etwas davon, dann sprang er auf und sagte: „Nein, das ist zu arg! Erst Sauerkraut und dann fünfzehn Seiten aus Jean Paul! — das halte aus, wer will!"

(Johannes Falk.)

*

Goethe behandelte den kränklichen, oft launischen Schiller wie ein zärtlicher Liebhaber, tat ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die „Maria Stuart" bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publikum sagen wird, wenn die beiden Huren zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen!" *(Friedrich Schlegel.)*

*

Einen Abend demonstrierte Knebel in heftigster Weise seine Ansichten dem still horchenden Goethe vor, und als er keine Gegenrede erhielt und betroffen darüber vor Goethe stehen blieb, erwiderte dieser ganz behaglich: „Ach, sag doch noch mehr so was Dummes!"

(Amalie von Helvig, geb. von Imhoff.)

*

Als Goethe Frau von Staël zum ersten Male in ihrem Logis besuchte, regalierte sie ihn mit der Erzählung, wie sie Schillers Bekanntschaft in den Zimmern der Herzogin gemacht habe. Beide waren zur regierenden Herzogin selbst geladen und fanden sich da, bevor die Herzogin selbst erschien, in

ihrem Zimmer. „J'y entre, j'y vois un seul homme grand, maigre, pâle, mais dans un uniforme avec des épaulettes. Je le prends pour le commandant des forces du duc de Weimar, et je me sens pénétré de respect pour le général. Il se tient à la cheminée dans un silence morne. En attendant je me promène dans la chambre. Puis vient la duchesse et me présente mon homme que j'avais qualifié de général sous le nom de Mr. Schiller. Me voilà toute interdite pour quelques instants." — „Que penserez vous donc de moi," répondit Mr. Goethe, „si vous me verrez dans le même costume?" (Es ist die Weimarische Hofuniform, die Goethe auch trug, wenn er an den Hof ging.) — „Ah, je ne m'y tromperais point, et puis cela vous ira à merveille à cause de votre bonne et belle (avec un geste fort significatif) rotondité!"

(Karl August Böttiger.)

*

Als die neuen Almanache (auf das Jahr 1804) ankamen, der Chamisso-Varnhagensche war auch darunter, nahm Goethe einen nach dem andern, hielt sie an seine und seiner Frau Ohren und fragte: „Hörst Du was? Ich höre nichts. Nun, wir wollen die Kupfer betrachten, das ist doch das Beste." Und so legte man die Almanache beiseite.

(Ludwig Robert.)

*

Johanna Schopenhauer erzählt: Bei Goethen wars den Abend ganz allerliebst, er hatte einige junge Schauspieler, die er oft bei sich deklamieren läßt, um sie für ihre Kunst zu bilden, eingeladen und las mir mit ihnen eine seiner frühesten Arbeiten, ein Stück voll Laune und Humor, „Die Mitschuldigen" betitelt, vor. Er hatte selbst die Rolle eines alten Gastwirts darin übernommen, was bloß mir zu

Ehren geschah, sonst tut er das nicht. Ich habe nie was Ähnliches gehört, er ist ganz Feuer und Leben, wenn er deklamiert, niemand hat das Komische mehr in seiner Gewalt als er. Zwischendurch meisterte er die jungen Leute, ein paar waren ihm zu kalt: „Seid ihr denn gar nicht verliebt?“ rief er komisch erzürnt, und doch wars ihm halber Ernst. „Seid ihr denn gar nicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin sechzig Jahre alt, und ich kanns besser!“

*

Nach der Aufführung eines Stückes von Zacharias Werner aß man bei Adele Schopenhauer zu Nacht. Die Frauen nahmen an einer improvisierten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern herum. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirtin schon des Tages zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittwunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem, bekanntlich sehr zynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der „Wanda“ auf den Kopf.

(Karl von Holtei.)

*

Spaßhaft zu sehen, wie der alte Meister diejenigen behandelte, welche im Bewußtsein eigener Berühmtheit sich an ihn drängten und ihr einseitiges Streben bei ihm geltend machen wollten. Unter andern begegnete er Campe im Saale zu Karlsbad. Dieser sagte Goethen eine Menge artiger Dinge in recht deutsch

gewandten Perioden, worauf Goethe dem Puristen als Erwiderung so vieler Höflichkeit die einfache Frage tat: „Wie konveniert Ihnen das Bad?"

(Ernst von Pfuel.)

*

Als im Jahre 1811 die Brüder Boisserée nicht mit ihrer Sammlung von Madonnenbildern nach Weimar kamen, freute sich Goethe und erzählte es Charlotte von Schiller. „Mir ists auch nicht unlieb," sagte sie, „denn ich bin auch entübrigt, diesen Herren eine Artigkeit zu erzeigen." Da entgegnete Goethe: „Liebes Kind, eure Artigkeiten, nimm es mir nicht übel, kenne ich schon. Da nehmt ihr einen alten Topf, füllt ihn mit Kolonialwaren und setzt die Fremden da herum und glaubt, alles getan zu haben, während wir andern wirklich artig sein müssen."

*

Die beiden großen Meister des Wortes und des Tones, Goethe und Beethoven, gingen gemeinsam in Karlsbad tiefer ins Tal spazieren, um ungestörter miteinander sprechen zu können. Überall aber, wo sie gingen, wichen ihnen nach links und rechts ehrerbietig die Spaziergänger aus und grüßten. Goethe, über diese Störung verstimmt, sagte: „Es ist verdrießlich, ich kann mich der Komplimente hier gar nicht erwehren". Beethoven erwiderte ruhig lächelnd: „Machen sich Ew. Exzellenz nichts draus, die Komplimente gelten vielleicht mir!"

(August Ludwig Frankl.)

*

Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Heidelberg im September 1814 wünschte Goethe nach der Schloßruine geführt zu werden, doch so, daß es kein Aufsehen errege, da man ihm, wie er vernommen, schon überall auflaure. Die Boisserées ver-

sprachen, ihn durch den Thibautschen Garten dorthin zu bringen, was auch geschah. Sie begleiteten ihn ein Stück Weges hinauf und ließen ihn dann allein, wie es sein Wunsch war. Inzwischen hatte oben auf der Bank schon ein anderer Gast Platz genommen; dies war Schwarz, der Geheime Kirchenrat und Verfasser des bekannten Werkes über die Erziehungslehre, der zufälligerweise erfahren hatte, daß Goethe in Heidelberg sei und früh die Schloßruine besuchen wolle. Er war ihm auf diese Weise zuvorgekommen, und als Goethe erschien, redete er ihn auch sogleich an und pries sich glücklich, ihn endlich zu sehen und fragen zu können, was er denn eigentlich mit dem Wilhelm Meister beabsichtigt habe; er habe ihn gewiß für ein Erziehungsinstitut geschrieben. Goethe, der dem unzeitigen Frager nicht ausweichen konnte, fügte sich in das Unvermeidliche, indem er erwiderte: „Das habe ich bisher selbst nicht gewußt, doch nun leuchtet es mir vollkommen ein. Ja, ja! ich habe den Wilhelm Meister für ein Erziehungsinstitut geschrieben, und ich bitte Sie, dies ja überall in der Welt bekannt zu machen." — Schwarz war entzückt über die neue Entdeckung und lief sogleich in ganz Heidelberg umher, um seinen Bekannten mitzuteilen, daß Goethe nun endlich wisse, warum er den Wilhelm Meister geschrieben habe. *(Johann Baptist Bertram.)*

*

Die Schauspieler nahmen sich in einer Probe wie immer in Goethes Gegenwart sehr zusammen, und die Probe ging untadelig vonstatten. Die Agierenden waren sehr erfreut, der Exzellenz keine Veranlassung gegeben zu haben, sich über dieses oder jenes mißfällig zu äußern. Eine Schauspielerin, die dem

Geheimrat eine Bitte vorzutragen wünschte, begab sich in seine Loge. Und siehe da, der Meister schlief ganz behaglich.

*

Als Goethe im Februar 1823 schwer krank lag, sagte der Leibarzt Rehbein zu ihm: „Das Inspirieren geht leichter als das Exspirieren." — „Freilich," antwortete er, „ich fühle das am besten, ihr Hundsfötter."

(Friedrich von Müller.)

*

Eines Tages war der Maler und Architekt Zahn bei Goethe zu Gast. Das Gespräch verweilte besonders bei Italien und seinen Kunstschätzen. Goethe veranlaßte Zahn, von seinen Studien im Vatikan zu erzählen. Alle erinnerten sich mit Entzücken an Rom und priesen mit Begeisterung seine Herrlichkeit. Nur Fräulein Ulrike glaubte ihrer protestantischen Entrüstung gegen den Papst und seine Regierung Luft machen zu müssen. Der alte Goethe schmunzelte überlegen: „Räche dich, meine Tochter, mit diesem hier!" sprach er launig und reichte der Eiferin einen *Zahn*stocher hinüber.

(Johann Karl Wilhelm Zahn.)

*

Einmal bemerkte Eckermann, er entsinne sich nicht, daß Goethe je in Gotha gewesen sei. „Das hat so seine Bewandtnis", erwiderte Goethe lachend. „Ich bin dort nicht zum besten angeschrieben. Ich will Ihnen davon eine Geschichte erzählen. Als die Mutter des zuletzt regierenden Herzogs noch in hübscher Jugend war, befand ich mich dort sehr oft. Ich saß eines Abends bei ihr allein am Teetisch, als die beiden zehn- und zwölfjährigen Prinzen, zwei hübsche blondlockige Knaben, hereinsprangen und zu uns an den Tisch kamen. Übermütig, wie

ich sein konnte, fuhr ich den beiden Prinzen mit meinen Händen in die Haare, mit den Worten: ‚Nun, ihr Semmelköpfe, was macht ihr?' Die Buben sahen mich mit großen Augen an, im höchsten Erstaunen über meine Kühnheit — und haben es mir später nie vergessen!"

*

K. v. Holtei wollte in Weimar die „Helena" vorlesen. Er erzählt: Ew. Exzellenz! sagte ich fest, denn jetzt wollte ich doch etwas Positives mitnehmen, ich soll morgen die zu Faust gehörige Helena vorlesen. Ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie mir nicht z. B. erklären, was eigentlich damit gemeint sei, wenn Faust an Helenas Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer verteilt? Ob eine bestimmte Andeutung — Er ließ mich nicht ausreden, sondern unterbrach mich sehr freundlich: Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nur nicht so dumm wäret! Hierauf ließ er mich stehen.

*

K. H. Ritter v. Lang berichtet aus dem Jahre 1826: „Auf der Rückreise gings nach Weimar, wo ich mich vom Teufel verblenden ließ, mich bei seinem alten Faust, dem Herrn von Goethe, in einem, mit untertänigen Kratzfüßen nicht sparsamen Brieflein anzumelden. Ich war angenommen um halb eins. Ein langer, alter, eiskalter, steifer Reichsstadtsyndikus trat mir entgegen in einem Schlafrock, winkte mir wie der steinerne Gast, mich niederzusetzen, blieb tonlos an allen Saiten, die ich bei ihm anschlagen wollte, stimmte bei allem, was ich ihm vom Streben des Kronprinzen von Bayern sagte, zu und brach dann in die Worte aus: ‚Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie auch in Ihrem

Ansbacher Bezirk eine Brandversicherungs-Anstalt haben?' — Antwort: ‚Jawohl.' — Nun erging die Einladung, alles im kleinsten Detail zu erzählen, wie es bei eintretenden wirklichen Bränden gehalten werde. Ich erwiderte ihm, es komme darauf an, ob der Brand wieder gelöscht werde, oder Ort oder Haus wirklich abbrenne. — ‚Wollen wir, wenn ich bitten darf, den Ort ganz und gar abbrennen lassen.' — Ich blies also mein Feuer an und ließ alles verzehren, die Spritzen vergeblich sausen, die Herrn Landrichter vergeblich brausen: rücke anderen Tages mit meinem Augenscheine aus, lasse den Schaden einschätzen, von der Schätzung so viel als möglich herunterknickern, dann neue Schönheitsbaurisse machen, die in München Jahr und Tag liegen bleiben, während die armen Abgebrannten in Baracken und Kellern schmachten, und zahle dann in zwei, drei Jahren das abgehandelte Entschädigungssümmlein heraus. Das hörte der alte Faust mit an und sagte: ‚Ich danke Ihnen.' Dann fing er weiter an: ‚Wie stark ist denn die Menschenzahl von so einem Rezatkreis bei Ihnen?' — Ich sagte: ‚Etwas über 500 000 Seelen.' — ‚So! so!' sprach er. ‚Hm, hm! Das ist schon etwas.' — Ich sagte: ‚Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen.' — Darauf gab er mir die Hand, dankte mir für die Ehre meines Besuches und geleitete mich zur Tür. Es war mir, als wenn ich mich beim Feuerlöschen erkältet hätte."

*

Auf einem Ball der Gräfin Henckel, bei dem die anwesenden Engländer sich zum Teil recht unnütz gemacht hatten, beklagte sich Hofrat Vogel, des

alten Großherzogs und Goethes Hausarzt, daß einige Söhne Albions sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sofas herumgeräkelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend. Aber Frau Ottilie, Goethes Schwiegertochter, die sich selbst den britischen Konsul in Weimar zu nennen pflegte, ließ sich nicht irremachen. „Schon längst“, erwiderte sie, „hab ichs der Großmama gesagt, daß die Kanapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind, sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.“ — „Nun, ich weiß doch nicht!“, entgegnete Vogel sehr bescheiden, „ich habe mit Frau von X. (nebenbei erwähnt — eine recht häßliche Dame) dort gesessen, und ...“ — „Und“, unterbrach ihn Goethe, „ihr bekamt keine Lust, euch zu legen? Oh, ihr guten Kinder!“ *(Karl von Holtei.)*

*

Goethe erzählte Anekdoten sehr hübsch, bemerkt Soret. „Ich war“, sagte er, „mit einem Freunde am Abend im Hofgarten spazieren, als wir am Ende der Allee zwei andere wohlbekannte Gestalten bemerkten, die ruhig nebeneinander hergingen. Ihre Namen mag ich nicht nennen; es trägt auch zur Geschichte nichts bei. Sie unterhielten sich und schienen sich um weiter nichts zu kümmern, als sich plötzlich ihre Köpfe einander zuwandten — zu einem kräftigen Kusse. Danach gingen sie in der alten Richtung weiter und nahmen ernsthaft ihr Gespräch wieder auf, als ob nichts vorgefallen wäre. ‚Haben Sie gesehen?‘ rief mein Freund ganz außer

sich. — ‚Nun ja,' antwortete ich ganz ruhig, ‚ich sehe wohl, aber ich glaube nicht.'"

(Friedrich von Soret.)

*

Goethe war nicht erbaut von dem Enthusiasmus, den der Brüsseler Advokat Haumann bei seinem Besuch für die Werke des Sozialisten Bentham zeigte. Er hat Bentham immer für einen Narren, einen Verrückten gehalten. Er unterbrach daher Haumann inmitten seiner Phrasen: „Sie vergleichen mich, mein Herr, mit Bentham hinsichtlich der Tätigkeit in einem vorgerückten Alter; das ist sehr schön, aber es besteht ein großer Unterschied zwischen uns, und zwar der: ich bin „une racine" und er „un radical". *(Friedrich von Soret.)*

*

Goethe ging einst mit einem Herrn von Stein in den Bergen bei Karlsbad herum und suchte eifrig nach Steinen während eines derben Landregens.

Stein, ungeduldig, trieb nach Hause, der Dichter zögerte aber immer. Endlich rief Stein ärgerlich: „Nun, wenn die Steine Sie so interessieren, zu welchen Steinen rechnen Sie mich denn?"

„Zu den Kalksteinen, mein Bester," erwiderte Goethe gelassen, „wenn Wasser auf sie kommt, so brausen sie auf." *(O. L. B. Wolff.)*

*

Man erzählte sich in Weimar, daß während der Spazierfahrten Goethes und Heinrich Meyers das Gespräch sich auf folgenden Gedankenaustausch beschränkte: von Zeit zu Zeit stoße Goethe ein wiederholtes „Hm, hm!" aus, welches Meyer dann wandellos mit dem bedeutungsvollen Ausruf beantworte: „So ischt's!" *(Ferdinand Hiller.)*

*

Der treue Diener Goethes, Karl, erhält am 27. August 1818 in Karlsbad früh den Befehl, zwei Flaschen Rotwein nebst zwei Gläsern heraufzubringen und in den sich gegenüberliegenden Fenstern aufzustellen. Nachdem dies geschehen, beginnt Goethe seinen Rundgang im Zimmer, wobei er in abgemessenen Zwischenräumen an einem Fenster stehen bleibt, dann am andern, um jedesmal ein Glas zu leeren. Nach einer geraumen Weile tritt der Hofmedikus Rehbein, der ihn nach Karlsbad begleitet hatte, ein.

Goethe: Ihr seid mir ein schöner Freund! Was für einen Tag haben wir heute und welches Datum?

Rehbein: Den siebenundzwanzigsten August, Exzellenz.

Goethe: Nein, es ist der achtundzwanzigste und mein Geburtstag.

Rehbein: Ach was, den vergesse ich nie; wir haben den siebenundzwanzigsten.

Goethe: Es ist nicht wahr! Wir haben den achtundzwanzigsten.

Rehbein *(determiniert)*: Den siebenundzwanzigsten!

Goethe *(klingelt, Karl tritt ein)*: Was für ein Datum haben wir heute?

Karl: Den siebenundzwanzigsten, Exzellenz.

Goethe: Daß dich —! Kalender her! *(Karl bringt den Kalender.)*

Goethe *(nach langer Pause)*: Donnerwetter! Da habe ich mich ja umsonst besoffen.

(Eduard Genast nach der Erzählung des Hofmedikus Wilhelm Rehbein.)





Lucas Cranach: Die Marter der heiligen Barbara.
Holzschnitt.

JAKOB BÖHME /

VIERZIG FRAGEN VON DER SEELE

FRAGE 1, 4. Und ob wir wohl nicht können von Gott sagen, daß die lautere Gottheit Natur sei, sondern Majestät in Dreizahl, so müssen wir doch sagen, daß Gott in der Natur sei; ob ihn wohl die Natur nicht greifet oder fasset, so wenig die Luft kann den Sonnenglanz fassen; so müssen wir doch sagen, daß die Natur sei in seinem Willen erboren, und eine Sucht sei aus der Ewigkeit: Denn wo kein Wille ist, da ist auch kein Begehren. — 5. So ist aber in Gott ein ewiger Wille, der er selber ist, sein Herz oder Sohn zu gebären, und derselbe Wille machet die Rügung oder den Ausgang aus dem Willen des Herzens, welches ein Geist ist: Also daß die Ewigkeit in dreien ewigen Gestalten stehet. 13. Erstlich ist die ewige Freiheit, die hat den Willen und ist selber der Wille. Nun hat ein jeder Wille eine Sucht etwas zu tun oder zu begehren, und in demselben schauet er sich selbst; er siehet in sich in die Ewigkeit, was er selber ist; er machet ihm selber den Spiegel seinesgleichen; denn er besiehet sich, was er ist, so findet er nun nichts mehr als sich selber, und begehret sich selber. — 14. Das ist die andere Gestalt, die begehrend ist und hat doch nichts als sich selbst: So zeugt sein Begehren das Modell seines Willens in sich, und schwängert sich selber, daß also eine Finsternis oder Überschattung im Willen wird, welches der Wille auch nicht haben will, sondern das Begehren: Die Sucht macht das und ist auch nichts,

das das Begehren verzehren oder vertreiben mag. Denn was vor dem Begehren ist, außer der Sucht, das ist frei und ein Nichts und da es doch ist: So es aber etwas Erkenntliches wäre, so wäre es ein Wesen, und stünde wieder in einem Wesen, das das gäbe. So es aber ohne Wesen ist, so ists die Ewigkeit, das ist gut, denn es ist keine Qual, auch hats keinen Wandel, sondern ist eine Ruhe und ewiger Friede. — 23. So ist nun ein Begehren, scharf und ziehend und machet die dritte Gestalt, nämlich eine Regung in sich selber, und ist der Urstand der Essentien, daß im Auge und im Willen Essentien sind, und der Wille mags doch auch nicht leiden, daß er gezogen wird: denn sein eigen Recht ist stille sein und das Auge im Zirkel in der Kugel halten und kann sich auch nicht wehren vorm Ziehen und vorm Erfüllen; denn er hat nichts, damit er kann sich wehren, als das Begehren. — 28. Und die vierte Gestalt macht es selber, als den Blitz, denn die Freiheit ursachet das, und das ist der Anzünder der Angstqual; denn das Begehren in der Finsternis will nur die Freiheit haben. So ist die Freiheit ein Licht ohne Schein, ist gleich einer hochtiefen blauen Farbe, mit Grün gemenget, da man nicht weiß, was das für eine Farbe ist, denn es sind alle Farben darinnen; und das Begehren in sich selber in seiner strengen Angst und Schärfe bricht die Farben und macht in sich den schrecklichen verzehrenden Blitz und verwandelt ihn nach der Angst, daß er rot wird. So lässet sich doch auch die Freiheit im Begehren nicht binden oder fangen, sondern sie wandelt sich vom roten Blitze im Lichte in einen Glanz der Majestät: Und das ist in der Freiheit eine erhebliche große Freude. — 34. Gott ist zusammen ein Geist, und stehet von

Ewigkeit in dreien Anfängen und Enden, und nur in sich selber: ihm ist keine Stätte funden, und hat auch nichts in sich, das ihm gleichet; es ist auch nichts, das etwas mehrers könnte suchen und offenbaren, als sein Geist; der offenbaret sich von Ewigkeit in Ewigkeit immer selber: er ist ein ewiger Sucher und Finder, als nämlich sich selber in großen Wundern; und was er findet, das findet er in der großen Kraft. Er ist das Eröffnen der Kraft, sein ist nichts gleich, und ihn findet nichts, als nur was sich in ihn anneiget, das gehet in ihn ein, was sich selber verleugnet, daß es sei; so ist der Geist Gottes darinnen alles, denn es ist ein Wille im ewigen Nichts, und ist doch in allem wie Gottes Geist selber. — 35. Und das ist das höchste Mysterium, und darum, so ihr dies wollet finden, so suchets nicht in mir, sondern in euch selber, aber nicht in eurer Vernunft, die muß sein als tot, und euer begehrender Wille in Gott: so ist doch in euch das Wollen und Tun, so führet der Geist Gottes euren Willen in sich, so möget ihr alsdann wohl sehen, was Gott ist ... — 36. Ich ermahne euch brüderlich, daß ihr es nicht also schwer suchet. Ihr werdets nicht also mit Forschen ergründen, wiewohl ihr von Gott erkannt und lieb seid und euch auch dieses darum gegeben wird zu einer Richtschnur: So habe ich doch keine Gewalt außer mir euch zu geben; allein folget meinem Rate und gehet aus eurem schweren Suchen in der Vernunft aus, in Willen Gottes, in Gottes Geist, und werfet die äußere Vernunft weg, so ist euer Wille Gottes Wille, und Gottes Geist wird euch suchen in euch. — 37. Und so er euren Willen in sich findet, so offenbaret er sich in eurem Willen, als in seinem Eigentum: denn so ihr den los gebet, so ist er sein; denn er ist alles, und wenn er gehet,

so fahret ihr fort, denn ihr habet göttliche Macht: alles, was ihr dann forschet, da ist er innen, so ist ihm nichts verborgen; also sehet ihr in seinem Lichte, und seid sein. — 38. Lasset euch keine Furcht schrecken, es ist nichts, das euch das könne wegnehmen, als eure Imagination; die lasset nicht im Willen, so werdet ihr Gottes Wunder in seinem Geiste wirken ... — 74. Denn diese Welt ist eine materialische Sucht aus der ewigen und ist in der Schärfung als im Verbo Fiat durch den Wasser-Himmel materialisch greiflich worden, wie an Erde und Steinen zu sehen: Und das Firmament mit den Elementen ist noch die Sucht und suchet das Irdische, denn es kann nicht zurück ins Ewige greifen. Denn alle Wesen gehen vor sich, bis so lange das Ende den Anfang findet, dann verschlingt der Anfang das Ende wieder und ist als es ewig war, ohne daß das Modell bleibet, denn das Modell ist aus dem Ewigen, daraus die Schöpfung ausging in ein Wesen, gleich dem Wunderauge Gottes. — 80. So wir gründlich wüßten die Stunde des sechsten Tages, in der die Schöpfung ist vollendet worden, so wollten wir euch das Jahr und Tag, verstehe des Jüngsten Tages, darstellen; denn es schreitet keine Minute darüber, es hat sein Ziel, das stehet im innern Circul verborgen. — 99. Denn ein Begehren ist Sucht, und in der Sucht stehet die Figur der Sucht: Die Figur machet die Sucht offenbar. Also wohnet der Geist auch in seiner eigenen Figur, in der Kraft und im Lichte der Majestät, und ist eine Bildnis nach Geistes Eigenschaft. — 100. Nicht ist der Geist die Bildnis, sondern die Sucht und sein Begehren ist die Bildnis; denn er wohnet in sich selber in seiner Sucht und ist eine andere Person in seiner Figur, als der Kraft Figur, und nach diesem

Wesen wird Gott dreifaltig in Personen genannt. — 185. Die Seele urstandet im Feuerleben; denn ohne die Feuerquelle bestehet kein Geist, und gehet mit ihrem eigenen Willen aus sich durch den Tod, das ist, sie achtet sich als tot, und ersinket in sich selber als ein Tod, so fällt sie mit ihrem Willen durch des Feuers Principium in Gottes Lichtauge, da ist sie des Heiligen Geistes Wagen, darauf er fähret.

Aus der von Hans Kayser herausgegebenen Böhme-Auswahl, die in der Sammlung „Der Dom. Bücher deutscher Mystik" erschien.



JACOB GRIMM / DIE ELSASSER

Geschrieben 1814

ES ist so grundfalsch, zu behaupten, der Elsaß und sein Volk sei undeutsch geworden und gar französisch, daß, wer etwa von Karlsruhe oder Stuttgart nach Straßburg reist, nicht in Frankreich einzutreten, sondern aus der Fremde in eine recht deutsche heimatliche Stadt zu kommen meint, so vertraut sehen einen Menschen und Häuser an, trotz allen angeklebten französischen Affischen und der umlaufenden Garnison. Jeder, der sich im tieferen Deutschland aus einer Fürsten- in eine freie

Reichsstadt versetzt, aus Hannover nach Bremen, aus Cassel nach Frankfurt, wird das verstehen, weil er dabei etwas Ähnliches, wenn auch Schwächeres gefühlt hat. Die Masse ist in den Reichsstädten reiner, freier und sich treuer geblieben. Ebenso ist ein deutscher Volksstamm vor dem andern stärker, härter und ungetrübter; denn zusammenhängt am festesten, was schon lange zusammengehangen und miteinander eine Geschichte gehabt hat. Darum sind uralte und fast heilige Namen in Deutschland, wie Sachsen, Thüringen, Hessen, Franken, Bayern, ein voller Laut, wobei sich mehr im Herzen regt, als wenn man von Württembergern, Badnern, Darmstädtern hört, denen etwas Volksmäßiges, Sittliches gebricht, was sie sich mit dem besten Willen nicht einmal selber geben könnten. Ein solcher gesunder, haltfester Schlag Menschen sind auch die Elsasser; seit er vor mehr als hundert Jahren schmählich von Kaiser und Reich im Stich gelassen war, hat er sich selbst beigestanden, Sprache, Sitten und Trachten aufrechterhalten, welches nicht beschrieben, sondern nur mit Augen angeschaut werden kann, weil es bis in die Mienen, Redensarten, Hausgerät und Einrichtung der Stuben geht.

Fragt man nach der Sprache, die deutsche ist überall die herrschende, selbst unter den Vornehmen die häusliche, trauliche; daß mehr Französisch als vor fünfzig Jahren gesprochen wird, folgt unvermeidlich, besonders aus der alles mischenden, mengenden Revolution; leicht aber ist verhältnismäßig mehr Französisch in Mainz oder Koblenz im Verlauf von zwanzig Jahren eingedrungen, als in Straßburg seit der ersten Besitznahme. Wir alle nennen das Französische nur französisch, der Elsasser nennt es immerfort lieber welsch; und welsch und

fremd, unheimlich und unvereinlich ist es ihm, Gott sei Dank, bisher geblieben[1].

Was von der Hauptstadt gilt, gilt auch von dem mit Unrecht verleumdeten Colmar, worin bloß soviel Beamtenvolk aus Frankreich nisten soll; und nun gar vom Land und dem herrlichen Gebirgsstrich, wo man die ganze gründliche deutsche Art und unser stilles, dauerndes Wesen wiederfindet.

Es ist ja überhaupt gewiß und im Zweifel nicht zu vergessen: was unsere Sprache redet, ist unseres Leibs und Bluts und kann undeutsch heißen, allein nicht undeutsch werden, solange ihm dieser Lebensatem aus und ein geht.

Was schlägt es uns aus, daß ein paar gereizte Bauern und meinetwegen Dorfschaften, gedrangsalt vom Krieg und Kriegsnot, und vielleicht be-

---

[1] Man wisse zu unterscheiden dieses Bequemen zum Französischen aus Zwang und Not von der Lust dazu aus Albernheit und Verkennung des Vaterlandes an deutschen Höfen und unter dem Adel. Jetzt wird bald immer mehr die Volksmeinung einen Makel setzen auf alles französische Kauderwelschen, auch ist es heilsamer aus allgemeinem Widerwillen gegen alles, was uns aus diesem Lande kommt, und der sich vorerst lange gar keine Gründe schuldig ist, im Einzelnen ungerecht zu sein, als es dem großen Unheil zu überlassen, ob es einzelnes Gutes stiften möge. Stumpfen und Verkehrten sollte wenigstens durch eine hohe Besteuerung französischer Sprach- und Tanzmeister, Bonnen und Akteurs die Lust benommen werden und unsere Diplomaten sollten auch endlich einmal lernen einsehen, abzusehn von ihrem Unstolz, welches Übergewicht der Feind durch seine abgeschliffene Sprache behauptet und was er damit erschleicht. Es ist nützlich, mehrere Sprachen zu verstehen, aber stets gefährlich und unnatürlich, eine fremde ebenso gut sprechen zu wollen wie die mütterliche, weswegen es den Deutschen, daß ihnen mehr als andern das Geschick dazu fehlt, zu einem innern Lobe gereicht.

handelt, wie nur die verdient haben, zu welchen man sie jetzt auch innerlich gesellen will, gesagt haben sollen, sie begehrten keine Rückkehr zu uns, sondern lieber wie bisher zu bleiben? Dergleichen alles kann ein elsasser Bauersmann, und nicht bloß ein elsasser, sondern ein pfälzischer, trierischer geredet und geglaubt haben, ohne daß er im geringsten französisch wäre, und man brauchte nur aus andern öffentlichen Äußerungen dem Einzelnen anderes Einzelnes entgegenzustellen. Mit dem wahren deutschen Sinn und mit der rechten Vaterlandsliebe insgemein ist es so beschaffen, daß sie von selbst und verborgen in der Brust wächst, und da ist sie an ihrer Stelle, wenn sie auch vielleicht im ganzen Leben nicht zur Sprache gelangt. Dem Landmann liegt zunächst, was seinen Hausstand und seine Persönlichkeit anrührt, am Herzen; über alles Weitergehende, Öffentliche ist seine Meinung seltener, und darum unverdorben und gut; aber sobald der rechte Punkt getroffen wird, bricht sie aus, und es gibt Deutschgesinnte in großer Menge, die es nie gewußt oder überlegt haben, daß, noch warum sie es sind. Bei dem elsassischen Volk kommt hinzu, daß es vor der Revolution in vielem Äußeren gelind und mild regiert und bei manchen seiner Eigentümlichkeiten und Rechte gelassen worden war, wie nicht andere Länder mitten in Deutschland. Das Andenken hieran, neben dem Bewußtsein der langen, äußerlich gewohnten und gesetzlich anerkannten französischen Oberherrschaft, hat eine nicht so wegzuleugnende Rechtlichkeit, und darf dem gemeinen Manne, wenn ihm etwa Rheinbündner hoch und zierlich von Deutschland redeten, nicht vorgeworfen werden; der gebildete Elsasser sieht freilich weiter und drüber hinaus. Nur in einem Gefühl waren Vornehme,

Bürger und Bauern einig, in der entschiedenen Abneigung vor dem badischen und württembergischen Unwesen, das sie tagtäglich vor Augen sahen, und woran bald näher teilnehmen zu müssen man ihnen Aussicht machte. Für eine freie, eigene Verfassung stimmen sie alle, die fast nichts mehr vom Adel (abgetragenem und abgestandenem) wissen, wie er im nördlichen Deutschland neuerdings wieder spuken will, und welche die Revolution selbst darin bestärkt hat, den offenen Blick auf ihre innere Einrichtung zu erhalten. — Das andere, daß Straßburger Bürger nicht mehr zum Brunnen nach Baden herüber wollen, ist nun gar ein Spaß, wenn es etwas mehr bedeuten soll, als ganz persönlich liegende Erwiderungen von Unnachbarlichkeiten. So hörte ich in Straßburg erzählen, daß ich weiß nicht mehr ob das württembergische oder badische Offizierkorps unter anzüglichen Ausdrücken für die Elsasser öffentliche Weisung empfangen hätte, diese Stadt zu vermeiden.

Die Elsasser sind und hören uns von Gott und Rechts wegen, darum sollen wir nicht gegen unser eigen Fleisch sprechen, sondern warten, bis ein gutes Schicksal uns mit Ehren zu ihnen und sie ohne Sünde zu uns führe. Die Geschichte hat nicht vergessen, aber ihre Herzen längst (wie Kinder auch sollen gegen ihre Mutter), daß die vom Feind geängstigte, Kaiser und Reich um Hilfe flehende Stadt ohne Erbarmen gelassen wurde; wohl aber wissen noch die Straßburger, wie der höhnische Louvois, aus Verachtung ihrer angestammten Reichsfreiheit, nicht einmal Bedingungen abschließen wollte, endlich ein Blatt aus einem alten Buche riß, etwas darauf kritzelte und darauf durch das kleine Pförtchen seinen ersten Einzug hielt...

ERNST BERTRAM / STRASSBURG

I

Gramvolles Wunder unsres Horizonts.
Geliebteste, wo deine ewige Nadel
Sich bohrt in unsern Himmel, unser Herz,
Stadt unsrer Buße: o wie ging ehmals
Ein Betgebirge roter Seligkeit
Die Münsterfabel, träufelnd Abendblut,
Dem Knaben auf!
Wie sauste Hochwind um erhitzte Stirn,
Da weiße Vögel über Dächerrot
Schwarzsegelnd stiegen, rings die Edelschau:
Ein Himmel und Ein Tal, Ein Strom, Ein Volk!
Nun werden wir
Mit Leibesaug das Wunder nicht mehr grüßen,
Allmondlich zwingt allein uns Trauerwahn
Traumgassen durch zur ungeheuren Wand,
Und ewig reißt dein roter Heimwehstrahl
Uns überm Strom
Den späten Himmel auf — und unser Herz.

II

Allzu getreue Stadt, du deines Volks
Unselig liebes Abbild: dich verleugnend
Wie bist du unser! Die beraubten Brüder
Bespeiend, Ausgetriebene eignen Bluts,
Heiligen Laut verpönend guter Ahnen,
Zujauchzend dunklen Fremden ohne Sieg:
Wie bist du Wir! vom bösen Gott des Nords
Mit solchem Spruch begabt, daß ewig nur
Nahbrüderliche Hand uns meucheln muß.

Du läßt verwaisen ihres Mutterlauts
Jahrhundertgassen deines Kinderspiels,
Und, einstens Mehrerin des heiligen Klangs,
Formst du den eignen Knaben fremde Lippen,
Verleugnest strenge Meister deines Morgens,
Errötest deinem Namen — doch nur mehr
Dadurch uns zugefremdet, unserste
All unsrer Städte, bleibst du unser durch
Abschwörung deiner selbst, wie wir, wie wir.

Aus dem Gedichtbuch gleichen Namens.



JOHANNES R. BECHER / DEUTSCHLAND

Jahrhundert du in Rot!... und ihr die ohnmächtigen Getürme der Städte zerflackert.
Säulen aus Frevel und Mord. Schillernde Lauge, zerätzende Böen vergifteter Asche peitschende Geräte und Herd.
Wo die Tempel verdorrten. Die paradiesischen Örter Beute der kreischenden Horden. Wer hört?
Und schaute fiebernd nah mit Sintflut schwefelgrell der Wende schwarzen Wind, der kämmte keifend meerwärts eueren letzten Acker.

Leucht-Gebirge, die bröckeln und schrumpfen und blassen —
Schiffe um Schiffe die stumpfen Gestade verlassen —
Atem der Würze, der trübt sich und fault und versiegt —
Kind um Kind sei in den Tod gewiegt!

Seuchen und Sümpfe. Entwurzelter Stamm. Und vertrieben —
Hoch um spitze Klippe zäh klebt Fremdling dein Zelt.
Fegt Sturmgeheul dich aus? Die Flüchtlinge schrieben
Schemen aus Splitter und Knochen. Verwaist und zerschellt.

Qualmende Sonne, du stichst in erblindete Scheiben.
Quälender Kerker. Wer schüttet die Nacht übers Land?!
Wer wer läßt die Flöße plötzlich rasend alle abwärtstreiben?
Schlinggewächs. Saugende Schlucht. Zerfressene Hand. Es wandert jede Wand.

O Labyrinth! o Beil! Geripp!! Zerklüftete Bezirke.
Die Wildnis. Überschwemmung. Erdrutsch. Stoß um Stoß.
Die Ställe brüllen auf. Ich sah den Knecht den Herrn erwürgen.
Die Fessel schleift. Und alle Felsen rissen sich vom Grunde los.

Und Leichenbäche. Beulen. Abgefetzte Häute.
Hohlräume klaffend. Vom Gestirn durchfleckt.
Gewundene Krüppel. Feste morscher Bräute.
Gelächter steil. Mit Menschen-Fackeln Plätze rings besteckt.

Chausseen. Fluchten. Biwak und Bagagen.
Zehntausend die erstickten blöd im Kot.
Horn du des Hangs: dein großes Rückzugsblasen!
Ein Blitz. Die Steppe loht!... Jahrhundert du in Rot!!

Jahrhundert du in Rot! O Brunst! Verzweiflungs-
schächte voll Grimassen.
Verloren ist das Reich. Vergilbt. Ein Raub das Reich.
Wer ruft?! Der Rotte Retter?! ... Sänger über
Wassern.
Wer glaubt?! Das Volk hockt taub. Verachtet euch!

Jahrhundert du in Rot! verlorenes Reich!
Wir warten. Frager ohne Ende. Wo?! Geschieht
ein Zeichen?!
Die Reihe schwankt. Die besten Heere weichen.
Phantom du des Verfalls: o Mond aus Eis: du aber
kreist und reifst und schwirrst und bleichst — —

Verlorenes Reich: Gespinst nur noch. Zerfleischt
von Hagelruten.
In Unrat und Gespenster du verstrickt. Wer hemmt
den Fall?!
Europas Völker müssen sich verbluten.
Wer knüpfte es?! Wer deutet's aus?! ... Wen
drosselt nicht der Schwall

Der Trommeln und Getrümmer, Lawa-Wucht und
Sieden
Und Böller der Orkane kreuz und quer?!
Verlorenes Reich! Wer soll die Heimatlosen hüten?!
Dein Namen ward gelöscht. Ur-Laut ... und Gottes
schwermut-alte Dunkelheiten wieder.
Kraut. Strom. Kein Hauch. Die braunen Ufer.
Rinnen ... wüst und leer. — — —

Wer singt?! Was ist ein Lied?! ... Ein ungetilgter
Mund.
Gestrüpp aus Harnisch, Speeren. Helm im Ast. Im
Schilf ein Boot.
Was giltst du Tod?! Die Pinien treiben frei aus
unseren Händen.

Vergiß dich! O verlasse dich! Du loderst ungenannt.
Fromm und Legende. Und wanderst unbeschuht.

Was giltst du Tod? Ich wittere mich. Versammelt
euch! O Abschied! Höchste Feier.
Ihr Freunde seid bereit. Des Ein-Sinns rätselvoller
Krug vergießt sich unerschöpft auf jedem Tisch.
Sie aber träumten dennoch Jahre dumpf, Gewühl
und Krampf, vom Neuen Bund.
Du singst! Du singst! Ein Lied! Das Völkerlied!
Was gilt ein Tod?! ...

Klänge geflügelter Zinnen und Gletscher! Und
Klänge aus platzendem Gold!
Klänge aus Urwald und Süden. Klänge: Katarakte
zinnober.
Klänge fanatischer Glut. Afrikanische Ernten...
Es rollt:
Klänge: Gewitter! Seraphische Märsche! Tollgelb
geweiht und erobernd.

Klänge ihr: sprühendes Harz! Klänge vom gött-
lichen Wahn!
Klänge! Aufspringen die Engen! O Aufschwung!
Gesang der Verscharrten.
Klänge: es schimmern die Palmen. O Wüste: ent-
zündeten Plans!!
Klänge... im Saftspiel der Wiesen. Zu Füßen des
Engels. Die Kunde von silbernen Fahrten.

Klänge der Antwort. Klänge der klanglosen Ruh.
Klänge — es schmettern die Sphären —: und über
Gesetz und Gezeiten.
Klänge: durch Wirbel des Lichtrauschs dem Ewigen
Einklang zu!
Gestalten zerfließen. Gepriesen die formlosen
Weiten!

Was gilt ein Tod?! Visionen, Töne, Zonen, Horizonte, Tänze ohne Ende!
Granitene Küsten. Blendend. Erfüllt ist mein Gedicht! O Ein-Wort! Sage. Glatte Flut.
O Freude jauchzt! Himmlischer Jüngling schulterschmal und kühn, der die Getränke mischt.
Gewölke und Gewölb. O Lippen! Küsse seligen Brands. Die sterndurchklirrte Leier.

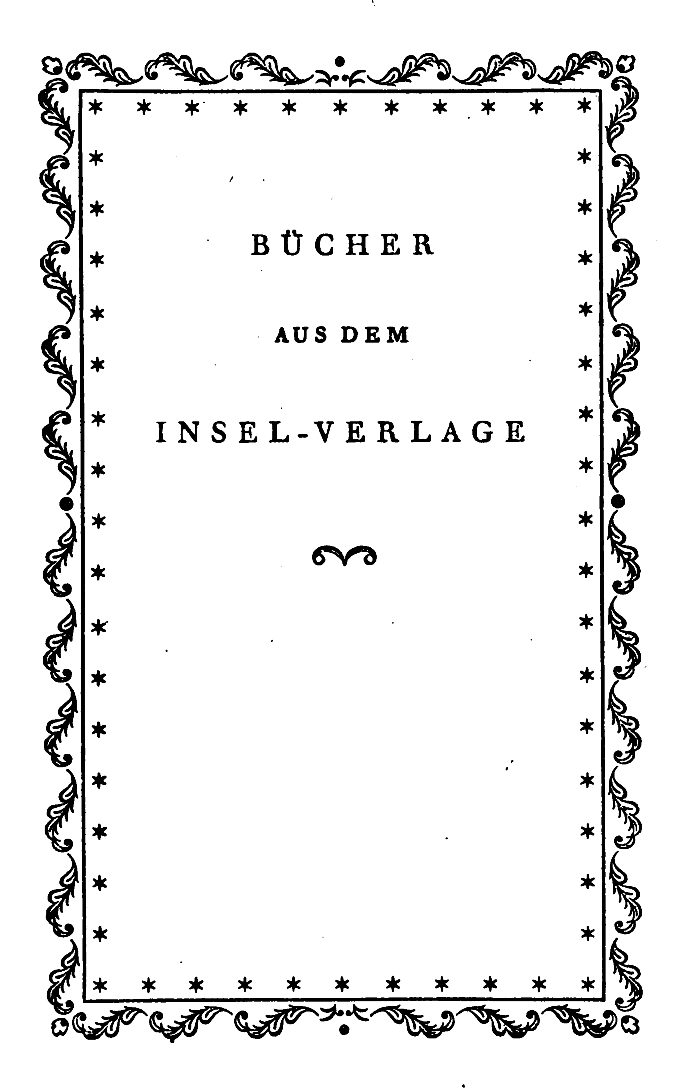
Was gilt ein Tod?! Durchtaut erlöst versöhnt und heiter-trunken — —
Die Locke weht ein Blatt. Die ungescheuchte Herde überschweift mein Haupt. Geheimnis nie erforscht: o Schlafgebiet!
Die Gräber sprießen unterm Grün. Das Feld ist satt. Der Samen stäubt. Es keimt o Volk dein Funken!
Die Welt erwacht!! Die Spötter knien. Bekehrt von deinem Lied.

Aus dem neuen Buche „Um Gott".

GOTTFRIED KELLERS LETZTES GEBET

„Heerwagen, mächtig Sternbild der Germanen, das du fährst mit stetig stillem Zuge über den Himmel vor meinen Augen deine herrliche Bahn, von Osten aufgestiegen alle Nacht! O fahre hin und kehre täglich wieder! Sieh meinen Gleichmut und mein treues Auge, das dir folgt so lange Jahre! Und bin ich müde, o so nimm die Seele, die so leicht an Wert, doch auch an üblem Willen, nimm sie auf und laß sie mit dir reisen, schuldlos wie ein Kind, das deine Strahlendeichsel nicht beschwert — hinüber! — — — Ich spähe weit, wohin wir fahren."





BÜCHER

AUS DEM

INSEL-VERLAGE

Das nachstehende Verzeichnis gibt nur eine Auswahl aus den Werken des Verlages. Das vollständige Verlagsverzeichnis ist durch alle Buchhandlungen oder den Verlag selbst zum Preise von 30 Pf. zu beziehen.

* DER ACKERMANN UND DER TOD. Ein Streit- und Trostgespräch vom Tode aus dem Jahre 1400 von Johannes von Saaz. Faksimilierte Ausgabe des ersten Druckes mit fünf handkolorierten Holzschnitten in 320 numerierten Exemplaren. In Pergament M 350.—; in Halbpergament M 175.—.

* AKSAKOW -SERGEI TIMOFEJEWITSCH: FAMILIEN-CHRONIK. Nach Raczynskis Übertragung aus dem Russischen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* ANDERSEN-NEXÖ -MARTIN: PELLE DER EROBERER. Roman in zwei Bänden. Aus dem Dänischen von Mathilde Mann. 4.—13. Tausend. In Halbleinen M 26.—.

* ARABISCHE NÄCHTE. Nachdichtungen arabischer Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* ARCOS -RENÉ: DAS GEMEINSAME. Übertragen von Friederike Maria Zweig. Mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel. In Pappband M 18.—. Vorzugsausgabe: 100 Exemplare auf Büttenpapier in Leder M 150.—.

* ARNIM -ACHIM VON: WERKE. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterstützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M 36.—; in Halbleinen M 45.—.

* (ARTHURS TOD:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von seinen edeln Rittern vom Runden Tisch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller schmerzlichen Tode und Abscheiden von dieser Welt, welches Buch ins Englische gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M 40.—.

* BAHR -HERMANN: ESSAYS. Dritte Auflage. In Pappband M 22.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Pappbänden M 24.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt CONTES DROLATIQUES. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14. bis 23. Tausend. In Pappbänden M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: TANTE LISBETH. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M 25.—; in Halbpergament M 50.—.

* BALZAC -HONORÉ DE: VERLORENE ILLUSIONEN. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 55.—.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE UM LOTTE. In Pappband M 8.50.

* BECHER -JOHANNES R.: GEDICHTE FÜR EIN VOLK. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: DAS NEUE GEDICHT. In Pappband M 11.—.

* BECHER -JOHANNES R.: UM GOTT. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Aus dem Vorklang.) In Pappband M 20.—.

* BERGMANN -ANTON: ADVOKAT ERNST STAAS. Skizzen und Bilder. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—6. Tausend. In Pappband M. 10.—.

* BERTRAM -ERNST: GEDICHTE. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* BERTRAM -ERNST: STRASSBURG. Ein Kreis. In Pappband M 10.—.

* BIERBAUM -OTTO JULIUS: DER NEU BESTELLTE IRRGARTEN DER LIEBE. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler-Worpswede. 66.—75. Tausend. In Pappband M 12.—.

* BINDING -RUDOLF G.: DIE GEIGE. Vier Novellen. 10.—14. Tausend. In Pappband M 15.—.

* DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 11.—14. Tausend. In Pappband M 16.—.

* BOCCACCIO -GIOVANNI DI: DAS DEKAMERON. Revidierte Übertragung von Albert Wesselski. Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. 21.—30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1080 Seiten). In Leinen M 45.—; in Leder M 120.—.

* BÖHME -JAKOB: AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 48.—.

* DER BORN JUDAS. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden. Druckleitung, Titel- und Einbandzeichnung von E. R. Weiß.

Erste Serie (Bd. I—III), enthaltend „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren". 4.—7. Tausend. In Pappbänden M 40.—; in Halbpergament M 120.—.

Zweite Serie Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 40.—.

Band V und VI: „Dämonengeschichten" und „Fromme und Heilige" werden 1921 erscheinen.

* BRAUN -FELIX: TANTALOS. Tragödie in fünf Erscheinungen. In Pappband M 9.—.

* BUBER -MARTIN: DANIEL. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: EREIGNISSE UND BEGEGNUNGEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* BUBER -MARTIN: DIE LEHRE, DIE REDE UND DAS LIED. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DAS BUCH DER FABELN. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* BÜCHNER -GEORG: WOYZECK. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Leder M 160.—; in Halbpergament M 70.—.

* BÜRGER -GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbpergament M 100.—.

* DIE CHINESISCHE FLÖTE. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* CORTES -FERDINAND: DIE EROBERUNG VON MEXIKO. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* COSTER -CHARLES DE: BRIEFE AN ELISA. Übertragen von G. Goyert. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* COSTER -CHARLES DE: UILENSPIEGEL UND LAMME GOEDZAK. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von A. Wesselski. 21.—30. Tausend. In Pappband M 16.—, in Halbpergament M 40.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DAS NORDLICHT. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Auflage auf Dünndruckpapier befindet sich in Vorbereitung.)

* DÄUBLER -THEODOR: HESPERIEN. Eine Symphonie. In Pappband M 9.—.

* DÄUBLER -THEODOR: HYMNE AN ITALIEN. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* DÄUBLER -THEODOR: LUCIDARIUM IN ARTE MUSICAE. Ein Buch über Musik. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER NEUE STANDPUNKT. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: MIT SILBERNER SICHEL. Zweite Auflage. In Pappband M 14.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DER STERNHELLE WEG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* DÄUBLER -THEODOR: DIE TREPPE ZUM NORDLICHT. Gedichte. In Pappband M 8.50; in Leder M 100.—.

* DÄUBLER -THEODOR: WIR WOLLEN NICHT VERWEILEN. Autobiographische Fragmente. In Pappband M 10.—.

* DESBORDES-VALMORE -MARCELINE. Das Lebensbild einer Dichterin von Stefan Zweig. Mit Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. In Pappband M 20.—.

* DEUTSCHE CHANSONS. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.—118. Tausend. In Pappband M 8.50.

* ÄLTESTE DEUTSCHE DICHTUNGEN. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbpergament M 50.—.

* DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M 220.—.

Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M 38.—):

David Copperfield. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne, Phiz u. a.

Der Raritätenladen. Mit 73 Federzeichnungen und 8 Initialen von Browne, Cruikshank u. a.

Die Pickwickier. Mit 43 Federzeichnungen von R. Seymour, Buss und Phiz.

Martin Chuzzlewit. Mit 40 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.

Nikolaus Nickleby. Mit 38 Federzeichnungen von Hablot K. Browne.

Oliver Twist und Weihnachtserzählungen. Mit 76 Federzeichnungen von Cruikshank, Leech u. a.

* EHRENSTEIN -ALBERT: BERICHT AUS EINEM TOLLHAUS. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers“ umgearbeitet. 3.—7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* ELI. Nach der Schrift neugeordnet v. M. J. bin Gorion. Verdeutscht von Rahel Ramberg. Mit 3 Steinzeichnungen von Lovis Corinth. 150 numerierte Exemplare. In Pappband M 160.—.

* FECHNER -GUSTAV THEODOR: ZEND-AVESTA. Gedanken über die Dinge des Himmels und des Jenseits vom

Standpunkte der Naturbetrachtung. Frei bearbeitet und verkürzt herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M 26.—; in Halbpergament M 46.—.

* FICHTES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M 14.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: GESAMMELTE WERKE. Fünf Bände. In Pappbänden M 60.—.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: AUSGEWÄHLTE NOVELLEN. Zwei Bände. In Pappbänden M 30.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE RÄUBERBANDE. Roman. 11.—15. Tausend. In Pappband M 12.—.

* FRANK -LEONHARD: DIE URSACHE. Roman. 11. bis 15. Tausend. In Pappband M 14.—.

* GESTA ROMANORUM. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. Zweite Auflage. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* GLASER -CURT: DIE KUNST OSTASIENS. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M 40.—.

* GLASER -CURT: LUCAS CRANACH. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 60.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Liebhaber-Ausgabe. Mit 23 Tafeln in Lichtdruck. 9.—11. Tausend. In Halbleder M 90.—.

* GOBINEAU: DIE RENAISSANCE. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49. bis 58. Tausend. In Pappband M 30.—.

* GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 400.—.

* GOETHES FAUST. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 76. bis 85. Tausend. In Leinen M 24.—; in Leder M 60.—.

* GOETHE: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 50.—.

* GOETHES SÄMTLICHE GEDICHTE in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 45.—; in Leder M 150.—.

* GOETHES LIEBESGEDICHTE. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbleder M 34.—.

* GOETHES GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. Vollständige Ausgabe. Zweite Auflage. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. In Leinen M 30.—; in Leder M 100.—.

* GOETHES ITALIENISCHE REISE. Taschenausgabe. 11. bis 20. Tausend. In Leinen M 24.—.

* GOETHES WESTÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—10. Tausend. In Leinen M 20.—.

* GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage. (Befindet sich im Neudruck.)

* GOETHES ÄUSSERE ERSCHEINUNG. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M 16.—.

* BRIEFE VON GOETHES MUTTER. Mit einer Silhouette der Frau Rat. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. 51.—57. Tausend. In Pappband M 10.—.

* GOGOL -N. W.: TSCHITSCHIKOWS REISEERLEBNISSE ODER DIE TOTEN SEELEN. Eine Erzählung. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M 28.—.

* GRIMMELSHAUSEN: DER ABENTEUERLICHE SIMPLICISSIMUS. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* GUÉRIN -MAURICE DE: DER KENTAUER. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 8.—.

* HAFIS: LIEDER. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* HARDT -ERNST: GESAMMELTE ERZÄHLUNGEN. 5. bis 7. Tausend. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: GUDRUN. Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 16.—18. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HARDT -ERNST: DER KAMPF UMS ROSENROTE. Ein Drama in vier Aufzügen. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—.

* HARDT -ERNST: KÖNIG SALOMO. Drama in fünf Akten. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: SCHIRIN UND GERTRAUDE. Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M 10.—.

* HARDT -ERNST: TANTRIS DER NARR. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HEINES BUCH DER LIEDER. Taschenausgabe. 31. bis 38. Tausend. In Leinen M 20.—; in Leder M 100.—.

* HOFFMANN -E. T. A.: PRINZESSIN BRAMBILLA. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In Pappband M 30.—.

* HOFMANNSTHAL -HUGO VON: DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 31.—40. Tausend. In Pappband M 12.—.

* HÖLDERLIN: DER TOD DES EMPEDOKLES. Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M 8.50.

* HOLZ -ARNO: PHANTASUS. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 100.—.

* HOMERS ODYSSEE. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 14.—.

* HUCH -RICARDA: DER GROSSE KRIEG IN DEUTSCHLAND. Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M 60.—; in Halbleinen M 75.—.

* HUCH -RICARDA: DAS LEBEN DES GRAFEN FEDERIGO CONFALONIERI. 9.—12. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* HUCH -RICARDA: DER LETZTE SOMMER. Ein Roman in Briefen. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M 16.50.

* HUCH -RICARDA: MENSCHEN UND SCHICKSALE AUS DEM RISORGIMENTO. 6.—8. Tausend. In Pappband M 16.—.

* HUCH -RICARDA: MICHAEL UNGER. Des Romans „Vita somnium breve" siebente Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* HUCH -RICARDA: DER SINN DER HEILIGEN SCHRIFT. In Halbleinen M 16.—.

* HUCH -RICARDA: VON DEN KÖNIGEN UND DER KRONE. Siebente Auflage. In Pappband M 12.—.

* HUCH -RICARDA: WALLENSTEIN. 10.—12. Tausend. In Pappband M 12.—.

* (HUMBOLDT:) DIE BRAUTBRIEFE WILHELMS UND CAROLINENS VON HUMBOLDT. Herausgegeben von Albert Leitzmann. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* HUMBOLDTS BRIEFE AN EINE FREUNDIN. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16. bis 20. Tausend. In Pappband M 10.—.

* DAS INSELSCHIFF. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags. Erster Jahrgang. In Pappband M 20.—; in Halbpergament M 36.—.

* JACOBSEN -JENS PETER: SÄMTLICHE WERKE. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14.—21. Tausend. In Leinen M 40.—.

* JAPANISCHER FRÜHLING. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 10.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M 18.—; in Seide M 50.—.

* KANTS SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben von Felix Groß. Sechs Bände. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Jeder Band in Leinen M 30.—.

* KASSNER -RUDOLF: DER TOD UND DIE MASKE. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: DIE CHIMÄRE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ENGLISCHE DICHTER. In Pappband M 20.—.

* KASSNER -RUDOLF: MELANCHOLIA. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* KASSNER -RUDOLF: VON DEN ELEMENTEN DER MENSCHLICHEN GRÖSSE. In Pappband M 12.—.

* KASSNER -RUDOLF: ZAHL UND GESICHT. In Pappband M 15.—.

* KATHARINA II., KAISERIN VON RUSSLAND: MEMOIREN. Ausgabe in einem Bande. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M 18.—; in Halbleder M 40.—.

* KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M 30.—; in Halbleder M 48.—.

* KORTUM: DIE JOBSIADE. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Zeichnung der Zierstücke, des Titels und des Einbandes von Walter Tiemann. Dritte Auflage. In Pappband M 18.—.

* LACLOS -CHODERLOS DE: SCHLIMME LIEBSCHAFTEN (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M 32.—; in Leder M 120.—.

* LAO-TSE: DIE BAHN UND DER RECHTE WEG. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. Fünfte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.

* LUTHERS BRIEFE. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Zwei Bände. Mit einem Porträt Luthers von Lucas Cranach. In Halbleinen M 40.—.

* MAYR -HETTA: MESSIADE. In Halbleinen M 18.—.

* MOMBERT -ALFRED: DIE BLÜTE DES CHAOS. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER DENKER. Gedichtwerk. Zweite Auflage. In Pappband M 16.—.

* MOMBERT -ALFRED: DER HELD DER ERDE. Gedichtwerk. In Halbleinen M 12.—.

* MUNK -GEORG: IRREGANG. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M 12.—.

* MUNK -GEORG: DIE UNECHTEN KINDER ADAMS. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M 14.—.

* DIE NACHTWACHEN DES BONAVENTURA. Herausgegeben von Franz Schultz. Zweite Auflage. In Pappband M 12.—.

* NIETZSCHES BRIEFE AN MUTTER UND SCHWESTER. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M 28.—.

* NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT ERWIN ROHDE. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche und Fritz Schöll. In Halbleinen M 16.—.

* FRIEDRICH NIETZSCHES BRIEFWECHSEL MIT FRANZ OVERBECK. Herausgegeben von Richard Oehler und Carl Albrecht Bernoulli. In Halbleinen M 18.—.

* NIETZSCHES BRIEFE. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* PFISTER -KURT: BRUEGEL. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M 24.—.

* PHILIPPE -CHARLES-LOUIS: GESAMMELTE WERKE. In deutscher Übertragung. Sechs Bände. Herausgegeben von Wilhelm Südel. In Pappbänden M 50.—.

Einzelausgaben:

Bübü. Roman. In Pappband M 9.—.

Die kleine Stadt. Novellen. In Pappband M 8.—.

Der alte Perdrix. Roman. In Pappband M 8.—.

Marie Donadieu. Roman. In Pappband M 10.—.

Croquignole. Roman. In Pappband M 9.—.

Mutter und Kind. Roman. In Pappband M 8.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: HANS IM GLÜCK. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M 25.—; in Ganzleinen M 36.—.

* PONTOPPIDAN -HENRIK: TOTENREICH. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M 32.—.



* PRÉVOST D'EXILES -ABBÉ: GESCHICHTE DER MANON LESCAUT UND DES CHEVALIER DES GRIEUX. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M 15.—; in Halbleder M 36.—.

* PULVER -MAX: AUFFAHRT. Gedichte. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: IGERNES SCHULD. In Pappband M 8.—.

* PULVER -MAX: MERLIN. In Pappband M 8.50.

* RIEMER -FRIEDRICH WILHELM: MITTEILUNGEN ÜBER GOETHE. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Abbildungen. In Pappband M 24.—; in Halbleder M 45.—.

* RILKE -RAINER MARIA: ERSTE GEDICHTE. 7.—9. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE FRÜHEN GEDICHTE. Fünfte Auflage. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS BUCH DER BILDER. 16.—19. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: NEUE GEDICHTE. 10.—14. Tausend. In Pappband M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. Fünfte Auflage. In Pappbd. M 22.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M 16.—.

* RILKE -RAINER MARIA: REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) Dritte Auflage. In Pappband M 7.—.

* RILKE -RAINER MARIA: GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 19.—23. Tausend. In Pappband M 14.—.

* RILKE -RAINER MARIA: DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 13.—17. Tausend. In Pappband M 28.—.

* RILKE -RAINER MARIA: AUGUSTE RODIN. Mit 96 Vollbildern. 26.—30. Tausend. In Halbleinen M 24.—.

* (RILKE -RAINER MARIA:) DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M 10.—.

* RUISBROECK -JAN VAN: DIE ZIERDE DER GEISTLICHEN HOCHZEIT. Aus dem Flämischen übertragen und herausgegeben von Friedrich Markus Huebner. Gedruckt in der Offizin W. Drugulin in den Kriegsjahren 1916—1918 in einer einmaligen Auflage von 500 numerierten Exemplaren auf van Gelder-Bütten. Nr. 1—50 in Pergament mit der Hand gebunden (vergriffen); Nr. 51—500 in Halbpergament M 90.—.

* SACHS -HANS: AUSGEWÄHLTE WERKE. (Gedichte und Dramen). Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach den Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M 50.—; in Halbpergament M 90.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M 15.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtungen. In Pappband M 24.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M 9.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M 8.—; in Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 4.—6. Tausend. In Pappband M 14.—.

* SCHAEFFER -ALBRECHT: JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 4.—7. Tausend. Geheftet M 6.—; in Pappband M 12.—.

* SCHEFFLER -KARL: BISMARCK. Eine Studie. In Pappband M 9.—.

* SCHEFFLER -KARL: DER GEIST DER GOTIK. Mit 102 Bildertafeln. 11.—20. Tausend. In Pappband M 16.—.

* SCHEFFLER -KARL: DEUTSCHE MALER UND ZEICHNER IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M 40.—.

* SCHEFFLER -KARL: ITALIEN. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M 56.—.

* SCHEFFLER -KARL: LEBEN, KUNST UND STAAT. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—



* SCHEFFLER -KARL: WAS WILL DAS WERDEN? Ein Tagebuch im Kriege. In Pappband M 8.—.

* SCHENDEL -ARTHUR VAN: DIE SCHÖNE JAGD. Erzählungen. Aus dem Holländischen von Hilde Telschow. In Pappband M 12.—.

* SCHILLERS SÄMTLICHE WERKE in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHOPENHAUERS WERKE in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Ganzleinen M 150.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: GESAMMELTE GEDICHTE. In Pappband M 10.—.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: HAMA. Scherzhafte Gedichte und Erzählungen. In Pappband M 7.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: SPRÜCHE IN REIMEN. Mit Titelvignette, Umschlagrahmen und Zierleisten von Heinrich Vogeler-Worpswede. Geh. M 3.50.

* SCHRÖDER -RUDOLF ALEXANDER: UNMUT. Ein Buch Gesänge. In Pappband M 4.—.

* SEIDEL -WILLY: DER BUSCHHAHN. Roman. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER GARTEN DES SCHUCHAN. Novellen. Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* SEIDEL -WILLY: DER SANG DER SAKIJE. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M 12.—.

* SHAKESPEARES GESAMMELTE WERKE in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. Jeder Band in Pappband M 10.—.

Bisher erschienen: Macbeth — Hamlet — Othello — Ein Sommernachtstraum — Der Sturm.

* STENDHAL -FRIEDRICH VON (HENRY BEYLE): VON DER LIEBE. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier in Ganzleinen M 30.—; in Leder M 120.—.

* STIFTER -ADALBERT: DER NACHSOMMER. In einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M 36.—.

* STIFTER -ADALBERT: STUDIEN. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9. bis 13. Tausend. In Leinen M 50.—; in Leder M 200.—.

* STORM -THEODOR: SÄMTLICHE WERKE. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Zweite Auflage in vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Ganzleinen M 130.—.

* STRAUSS -DAVID FRIEDRICH: ULRICH VON HUTTEN. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M 75.—.

* STRAUSS -LUDWIG: WANDLUNG UND VERKÜNDIGUNG. Gedichte. In Halbleinen M 4.50.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: GEDICHTE UND SZENEN. In Halbleinen M 8.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: NEUE GEDICHTE. In Halbleinen M 6.—.

* TAUBE -OTTO FREIHERR VON: DER VERBORGENE HERBST. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M 16.—.

* THEOLOGIA DEUTSCH. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M 22.—; in Halbpergament M 42.—.

* THUKYDIDES: GESCHICHTE DES PELOPONNESISCHEN KRIEGES. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M 36.—; in Halbleder M 80.—.

* TIMMERMANS -FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M 14.—.

* TOBIA. Nach der Schrift neugeordnet von M. J. bin Gorion. Mit 3 Steinzeichnungen von Max Liebermann. 150 numerierte Exemplare. Nr. 1—30 auf Bütten in Pergament M 400.—; Nr. 31—150 in Pappband M 160.—.

* DER ROMAN VON TRISTAN UND ISOLDE. Erneut von Joseph Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. Vierte Auflage. In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 30.—.

* TSCHUANG-TSE: REDEN UND GLEICHNISSE. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Dritte Auflage. In Pappband M 14.—; in Halbpergament M 36.—.

* VERHAEREN -EMILE: DREI DRAMEN. (HELENAS HEIMKEHR; PHILIPP II.; DAS KLOSTER.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M 14.—.

* VERHAEREN -EMILE: REMBRANDT. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36. bis 40. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: RUBENS. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M 22.—.

* VERHAEREN -EMILE: DIE WOGENDE SAAT. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M 12.—.

* VERMEYLEN -AUGUST: DER EWIGE JUDE. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M 10.—.

* VERWEY -ALBERT: EUROPÄISCHE AUFSÄTZE. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M 18.—.

* VERWEY -ALBERT: GEDICHTE. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M 18.—.

* (VILLERS -ALEXANDER VON:) BRIEFE EINES UNBEKANNTEN. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M 40.—.

* VISCHER -FRIEDRICH THEODOR: AUCH EINER. Roman. In Pappband M 16.—; in Halbpergament M 40.—.

* VOGELER-WORPSWEDE -HEINRICH: DIR. Gedichte und Zeichnungen. Vierte Auflage. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS LEBEN UND KUNST. Vollständige Ausgabe. Mit 240 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 80.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRER. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS STICHE UND HOLZSCHNITTE. 11.—20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M 20.—.

* WALDMANN -EMIL: ALBRECHT DÜRERS HANDZEICHNUNGEN. Mit 80 Vollbildern. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

* WASMANN -FRIEDRICH. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M 40.—.

* WILDE -OSCAR: DIE ERZÄHLUNGEN UND MÄRCHEN. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 103.—115. Tausend. In Pappband M 22.—; in Halbpergament M 50.—.

* WILHELMINE, MARKGRÄFIN VON BAYREUTH: MEMOIREN. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M 22.—; in Halbleder M 45.—.

* ZOLA -EMILE: ARBEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: FRUCHTBARKEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: WAHRHEIT. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DER ZUSAMMENBRUCH. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZOLA -EMILE: DAS GELD. Roman. In Halbleinen M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: DER ZWANG. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1—50 auf Büttenpapier in Leder (Handband) (vergriffen); Nr. 51—460 in Halbpergament M 90.—.

* ZWEIG -STEFAN: DIE FRÜHEN KRÄNZE. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M 9.—.

* ZWEIG -STEFAN: DREI MEISTER (BALZAC-DICKENS-DOSTOJEWSKI). Zweite Auflage. In Pappband M 18.—.

* ZWEIG -STEFAN: ERSTES ERLEBNIS. Vier Geschichten aus Kinderland. Dritte Auflage. In Pappband M 8.50.

* ZWEIG -STEFAN: JEREMIAS. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.—18. Tausend. In Pappband M 15.—.



DIE BIBLIOTHEK DER ROMANE

Jeder Band in Halbleinen M 18.—,
worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* ALEXIS -WILLIBALD: DIE HOSEN DES HERRN VON BREDOW. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

* BUYSSE -CYRIEL: ROSE VAN DALEN. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

* CERVANTES: NOVELLEN. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

* COSTER -CHARLES DE: DIE HOCHZEITSREISE. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

* COSTER -CHARLES DE: FLÄMISCHE MÄREN. Übertragen von Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.

* DOSTOJEWSKI: DER IDIOT. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: DIE TEUFEL. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

* DOSTOJEWSKI: NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

* DOSTOJEWSKI: SCHULD UND SÜHNE (RASKOLNIKOW). Ein Roman in sechs Teilen mit einem Nachwort. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.

* EEKHOUD -GEORGES: DAS NEUE KARTHAGO. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

* FLAUBERT: FRAU BOVARY. Übertragen von Arthur Schurig. 26.—30. Tausend.

* FLAUBERT: SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 16. bis 20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: FRAU ERDMUTHENS ZWILLINGSSÖHNE. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.

* FRANÇOIS -LOUISE VON: DIE LETZTE RECKENBURGERIN. 49.—58. Tausend.

* GOTTHELF -JEREMIAS: WIE ULI DER KNECHT GLÜCKLICH WIRD. 11.—15. Tausend.

* HOFFMANN -E. T. A.: DER GOLDENE TOPF — KLEIN ZACHES — MEISTER MARTIN DER KÜFNER UND SEINE GESELLEN. 11.—15. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: FRAU MARIE GRUBBE. Übertragen von Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.

* JACOBSEN -JENS PETER: NIELS LYHNE. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.—40. Tausend.

* JEAN PAUL: TITAN. Gekürzt herausgegeben von Hermann Hesse. Zwei Bände.

* LAGERLÖF -SELMA: GÖSTA BERLING. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 26.—38. Tausend. Zwei Bände.

* LIE -JONAS: DIE FAMILIE AUF GILJE. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Máthilde Mann.

* MEINHOLD -WILHELM: MARIA SCHWEIDLER, DIE BERNSTEINHEXE. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

* MÖRIKE -EDUARD: MALER NOLTEN. In ursprünglicher Gestalt. 11.—15. Tausend.

* MORITZ -KARL PHILIPP: ANTON REISER. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.

* MURGER -HENRI: DIE BOHEME. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.—20. Tausend.

* SCHEFFEL: EKKEHARD. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.—35. Tausend.

* SCOTT -WALTER: IVANHOE. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.—15. Tausend.

* SCOTT -WALTER: DER TALISMAN. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.—15. Tausend.



* SEALSFIELD -CHARLES (KARL POSTL): DAS KAJÜTENBUCH. (Ein Roman aus Texas.) 11.—15. Tausend.

* STREUVELS -STIJN: DER FLACHSACKER. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.

* STRINDBERG -AUGUST: AM MEER. Übertragen von Mathilde Mann.

* STRINDBERG -AUGUST: DIE LEUTE AUF HEMSÖ. Übertragen von Mathilde Mann. 11.—20. Tausend.

* THACKERAY: DIE GESCHICHTE DES HENRY ESMOND, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.

* TIECK -LUDWIG: VITTORIA ACCOROMBONA. Ein Roman aus der Renaissance.

* TILLIER -CLAUDE: MEIN ONKEL BENJAMIN. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.—15. Tausend.

* TOLSTOI: ANNA KARENINA. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 11.—20. Tausend.

* TOLSTOI: AUFERSTEHUNG. Übertragen von Adolf Heß. 11.—20. Tausend.

* TURGENJEFF: VÄTER UND SÖHNE. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.—15. Tausend.

* TUTI-NAMEH ODER DAS PAPAGEIENBUCH. Nach der türkischen Fassung übersetzt von Georg Rosen.

* WEIGAND -WILHELM: DIE FRANKENTHALER. 11. bis 15. Tausend.

* WILDE -OSCAR: DAS BILDNIS DES DORIAN GRAY. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.—25. Tausend.

BIBLIOTHECA MUNDI

Jeder Band geheftet M 18.—; in Pappband M 25.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

* BAUDELAIRE: Les Fleurs du Mal.
* BYRON: Poems.
* KLEIST: Erzählungen.
* MUSSET: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).
* РУССКІЙ ПАРНАССЪ (Russischer Parnaß).
* SANTA TERESA: Libro de su Vida.
* STENDHAL: De l'Amour.

PANDORA

Jeder Band geb. (nach Art der Insel-Bücherei) M 5.—, worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

Bisher erschienen 40 Bände

AMERIKANISCH

EMERSON: On Nature, with Goethes Natur. (4)
IRVING: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)
LONGFELLOW: Evangeline. (18)
POE: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

DEUTSCH

ANGELUS SILESIUS: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)
EICHENDORFF: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)
GOETHE: Hermann und Dorothea. (16)
GOTTHELF: Das Erdbeeri-Mareili. (30)
E. T. A. HOFFMANN: Das Fräulein von Scuderi. (35)
KANT: Zum ewigen Frieden. (3)
SCHILLER: Wilhelm Tell. (12)
STIFTER: Der Waldsteig. (31)

ENGLISCH

ELIZABETH BARRETT-BROWNING: Sonnets from the Portuguese. (17)
BYRON: Marino Faliero. (15)
DICKENS: A Christmas Carol. (With Illustrations by John Leech.) (13)
MACAULAY: Essay on William Pitt. (19)
MILTON: Minor Poems. (28)
POPE: The Rape of the Lock. (11)
SHAKESPEARE: Sonnets. (1)
SHELLEY: The Cenci. (22)

FRANZÖSISCH

BALZAC: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'oeuvre inconnu. (26)
CORNEILLE: Le Menteur. (21)
DE COSTER: Smetse Smee. (40)
GALLAND: Les Aventures d'Haroun-al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

LA FONTAINE: Fables. (Avec des gravures de Virgil Solis.) (37)
MÉRIMÉE: Carmen. (24)
MOLIÈRE: Le Malade Imaginaire. (2)
MUSSET: Le Fils du Titien; Mimi Pinson. (36)
RACINE: Athalie. (14)
STENDHAL: Vittoria Accoramboni; Les Cenci (Nouvelles italiennes.) (9)
VILLON: Le Testament. (27)
VOLTAIRE: Zadig. (32)

ITALIENISCH

BOCCACCIO: Sei Novelle. Con incisioni. (33)
LEOPARDI: Pensieri. (6)
PETRARCA: Trionfi. (20)

LATEINISCH

TACITUS: Germania. (7)

RUSSISCH

ДОСТОЕВСКІЙ: Великій инквизиторъ чортъ. Кошмаръ ивана Өедоровича. ⟨DOSTOJEWSKI: Der Großinquisitor. Iwans Alp.⟩ (25)
ТУРГЕИЕВЪ: стихотворенія въ просѣ. ⟨TURGENJEFF: Gedichte in Prosa.⟩ (39)

SPANISCH

CALDERON: La Vida es Sueño. (5)
CERVANTES: Rinconete y Cortadillo. (23)

DIE INSEL-BÜCHEREI

Jeder Band gebunden M 3.50,
worauf kein Sortimentszuschlag erhoben wird.

Die Sammlung umfaßt bisher 319 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten. Sonderverzeichnisse stehen unberechnet zur Verfügung.



INHALT

Text

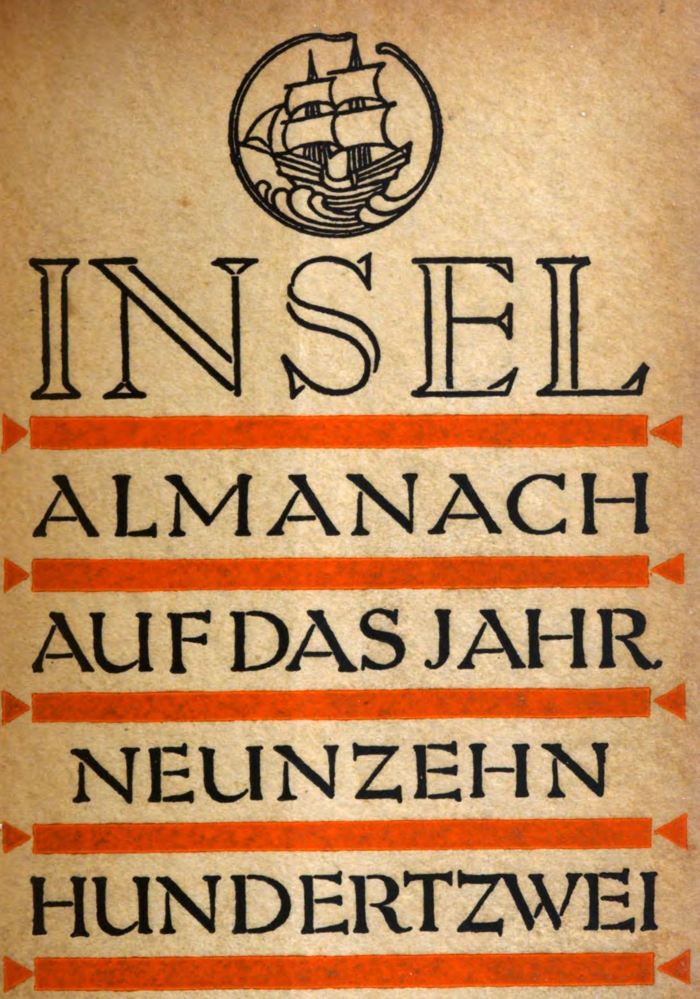
Bilder

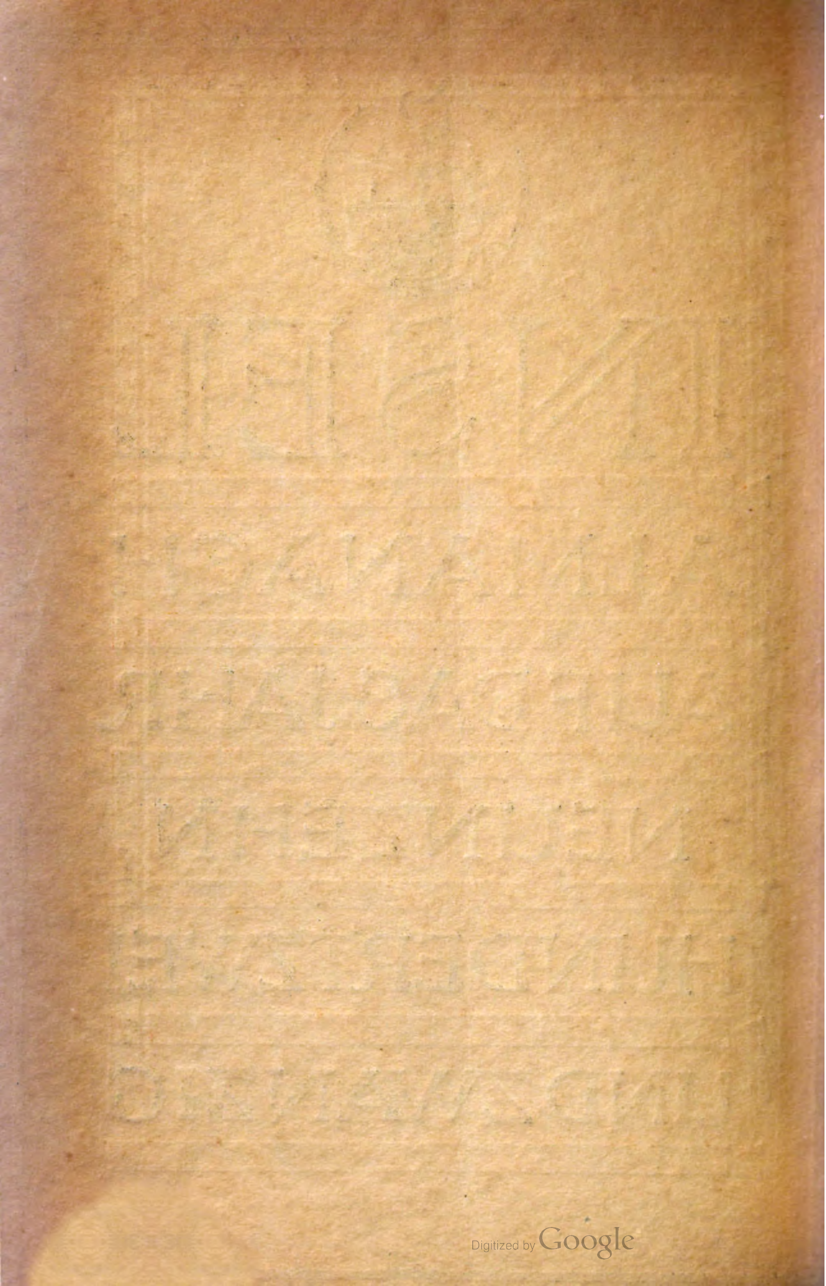


Ein Insel-Almanach für 1920 ist nicht erschienen.



GEDRUCKT BEI
POESCHEL & TREPTE
IN LEIPZIG


INSEL
ALMANACH
AUF DAS JAHR
NEUNZEHN
HUNDERTZWEI
UNDZWANZIG



Insel-Almanach

auf das Jahr

1922



Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium
für das Jahr 1922

Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rat:
in dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
verewigt sich in schöner Tat.

Und so gewinnt sich das Lebendige
durch Folg' aus Folge neue Kraft;
denn die Gesinnung, die beständige,
sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Goethe

Januar		Februar		März	
1	Neujahr	1	Mittwoch	1	Mittwoch
2	Montag	2	Donnerstag	2	Donnerstag
3	Dienstag	3	Freitag	3	Freitag
4	Mittwoch	4	Sonnabend	4	Sonnabend
5	Donnerstag	5	Sonntag ☽	5	Sonntag
6	Freitag ☽	6	Montag	6	Montag ☽
7	Sonnabend	7	Dienstag	7	Dienstag
8	Sonntag	8	Mittwoch	8	Mittwoch
9	Montag	9	Donnerstag	9	Donnerstag
10	Dienstag	10	Freitag	10	Freitag
11	Mittwoch	11	Sonnabend	11	Sonnabend
12	Donnerstag	12	Sonntag ○	12	Sonntag
13	Freitag ○	13	Montag	13	Montag ○
14	Sonnabend	14	Dienstag	14	Dienstag
15	Sonntag	15	Mittwoch	15	Mittwoch
16	Montag	16	Donnerstag	16	Donnerstag
17	Dienstag	17	Freitag	17	Freitag
18	Mittwoch	18	Sonnabend ☾	18	Sonnabend
19	Donnerstag	19	Sonntag	19	Sonntag
20	Freitag ☾	20	Montag	20	Montag ☾
21	Sonnabend	21	Dienstag	21	Dienstag
22	Sonntag	22	Mittwoch	22	Mittwoch
23	Montag	23	Donnerstag	23	Donnerstag
24	Dienstag	24	Freitag	24	Freitag
25	Mittwoch	25	Sonnabend	25	Sonnabend
26	Donnerstag	26	Sonntag ●	26	Sonntag
27	Freitag	27	Montag	27	Montag
28	Sonnabend ●	28	Dienstag	28	Dienstag ●
29	Sonntag			29	Mittwoch
30	Montag			30	Donnerstag
31	Dienstag			31	Freitag

	April		Mai		Juni
1	Sonnabend	1	Montag	1	Donnerstag
2	Sonntag	2	Dienstag	2	Freitag ☽
3	Montag	3	Mittwoch	3	Sonnabend
4	Dienstag	4	Donnerstag ☽	4	Pfingstfest
5	Mittwoch ☽	5	Freitag	5	Pfingstmontag
6	Donnerstag	6	Sonnabend	6	Dienstag
7	Freitag	7	Sonntag	7	Mittwoch
8	Sonnabend	8	Montag	8	Donnerstag
9	Sonntag	9	Dienstag	9	Freitag ○
10	Montag	10	Mittwoch	10	Sonnabend
11	Dienstag ○	11	Donnerstag ○	11	Sonntag
12	Mittwoch	12	Freitag	12	Montag
13	Donnerstag	13	Sonnabend	13	Dienstag
14	Freitag	14	Sonntag	14	Mittwoch
15	Sonnabend	15	Montag	15	Donnerstag
16	Osterfest	16	Dienstag	16	Freitag
17	Ostermontag	17	Mittwoch	17	Sonnabend ☾
18	Dienstag	18	Donnerstag ☾	18	Sonntag
19	Mittwoch ☾	19	Freitag	19	Montag
20	Donnerstag	20	Sonnabend	20	Dienstag
21	Freitag	21	Sonntag	21	Mittwoch
22	Sonnabend	22	Montag	22	Donnerstag
23	Sonntag	23	Dienstag	23	Freitag
24	Montag	24	Mittwoch	24	Sonnabend
25	Dienstag	25	Donnerstag	25	Sonntag ●
26	Mittwoch	26	Freitag ●	26	Montag
27	Donnerstag ●	27	Sonnabend	27	Dienstag
28	Freitag	28	Sonntag	28	Mittwoch
29	Sonnabend	29	Montag	29	Donnerstag
30	Sonntag	30	Dienstag	30	Freitag
		31	Mittwoch		

	Juli		August		September
1	Sonnabend ☽	1	Dienstag	1	Freitag
2	Sonntag	2	Mittwoch	2	Sonnabend
3	Montag	3	Donnerstag	3	Sonntag
4	Dienstag	4	Freitag	4	Montag
5	Mittwoch	5	Sonnabend	5	Dienstag
6	Donnerstag	6	Sonntag	6	Mittwoch ○
7	Freitag	7	Montag ○	7	Donnerstag
8	Sonnabend	8	Dienstag	8	Freitag
9	Sonntag ○	9	Mittwoch	9	Sonnabend
10	Montag	10	Donnerstag	10	Sonntag
11	Dienstag	11	Freitag	11	Montag
12	Mittwoch	12	Sonnabend	12	Dienstag
13	Donnerstag	13	Sonntag	13	Mittwoch
14	Freitag	14	Montag	14	Donnerstag ☾
15	Sonnabend	15	Dienstag ☾	15	Freitag
16	Sonntag	16	Mittwoch	16	Sonnabend
17	Montag ☾	17	Donnerstag	17	Sonntag
18	Dienstag	18	Freitag	18	Montag
19	Mittwoch	19	Sonnabend	19	Dienstag
20	Donnerstag	20	Sonntag	20	Mittwoch
21	Freitag	21	Montag	21	Donnerstag ●
22	Sonnabend	22	Dienstag ●	22	Freitag
23	Sonntag	23	Mittwoch	23	Sonnabend
24	Montag ●	24	Donnerstag	24	Sonntag
25	Dienstag	25	Freitag	25	Montag
26	Mittwoch	26	Sonnabend	26	Dienstag
27	Donnerstag	27	Sonntag	27	Mittwoch ☽
28	Freitag	28	Montag	28	Donnerstag
29	Sonnabend	29	Dienstag ☽	29	Freitag
30	Sonntag	30	Mittwoch	30	Sonnabend
31	Montag ☽	31	Donnerstag		

Oktober		
1	Sonntag	
2	Montag	
3	Dienstag	
4	Mittwoch	
5	Donnerstag	
6	Freitag	⊕
7	Sonnabend	
8	Sonntag	
9	Montag	
10	Dienstag	
11	Mittwoch	
12	Donnerstag	
13	Freitag	☽
14	Sonnabend	
15	Sonntag	
16	Montag	
17	Dienstag	
18	Mittwoch	
19	Donnerstag	
20	Freitag	●
21	Sonnabend	
22	Sonntag	
23	Montag	
24	Dienstag	
25	Mittwoch	
26	Donnerstag	
27	Freitag	☾
28	Sonnabend	
29	Sonntag	
30	Montag	
31	Dienstag	

November		
1	Mittwoch	
2	Donnerstag	
3	Freitag	
4	Sonnabend	⊕
5	Sonntag	
6	Montag	
7	Dienstag	
8	Mittwoch	
9	Donnerstag	
10	Freitag	
11	Sonnabend	
12	Sonntag	☽
13	Montag	
14	Dienstag	
15	Mittwoch	
16	Donnerstag	
17	Freitag	
18	Sonnabend	
19	Sonntag	●
20	Montag	
21	Dienstag	
22	Mittwoch	
23	Donnerstag	
24	Freitag	
25	Sonnabend	
26	Sonntag	☾
27	Montag	
28	Dienstag	
29	Mittwoch	
30	Donnerstag	

Dezember		
1	Freitag	
2	Sonnabend	
3	Sonntag	
4	Montag	⊕
5	Dienstag	
6	Mittwoch	
7	Donnerstag	
8	Freitag	
9	Sonnabend	
10	Sonntag	
11	Montag	☽
12	Dienstag	
13	Mittwoch	
14	Donnerstag	
15	Freitag	
16	Sonnabend	
17	Sonntag	
18	Montag	●
19	Dienstag	
20	Mittwoch	
21	Donnerstag	
22	Freitag	
23	Sonnabend	
24	Sonntag	
25	Heil. Christf.	
26	2. Christtag	☾
27	Mittwoch	
28	Donnerstag	
29	Freitag	
30	Sonnabend	
31	Sonntag	

Höre den Rat, den die Leier tönt;
doch er nutzet nur, wenn du fähig bist.
Das glücklichste Wort, es wird verhöhnt,
wenn der Hörer ein Schiefohr ist.

„Was tönt denn die Leier?“ Sie tönet laut:
Die schönste, das ist nicht die beste Braut;
doch wenn wir dich unter uns zählen sollen,
so mußt du das Schönste, das Beste wollen.

Goethe

Johann Georg Hamann: Gedanken

Mein Name möge niemals zunftmäßig werden, wenn ich meine Tage den göttlich schönen Pflichten der Dunkelheit und Freundschaft weihen kann. Diese ist bisher mein Glück, mein Verdienst, mein Schutzgeist, und durch sie meine Entfernung für die Vergessenheit, meine Gegenwart für den Überdruß meiner Freunde sicher gewesen. Ihre Einsichten und Gesinnungen sind die einzigen Güter, auf deren gemeinschaftlichen Besitz ich mir erlauben will eigennützig und eifersüchtig zu sein.

*

Genie ist eine Dornenkrone und der Geschmack ein Purpurmantel, der einen zerfleischten Rücken deckt.

*

Für meinen eigensinnigen Geschmack gibt es keine Schönheit ohne Wahrheit, Güte und Größe, und meine überspannte Einbildungskraft (denkt sich) unter jeder Schminke des Witzes und guten Tones eine sieche, gelbe, ekle Haut, die mein ganzes Gefühl empört.

*

Die Wahrheit wollte sich von Straßenräubern nicht zu nahe kommen lassen; sie trug Kleid auf Kleid, daß man zweifelte, ihren Leib zu finden. Wie erschraken sie, da sie ihren Willen hatten und das schreckliche Gespenst, die Wahrheit, vor sich sahen!

*

Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung, sondern ein sympathetisches, lebendiges Gefühl, das unsern Worten und Handlungen zugrunde liegen muß.

*

Die Selbsterkenntnis ist die schwerste und höchste, die leichteste und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie.

*

Ich hab es bis zum Ekel und Überdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntnis der Sünde und Unwissenheit, nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß und sich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt. –

*

Gesetz und Propheten gehen auf Leidenschaft von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften – auf Liebe. Über die deutlichen Begriffe werden die Gerichte kalt und verlieren den Geschmack. Doch Sie[1] wissen es schon, daß ich ebenso von der Vernunft denke, wie St. Paulus vom ganzen Gesetz und seiner Schulgerechtigkeit – ihr nichts als Erkenntnis des Irrtums zutraue, aber sie für keinen Weg zur Wahrheit und zum Leben halte. Der letzte Zweck des Forschers ist, nach Ihrem eigenen Geständnisse, was sich nicht erklären, nicht in deutliche Begriffe zwingen läßt – und folglich nicht zum Ressort der Vernunft gehört. –

*

Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer, die von ihm getrieben worden, sich ebenso erniedrigt und seiner Majestät entäußert als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demut ist. Den allein weisen Gott in der Natur bloß bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpf, den

[1] Friedrich Heinrich Jacobi

man einem vernünftigen Mann erweist, dessen Wert nach seinem Rock der Pöbel schätzt.

*

Eine Welt ohne Gott ist ein Mensch ohne Kopf – ohne Herz, ohne Eingeweide, ohne Zeugungsteile.

*

Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem andern Maßstabe, als den es selbst gibt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann. Das Dasein der kleinsten Sache beruht auf unmittelbarem Eindruck, nicht auf Schlüssen. Das Unendliche ist ein Abgrund. Alles Endliche ist begrenzt und kann durch einen Umriß bezeichnet werden. Eine höhere Liebe scheint uns Grausamkeit. Der den Sohn seines Wohlgefallens durch Leiden vollkommen gemacht, hat eben diese Kreuzestaufe nötig, um die Schlacken der Naturgaben, die er nicht als ein Eigentum zu Ihrem[1] eigenen willkürlichen Gebrauche von Ihnen verschleudert wissen will, zu seinem Dienste, zu seiner Ehre, zu Ihrem Frieden und Gewinn zu läutern. Dem Himmel sei Dank, daß es hoch über den Sternen ein Wesen gibt, das von sich sagen kann: Ich bin, der ich bin. – Alles unter dem Monde sei wandelbar und wetterwendisch. –

Aus den in der Sammlung „Der Dom“ von Karl Widmaier herausgegebenen „Schriften“ des „Magus im Norden“.

[1] Joh. Gottlieb Steudel

Georg Munk: Die Begegnungen Ridderts, des Edelmanns

Unweit Nivelles, nicht fern der klösterlichen Burg Gertraudens der seligen Nonne, lebte ein junger Edelmann mit Namen Riddert. Er war derart beschaffen, daß noch das stumpfste Herz ihm nicht unbewegt zu begegnen vermochte. Jedes traf er so in die Mitte seines Lebens, daß es in Liebe oder Haß an ihm entbrennen mußte.

In seiner Jugend noch waren seine Eltern ihm gestorben, der Vater in einem Streit zwischen den Edlen seines Landes, die Mutter ohne körperliches Siechtum bald nach ihm, einer Traumwandlerin gleich, dem sinkenden Liebesstern ins Dunkle nachgleitend.

Ein zarter Knabe, blieb er verwaist zurück, der Sorgfalt der Anverwandten und Diener überlassen. Bald aber überflügelte er unkennbar und unzähmbar seine Lebensjahre, und keiner mehr hatte Macht über den jählings und stark an Leib und Seele wachsenden Knaben, so daß sie gewähren ließen, was sie nicht aufzuhalten vermochten. Allzufrüh war derart die Welt in seinen Schoß gefallen, von ungestümen Kinderhänden war die Rätselfrucht umspannt, nach Kinderart hatte er zum Überdruß bald von ihr genossen, sie ward ihm schal, ehe er ihr reif war. Sein Hunger blieb ungestillt, und wie sein Ekel wuchs sein Begehren.

Im Schwanken früher Jugendtage ließ er die Heimat, um im reichen Draußen zu suchen, was nach seinem Meinen nur die knappe Nähe geizig wehrte. Er folgte dem Frankenkönig, der die Völker des Abendlandes sich zwang, durch alle Striche zwischen den grenzenden Meeren, aber die Ferne mochte ihm nicht günstiger sein als die gescholtene Heimat.

Trug er nach seiner Rückkehr die Not tief in sich hineingezwungen, so verriet sie sich doch in einer wunderlichen Spaltung seines Wesens und in einer schlecht verhehlten Unrast. Zu Zeiten verbrachte er Wochen grüblerisch einsam in einer entlegenen Kammer in sich gekehrt und war mit Mühe zu bewegen, daß er sein knappstes Bedürfen an Nahrung stille. Zu andern schweifte er Tage und Nächte in seinen Wäldern und an den schilfigen Wasserläufen hin, verkroch wie ein Tier zur Rast sich in Busch und Höhle, kam brauuhäutig und verfallen heim, verschlief dann andere Wochen, in denen er kaum das Licht des Tages sah. Dann wiederum folgten Zeiten, in denen er Zecher und Frauensvolk aus den Städten in dasselbe Haus schleppte, das seines Vaters gelassenes Wirken und die wehmütige Klarheit seiner trauernden Mutter gekannt hatte und nun unter tobenden Festen und schriller Ausgelassenheit in Stein und Balken bebte.

Wilder als der verwegenste seiner Gesellen, überschrie er das Getöse, bis er es so sehr überdrüssig wurde, daß er das Gesindel auseinandertrieb, vom Ekel wie vom Schweiß des Todes überzogen sich in einem Winkel verkroch oder in die Wildnis verschwand.

Auf den langen Wanderwegen längs der Wirrnis von Wasserläufen, die das Land durchquerten, oder auf dumpfen Waldsteigen geschah es zuweilen, seit Riddert aus der Ferne sich wieder heimgefunden hatte, daß ein Fremder sich ihm zugesellte, aus dem Schilf aufsteigend, aus dem Gebüsch hervortretend.

Es war immer der nämliche, der Riddert da begegnete, und schien doch immer ein andrer, verschieden wie Tag und Stunde, da er auftauchte. Im Augenblick der ersten Begegnung war es Riddert gewesen, als steige er da vor sich selbst auf, sich selbst ein Augenschein geworden, und ein Schreck war durch sein Herz wie ein schmerzhafter Riß gefahren. Doch indem er seinen Ge-

sellen ins Auge faßte, kam der ihm mehr aus Schein und Dunst gewoben vor, denn aus Fleisch und Bein gestaltet wie er selbst. Er war ihm vertraut wie Urgesicht im Schoß der Mutter; als Kind mochte er ahnend ihn erträumt haben in ängstlichen Nächten. War er nicht wie ein Spiegel, in dem man unverhofft und so zum eignen Schauder sich erblickt?

Bald aber gewöhnte Riddert an die Erscheinung sich so sehr, daß sie ihm wurde wie sein Schatten, der sichtbar zuweilen, zuweilen verschwunden ist. Wie hergestobner Nebel, trübdunstig an den Tagen seiner Schwermut, glitt der Fremde ihm zur Seite, an Tagen hellen Herzens aber schritt er funkelnd neben ihm. Zuweilen war sein Kleid von fahlem Gelb wie verstobne Blätter, zuweilen grün mit eingesprengtem Gold, wie von zierlichem Getier, das Riddert im Glutgestein brennender Südländer gekannt hatte. Immer aber schien ihm das Gewand seines Geleitsmanns wie Rinde, Fell oder Gefieder seinem Körper zu entwachsen und eins mit ihm zu sein, und auch darin schien er einem Vogelwesen ihm verwandt, daß seine Schultern etwas Abgebrochnes wiesen, als ob Schwingen, die aus ihnen hervorwachsen sollten, verstümmelt seien. Viele Stunden seines Tages fand er die Erscheinung sich zur Seite, bald fremd nicht mehr, vielmehr wie ein Teil seiner selbst.

Bald vernahm Riddert zu dem Gesellen sich reden, als spräche einer aus ihm zu sich selbst. Das Wesen war seinem Wort Ohr, gab ihm lautlose Antwort, und Riddert in schwindelnder Verwirrung wußte alsbald nicht mehr zu scheiden, wer offenbarte und wer lauschte. Verschwiegenster Grund drängte auf seine Lippen. Was tief unten brannte, loderte aus seinem Mund, was ihn aus der Heimat fort- und wieder in sie zurückgetrieben hatte, entstürzte seiner Seele, was ihn sonst in Dumpfheit bannte oder rastlos durch Wald und Ried jagte.

Der Zuhörer reckte sich wachsend über sich selbst. Seine Augen vertieften ihren rötlichen Glanz, als nähre Ridderts Bekennen ihr Licht, und mehr und mehr wars, als wüchse er aus schemenhafter Ungewißheit in leiblichen Bestand wie Riddert selbst.

Schaudernd fühlte dieser mit gleich mächtiger Gewalt an des Fremden Wesen sich hingerissen und von ihm gestoßen. Glühender Antrieb zwang ihn an die fremde Hand sich zu klammern, doch die seine, schon erhoben, die andere zu suchen, sank matt nieder; an das geschwisterlich unbekannte Herz zu sinken, begehrten alle Geister seines Lebens und verstummten doch in Todesstarre, wandte er sein Auge nur dem Begleiter zu. Furcht gewann Macht über sein eignes zwiegespaltnes Herz, wuchs, wurde riesenhaft, trieb zur Flucht. Aber lahm weigerte jedes Glied den Dienst, gebannt in den Takt gleichen Schrittes mit dem Fremden.

„Wer bist du mir?" stieß er endlich aus so wunder Kehle hervor, daß ihm war, als müsse mit den Worten ein roter Strom aus seinem zerrißnen Halse strömen.

„Du bin ich dir," hauchte der andre, „nicht wie du wähnst, Teil von dir, von dir gespeist, du bin ich ganz, mehr als du. Also, daß ich mit dir nicht einging in der Stunde deiner Geburt, und geschieden von dem, was dein Leib umgrenzt, doch eins und mit dir, dir folge, dir verbunden bin. Mich suchst du, mich entbehrst du, ich schwinde hin, indes du suchst; wie ungespeister Docht ins Dunkel lischt, macht dein Entbehren mich vergehn. Du hungerst nach mir, davon ich schwinde, du dürstest, davon ich dorre, was uns trennt, die Hülle wirf hin, laß uns ineinanderstürzen ins Eins, das war, bevor du und ich waren, ehe irdische Gestalt dich von mir lockte in den Schein, uns beiden zu leidvoller Trennung."

„Weiche!" schrie Riddert; „leid bin ich mir allzu tief, Mangel ist mein Grund, nach Vollendung steht mein Sinn. Daß ich dich erkannt habe, Abgrund bist du, Hunger, leerer Wunsch in Ewigkeit. Da du darbst in meinem Darben, wie magst du mir Erfüllung sein?"

Riddert wandte, von Schaudern gerüttelt wie einer, der von unsicherm Stand in Tiefen starrte, sich zur Eile, dem Begleiter zu entfliehen. Wie Bleigewicht hing es an seinen Füßen, so daß er mühselig sich kaum von hinnen schleppte. Als er mit seitlich gewendetem Blick nach dem Verfolger ausspähte, war der verschwunden, als hätte die Luft ihn eingesogen.

Hinter ihm aus der Dämmerung aber raunte eine Stimme ihm nach: „Immer, wann du nach mir begehrst, bin ich dir bereit. In der Linde zuhöchst über all deinem Land hause ich dir; hast du der Welt die letzte Bitterkeit abgerungen, dann bist du mir reif, lang säume du uns nicht mehr."

Als im Morgenzwielicht nach verirrter Nacht Riddert heimkehrte, überfiel ihn Fieber und fesselte seinen Leib für lange Wochen. Von Stimmen und Gesichten heimgesucht, Opfer und Geselle heimlicher Mächte, völlig in sich gewendet und abgeschieden, Ärzten, Freunden und Dienern ohne Zugang, brannte er in umschmelzenden Feuern, so daß er mit erneuter Seele, an Leib und Angesicht verwandelt, sich vom Lager erhob.

Nicht lange nach seiner Genesung verließ er sein Haus und galt wie vordem den Seinen als verloren in der Welt. Er aber lebte in einer nahen Stadt im Hause eines alten Priesters. Dieser war vor Jahren fremd an den Ort gekommen, keiner wußte um seine Herkunft. Er hauste entlegen neben einer halbvergeßnen Kirche. Die Menschen mieden ihn und seine Stätte, denn er war des Umgangs mit Geistern verdächtig und wirkte nach der Meinung der Leute mit heimlichem Element. In seiner

kümmerlicher Behausung vergraben, brachte Riddert ein Jahr seines Lebens mit ihm hin, schwermütigen Wallungen preisgegeben, am Tage Schrift und Zeichen erforschend, des Nachts vom Turm der nahen Kirche im Lauf der Gestirne Weg und Deutung suchend. Als seine Zeit um war, entließ der Alte seinen Schüler, und zum Abschied gab er ihm die Worte: „Eine Jungfrau am Wege wird mit ihren Händen das Tor dir auftun."

Riddert zog seiner Heimat zu ohne Hast, in dumpfem Grübeln über dem Wort seines Meisters, ungestillt suchend nach dessen geheimem Sinn.

Als nur Tagesfrist ihn noch von seinem Ziele schied, fand er um Mittagshöhe allein an einer Quelle im Wald sitzend ein junges Weib, kostbar angetan und von solcher Schönheit, daß sie den Glanz des Tages überbot und sein Herz mit holder Blendung schlug. Sie gab seinen Gruß mit süßem Dank zurück, aber auf seine Frage nach ihrem Namen und dem Ort, von dem sie herkam, hatte sie Blick und Seufzer nur zur Antwort, und als Riddert sein Haus zur Herberge ihr bot, folgte sie ihm ohne Widerstreben. Von dem Tag an blieb sie bei ihm, und mit ihrer Liebe löschte sie jede Frage von seinem Mund.

Sein Herz war dem ihren verhaftet mit jedem Schlag, und selten nur ließ er ihren Umkreis. Um seine Burg legte er einen Garten, pflanzte Gesträuch und Kraut aller Art zu ihrer Lust. Ringsum war eine hohe Mauer gezogen, daß kein fremder Fuß niedertrete, was ihm zuwuchs. Da aber wies sich, daß ein glühenderer Hauch als sonst in jenen Strichen aus dem Schoß der Erde ihm stumme Gebilde wunderbarer Art zutrieb, daß ein günstigerer Himmel als der des Alltags ihnen Farbe und Üppigkeit lieh. Fremde Vögel, über silbernen Wasserläufen durch die Lüfte hergezogen, rasteten in den Bäumen, und ihre Stimmen waren klingender, als Riddert je vernahm. Die

fremde Frau pflückte leuchtende Früchte von tiefgeneigtem Gezweig, ihr Hauch schien Blüten selbst aus dürrem Holz zu locken, Gras und Moos bog schwellend ihrem Fuß sich entgegen. Wie Tier und Kraut lebte Riddert seelenvergessen im Licht, das aus ihren Augen brach, sommerlang befreit von aller Not und Unrast.

Mit Auge und Mund habe sie, meinte er, alles, was mit Schmerzen ihn in der Welt bewegte, aus ihm gesogen und ihn mit wunschloser Seligkeit erfüllt. Sein Hirn hatte den Gedanken, sein Herz das weltungestüme Begehren ganz und gar verlernt, er war nur Gefäß noch dem Glück ihrer Gegenwart. So sah er den Spätsommer als goldne Welle über die Mauer seines Gartens wogen mit Gluten, die aus der Höhe des Jahres sengend noch herüberschlugen.

Eines Abends nach brennendem Tag fand er seine Gefährtin schlafend im Rasen liegen, die Glieder aufgelöst, das Haupt hintübergesunken. Schwarz mit purpurnem Schein war das Haar ihr über Stirn und Augen gefallen. Mit sachter Hand strich er es zur Seite, und unersättlich im Anschaun versank er in das Wunder ihres Angesichts, das sie im Schlafe, fern von sich selbst, ihm bot. Es lag aufgefaltet vor ihm wie eine große Blume in ihrem heimlichsten Leben. Wie er darauf niedersah aber, dünkte es ihn immer weniger ein Menschenangesicht; es war jetzt einem jener Wesen des Meeres ähnlich, die aus sich leuchtend wie milch- und rosenfarbenes Edelgestein und doch weich und fließend unter dem Wasser dahinziehen. So durchsichtig waren ihre geschloßnen Lider, daß er meinte, die dunklen Augen dahinter schimmern zu sehn, und er suchte sie mit den seinen, wie die Kreatur ihre Sonne sucht. Aber sein Blick verlor sich im Grund und fand nicht, fand leere, tiefe, wesenlose Höhlen nur, wie Löcher in einer Maske, indes Kälte langsam

durch seine Glieder bis an sein Herz kroch. Jetzt sah er auf ihren Mund, der rot und stark in dem stillen Gesicht wie ein gesondertes Wesen sein mächtiges Leben hatte. Der blutige Mund tat einen großen sengenden Atemzug, davon die weiche Kehle am Halse schwoll – furchtbar fühlte er sein und alles Leben ausgetrunken. Den Schrei, der ihm entfahren wollte, hielt er hinter den Zähnen auf. So stark aber war sein Wesen brandend wider sich empört, daß die Bewegung sich der Schläferin mitteilte und sie rief.

Mählich füllten ihre Augenhöhlen sich mit Glanz und Rundung. Sie schlug flatternd groß die Lider auf, ihr Blick, aus Tiefen heimgekehrt, sah fremd aus dem noch starren Angesicht wie aus einer Larve. Er traf Ridderts tödlich bleiches Antlitz, sein Auge. Sie erriet, sah sich erkannt – hochaufgebäumt, schmerzgewunden, mit furchtbarem Schrei fuhr die Enträtselte von hinnen, Kraut und Gras sengend mit ihrem schleppenden Gewand.

Nach dem letzten Gewitter des Jahres fanden die Diener ihren Herrn wie einen vom Blitz Getroffnen leblos im verbrannten Grase liegend und trugen ihn ins Haus. Als er nach etlichen Tagen seine vernichteten Lebensgeister wieder geeint hatte und aus der Verlassenheit seiner Kammer vor sein Haus trat, lag der Garten im Nebelschlaf verdorrt und erstorben. Über die Mauer hatte die Wildnis sich geschwungen, aus silbrigen Disteln und starrem Geflecht ihrer karggewohnten Kinder ein Netz über seine toten Wunder hingesponnen. Ohne Acht trat Riddert hart darüber hin, als sei nie anderes an diesem Ort gewesen als Wüstenei, und tief im Boden erzitterten unter seinem Tritt die letzten Keime.

Jetzt trat seine Seele an den Rand des Lebens und hielt Umschau. Heimgekehrt aus dem starrenden Nichts, fand sie im

Grauen ihrer Einsamkeit den letzten Mut. Keine Begegnung hatte ihren Weg gelindert, und nichts hatte ihren Tränen Antwort gegeben. Da hörte Riddert fern aus vergangnen Träumen aufsteigen den Geisterruf, der ihn den Weg zur Linde geheißen hatte, und jetzt war er reif und willens, Gestalt und Welt dahinzugeben, um in das Element des Ursprungs niederzutauchen.

Aus dem Buche „Sankt Gertrauden Minne".

Drei Lieder aus „Tausendundeine Nacht"

*

Das Lied des Kaufmanns

Die Zeit hat zweierlei Tage: froh die einen, die andern voll Sorgen:
Und zwiegeteilt ist das Leben: das Heute hell, trübe das Morgen.
Wer uns ob der Zeiten Wechsel schmäht, den sollst du befragen:
„Ists nicht der Edelmensch nur, den widrige Zeiten plagen?"
Siehst du nicht, wenn des Sturmes Winde mächtig erbrausen,
So sind es die hohen Bäume allein, um die sie sausen.
Und siehst du nicht, wie im Meere die Leichen nach oben treiben,
Die kostbaren Perlen aber tief unten im Grunde bleiben?
Und üben ihr grausames Spiel an uns die Hände der Zeiten,
Und will in ewigem Unglück die Trauer allein uns geleiten –,
So wisse: am Himmel stehen der Sterne unzählbare Scharen;
Doch Sonne und Mond allein sind bedroht durch finstre Gefahren.
Wie viel der Bäume, grüne und dürre, sind auf der Erden;
Doch nur die Fruchtbäume sinds, in die Steine geworfen werden.
An heiteren Tagen lebtest du nur in Gedanken der Freuden
Und fürchtetest nicht das böse Geschick der kommenden Leiden.

O der du tauchest ins Dunkel der Nacht und ins Verderben,
Kürz deine Müh; denn durch Arbeit wirst du kein Brot
erwerben.
Du siehst das Meer, und du siehst den Fischer ums Brot sich
mühn,
Wenn die Gestirne der Nacht in flimmerndem Lichte erglühn.
Jetzt taucht er mitten hinein, und die Wogen umpeitschen ihn
wild;
Doch er blickt stetig aufs Netz, wie es auf und nieder schwillt.
Und saß er dann endlich einmal des Nachts froh über den Fang
Eines Fisches, dem der Haken des Wehs in den Gaumen drang –
Dann kauft ihn jemand ihm ab, der seine ganze Nacht
Geschützt vor der Kälte behaglich in schönstem Wohlsein ver-
bracht.
Preis sei Ihm, dem Herrn, der geben und nehmen kann:
Der eine erjaget den Fisch, der andre verspeiset ihn dann.

So ist das Glück: du kannst es weder lösen noch binden;
Bildung weder noch Kenntnisse lassen das Glück dich
finden.
Glück und Reichtümer sind allein vom Geschicke beschieden,
Manches fruchtbare Land, manch dürres Land gibt es hienieden.
Des Schicksals wechselnde Launen senken manch aufrechten
Mann;
Doch wer das Glück nicht verdient, den heben sie himmelan.
O Tod, so komme zu mir, das Leben ist nichts mehr wert,
Wenn der Falke zu Boden sinkt und der Erpel wolkenwärts
fährt.

Kein Wunder darum, siehest du den Edlen ohn Hab und Gut,
Den dürftigen Lumpen, wie er im Reichtum hervor sich tut.
Der eine Vogel durchflieget die Welt von Ost bis West;
Der andre gewinnt alles Glück, verließ er auch nie das Nest.

Übertragen von Enno Littmann.

Aus dem Buche „Die Germanen in der Völkerwanderung"

*

Nach der Schlacht auf den Katalaunischen Gefilden

Als man am nächsten Tage nach Sonnenaufgang das ganze Schlachtfeld von Leichenhaufen übersät sah und die Hunnen keinen Vorstoß wagten, wußte man, daß man den Sieg errungen. Man war sich auch klar, daß nur eine schwere Niederlage den Attila dazu bestimmen konnte, aus dem Kampfe zu fliehen. Doch der zeigte sich keineswegs mutlos wie sonst ein Besiegter. Aus seinem Lager drang der Lärm von Waffen und Schlachthörnern, als drohte ein neuer Vorstoß. Wie ein Löwe, der, von Jagdspeeren durchbohrt, zwar keinen Sprung mehr wagt, durch sein Gebrüll aber die ganze Umgegend in Schrecken hält und grimmig vor seiner Höhle hin und her schreitet, so hielt der große Kriegskönig, obwohl eingeschlossen, seine Besieger in Atem.

Die Goten und Römer kamen nun zu einer Beratung über den besiegten Attila zusammen. Weil er doch keine größeren Vorräte an Proviant bei sich hatte, dachte man daran, ihn durch eine längere Belagerung mürbe zu machen und ihn mit anhaltender Beschießung durch Bogenschützen innerhalb seiner Verschanzung festzuhalten. Es heißt, Attila habe damals trotz

seiner verzweifelten Lage immer seinen hochgemuten Sinn bewahrt. Er ließ eine Pyramide aus Pferdesätteln auftürmen. Darauf wollte er sich, falls die Feinde einbrächen, verbrennen. Niemand sollte sich an seiner Verwundung erfreuen, und der Herr so vieler Völker wollte in die Hand keines Feindes fallen.

Während dieser Belagerung suchten die Westgoten ihren König[1], die Söhne ihren Vater. Man wunderte sich über seine Abwesenheit, da die Schlacht doch einen so glücklichen Ausgang genommen hatte. Als tatkräftige Männer gaben sie ihre Nachforschungen nicht auf und fanden ihn schließlich inmitten eines Berges von Leichen. Vor den Augen der Feinde trugen sie ihn fort und priesen dabei in Liedern seinen Ruhm. Rauh dröhnten die Stimmen der ungeschlachten Goten, als sie ihrem Könige noch mitten im tobenden Kriegslärm die letzte Ehre erwiesen. Es flossen dabei auch Tränen, Tränen, wie man sie tapferen Kriegern nachweint. Denn es war der Tod ihres Königs, aber wie selbst der Hunne bezeugen mußte, ein glorreicher. Sogar der Feinde Stolz mußte sich ehrfurchtsvoll beugen, als sie sahen, wie dieser große König mit all seinen Ehrenzeichen bestattet wurde. Unter Waffengeklirr beerdigten die Goten ihren Herrscher. Der tapfere Thorismud schritt, wie es sich für den Sohn ziemte, hinter der Leiche des Hochgefeierten, seines geliebten Vaters, her.

Hierauf wollte Thorismud in seinem Schmerze über den Verlust und auch infolge seiner angebornen Kampfbegier den Tod seines Vaters an dem Reste der Hunnen rächen. Er suchte deshalb den Aëtius auf, um von ihm, als dem Älteren und Erfahreneren, Rat zu erholen, was nun zu tun sei. Doch dieser fürchtete, die Goten möchten in der Folgezeit dem römischen Reiche hart zusetzen, wenn die Hunnen völlig vernichtet würden.

[1] Theodorid; er war in der Schlacht gefallen.

Er gab ihm deshalb den Rat, sofort in seine Heimat aufzubrechen und die vom Vater hinterlassene Regierung anzutreten, damit sich nicht seine Brüder des väterlichen Schatzes und der Herrschaft über die Westgoten bemächtigten. Es würden daraus schwere Kämpfe mit den eigenen Angehörigen folgen, und was noch schlimmer wäre, sie könnten ungünstig für ihn verlaufen. Thorismud merkte nicht, wie hinterhältig dieser Bescheid war, und so nahm er ihn auf, als hätte Aëtius dabei wirklich nur sein Wohl im Auge gehabt. Er kümmerte sich also um die Hunnen nicht mehr und kehrte nach Gallien zurück. So läßt sich nicht selten die menschliche Schwäche, wenn sie dem Mißtrauen nachgibt, die Gelegenheit zu großen Taten entgehen.

In diesem gewaltigen Ringen zwischen den tapfersten Völkern sind auf beiden Seiten, wie es heißt, 165000 Mann gefallen. Dazu kommen noch 15000 Franken und Gepiden. Diese waren bereits in der Nacht vor dem eigentlichen Schlachttage aufeinander gestoßen und machten sich gegenseitig nieder, wobei die Franken für die Römer, die Gepiden für die Hunnen kämpften.

Nachdem Attila den Abzug der Goten bemerkt hatte, blieb er zunächst noch einige Zeit in seinem Lager. Wie es beim Eintreten unerwarteter Ereignisse oft geht, vermutete er dahinter eine feindliche List. Doch da lange alles ruhig blieb, erhob sich in ihm von neuem die Hoffnung auf Sieg, er schwelgte schon im voraus wieder in Freuden, und der gewaltige König fühlte sich bereits wieder ganz als der alte.

Thorismud hatte also seinen toten Vater sogleich auf den Katalaunischen Gefilden, wo er kämpfend gefallen war, mit königlichen Ehren bestattet und zog nun in Toulouse ein. Obwohl er sich einer ganzen Schar tapferer Brüder erfreute, kam es doch zu keinem Erbfolgestreit, weil er von Anfang an in allem große Mäßigung bewies.



Germanen auf der Wanderung

Die letzte Gotenschlacht am Vesuv

Nun gilt es, eine höchst denkwürdige Schlacht und den kühnen Mut eines Mannes zu schildern, der hinter keinem Heroen zurücksteht. Tejas Taten will ich künden.

Verzweiflung trieb die Goten zu verwegenem Ansturme, doch die Römer hielten ihnen mit Aufgebot aller Kraft stand, obwohl sie die selbstmörderische Wut ihrer Gegner klar erkannten; aber sie schämten sich, dem schwächeren Feinde zu weichen. So stürzte sich jeder voll heldenhafter Tapferkeit auf seinen nächsten Gegner, die einen, um zu sterben, die anderen für ihre Soldatenehre.

Die Schlacht hatte am Morgen begonnen. Teja stand, von nur wenigen seiner Mannen umgeben, allen erkennbar an der Spitze der Phalanx. Er deckte sich hinter seinem Schilde und schwang unermüdlich seine Lanze. Als ihn die Römer so sahen, warfen sich ihre kühnsten Streiter in großer Zahl geschlossen auf ihn und stießen und schleuderten ihre Lanzen gegen ihn. Sie wähnten, mit Tejas Fall wäre der Kampf beendet. Der aber barg sich hinter seinem Schilde, fing damit alle Speere auf, stürzte sich blitzschnell auf seine Feinde und tötete deren eine Menge. Und war sein Schild mit Lanzen gespickt, so übergab er ihn einem seiner Waffenträger und ergriff schnell einen anderen. In solchem Kampfe war bereits der dritte Teil des Tages verstrichen. Da staken eben zwölf Speere in seinem Schilde, so daß er ihn nicht mehr schwingen und seine Feinde damit nicht abwehren konnte, wie er wollte. Voll Kampfbegier rief er einen seiner Waffenträger, ohne den Platz zu verlassen oder nur um Fingers Breite zurückzuweichen. Er ließ dabei seine Gegner keinen Schritt weiter vorwärts kommen, hielt sich den Schild nicht über den Rücken, bog nicht seitwärts aus,

sondern stand mit seinem Schilde fest, als wäre er mit der Erde verwachsen, während seine Rechte die Feinde erschlug, seine Linke sie abwehrte und er mit gewaltiger Stimme den Namen seines Waffenträgers rief. Schon war dieser mit einem neuen Schilde zur Stelle, schon packte ihn Teja mit schnellem Griff anstatt des speerbeschwerten, da war seine Brust für einen Augenblick ohne Deckung, sogleich ward sie von einer Lanze durchbohrt, und tot sank er zu Boden.

Einige Römer steckten seinen Kopf auf eine Lanze und zeigten ihn hocherhoben beiden Heeren; den Römern, um ihren Mut zu heben, den Goten, damit sie verzweifelnd den Kampf aufgäben. Doch auch jetzt brachen diese die Schlacht nicht ab, sondern stritten bis zum Einbruch der Nacht weiter, obwohl sie den Fall ihres Königs wußten.

Als es finster geworden war, lösten sich die feindlichen Heere voneinander und brachten die Nacht bewaffnet zu. Am nächsten Tage standen sie sich in aller Frühe wie am vorigen gegenüber, und wieder kämpften sie bis in die Nacht, und wieder wich keiner dem anderen, keiner wandte sich zur Flucht, keiner tat nur einen Schritt zurück, wenngleich auf beiden Seiten viele den Tod fanden. Erbittert setzten sie gegenseitig das grauenvoll blutige Werk fort, die Goten im Bewußtsein, ihre letzte Schlacht zu schlagen, die Römer, weil sie jenen nicht erliegen wollten.

Zuletzt sandten die Goten einige ihrer Angesehensten zu Narses, um ihm zu sagen, sie hätten erkannt, daß ihr Kampf wider Gottes Willen sei, und die gegen sie gerichtete höhere Gewalt gefühlt. Aus den bisherigen Ereignissen hätte sich ihnen die Wahrheit erschlossen, und so wollten sie ihren Sinn ändern und vom Kampfe lassen. Doch wünschten sie nicht Untertanen des Kaisers zu werden, sondern zusammen mit anderen Barbaren nach ihrem Gesetz und Herkommen zu leben. Sie ersuchten

deshalb die Römer um friedlichen Abzug und bäten, ihnen die Gelder und Schätze, die sich früher die einzelnen von ihnen erworben und in den Festungen Italiens hinterlegt hätten, als Wegzehrung zu überlassen.

Narses überlegte sich diese Vorschläge. Johannes riet ihm, diesem Ansuchen zu willfahren. Er solle den Kampf nicht mit Männern fortsetzen, die sich schon dem Tode geweiht, und nicht den Mut der am Leben Verzweifelten auf die Probe stellen, was nicht nur für jene, sondern auch für ihre Gegner verhängnisvoll werden könnte. Er schloß: „Weisen Männern genügt es, gesiegt zu haben. Das Ziel aber zu hoch zu stecken, könnte zum Verderben ausschlagen."

Narses ließ sich von der Ansicht des Johannes überzeugen, und so kam eine Vereinbarung zustande, wonach die Barbaren ihren beweglichen Besitz sogleich aus Italien mit sich fortnehmen durften, jedoch unter keinen Umständen mehr die Waffen gegen die Römer erheben sollten.

Unterdessen brachen 1000 Goten aus ihrem Lager hervor und zogen nach Pavia und in die Gegenden jenseits des Po. Sie wurden unter anderen von Indulf geführt. Alle übrigen beschworen den eben angeführten Vertrag.

Des Langobardenkönigs Authari Brautfahrt nach Bayern

Hierauf schickte König Authari Gesandte nach Bayern. Sie sollten um König Garibalds Tochter freien. Der nahm sie huldvoll auf und versprach, seine Tochter Theudelind dem Authari zur Frau zu geben. Als die Boten zurückgekehrt waren und dies Authari meldeten, wollte er seine Braut selbst sehen. Mit nur wenigen, aber sehr kräftigen Langobarden, darunter einem durchaus erprobten Mann, der ob seines würdigen

Aussehens der Führer zu sein schien, brach er sogleich nach Bayern auf.

Garibald empfing sie wie Gesandte. Nach der üblichen Begrüßung durch den angeblichen Führer der Gesandtschaft trat Authari, den keiner der Bayern erkannte, näher an Garibald heran und sprach: „Mein Herr und König Authari hat mich hierher geschickt, um Eure Tochter, seine Braut und unsere künftige Herrin, von Angesicht zu sehen, damit ich meinem Herrn genauer berichten kann, wie sie aussieht." Nun ließ der König seine Tochter kommen, und Authari betrachtete sie schweigend. Da sie ihm ob ihrer herrlichen Gestalt wohl gefiel, sprach er zu Garibald: „Jetzt, da wir Eure Tochter gesehen haben, erkennen wir wohl, daß wir sie mit gutem Grunde zu unserer Königin wünschen. Wenn es Eurer Hoheit gefällt, so laßt sie uns mit ihrer Hand einen Becher Wein kredenzen, wie sie auch später in unserer Heimat tun wird." Der König gestattete es. Sie ergriff nun einen Becher mit Wein und reichte ihn jenem, der die Gesandtschaft zu führen schien, zuerst und dann dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß er ihr Verlobter sei. Er trank und gab den Becher zurück. Dabei berührte er, ohne daß es jemand merkte, mit seinem Finger ihre Hand und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wange herab. Von Schamröte übergossen erzählte sie dies ihrer Amme. Diese beruhigte sie mit den Worten: „Wäre dies nicht der König und dein Bräutigam, so hätte er niemals dich zu berühren gewagt; doch schweigen wir einstweilen davon, damit es dein Vater nicht erfährt. Er ist wahrhaftig ein Mann, der der Herrschaft und der ehelichen Verbindung mit dir würdig ist." Authari stand damals in blühendster Jugendkraft, war von vornehmer Gestalt, von hellem Haar umwallt und bot einen herrlichen Anblick.

Garibald gab der Gesandtschaft ein Ehrengeleite mit auf den Weg. Sie brach bald über die norische Grenze zur Rückkehr in die Heimat auf ... Als sich Authari mit den ihn begleitenden Bayern Italien näherte, erhob er sich, so hoch er konnte, auf seinem Pferde, schlug die Streitaxt, die er eben in Händen hatte, mit aller Kraft in den nächsten Baum, ließ sie dort stecken und sprach dazu: „Solchen Hieb tut Authari!" Da erkannten die ihn begleitenden Bayern, daß er König Authari selbst war.

Alfred Mombert: Der Dämon

*

Zu Musik von Bach

Wer um den See wandert
sein ewiges Menschen-Jahr
– er lebt das See-Bild
in unendlicher Bezauberung –
Den führt ein Dämon an der Hand,
der leitet ihn zu den Wundern,
der öffnet ihm die Blumenkelche,
der lockt herbei die Schmetterlinge,
und die ziehenden Vögel,
und die weißen Wanderwolken.

Gelagert am Tisch des reichen Sommers!
Da ist Blauglocke,
die Preiselbeere,
Grashalm, Bachstelze.
Die Sänger wandern, vorüber Saitenspieler.
Die Erlen neigen sich;
der Lichtstrahl tanzt.

Und wieder ruhen Mensch und Dämon
im flötenden Lenz-Hauch.
Und ruhen auf gestürztem Eichstamm
im brausenden Herbst-Sturm:
Haupt am Haupt.
Oh wie rührt des Dämons Hand sanft!
Aber in den großen Nächten
zwischen Mauern uralten Hauses
thront die Dämon-Stimme
grausig-göttlich über dem Menschen;
herzerschütternd.

Abend ward. Ich stehe am See
zwischen Gluten wunderbarer Berge.
Einsamer Schluchzender. Lange, oh lange! – oh lange! –
verließ mich der Dämon.
In einem furchtbar wilden Ufer-Wald
erlosch seine Stimme;
seine Hand in zähem Nebel.
Schwebender überm See.
Und ich sang: „Nun bist du hingegangen.
Bist von mir gegangen.
Bist in deine Welten heimgegangen."

*

Hoch-Wolken-Tor!
Dunkler Himmel-Blick!
Aus der Schwarzkluft blinkt ein Licht.
Dort droben leuchtest du: der Hüter des Ton-Himmels,
gelehnt an eine Säule von Safir,
in deinem Stirnkranz ewiger Klang-Kristalle.

Unten verwildert jetzt der See,
die Wogen springen: feuerfunkelnd

brechen sie auf ins letzte Meer.
Jetzt zerreißen die Gebirge:
Die glühende Erd-Seele
ausspeit aus brüllendem Vulkan den Glanz der Zeit.

Wann es nachtet,
wird der Sterne-Pfad von mir beschritten
bei des Aeon-Horns Entwanderung-Schall.
Mich zu empfangen –
dann: ich weiß:
lässest du brausen die ungeheuren Orgeln deines Ton-Himmels.

Felix Timmermans: Ein Weihnachtsgleichnis

Am Tage vorher, gegen Abend, war in dem fallenden Schnee ein knarrendes Jahrmarktswägelchen, von einem alten Mann und einem Hunde gezogen, die Straße entlanggefahren, und hinter dem Fensterlein hatte man das bleiche Gesicht einer schmalen, jungen Frau gewahrt, die schwanger war und große, betrübte Augen hatte. Sie waren vorbeigezogen, und wer sie gesehen hatte, dachte nicht mehr darüber nach ...

Am Tage darauf war es Weihnachten, und die Luft stand rein und hell, dünnblau über der tief im Schnee liegenden Welt. Und der lahme Hirte Suskewiet, der Aalfischer Pitjevogel mit seinem Kahlkopf und der Bettler Schrobberbeeck, der schwärende Augen hatte, gingen zu dritt die Höfe ab, als die Heiligen drei Könige verkleidet, versehen mit einem hölzernen Stern, der sich auf einer Stange drehte, einem Strumpf, das Geld darein zu bergen, und einem Doppelsack, um das Essen hineinzustecken. –

Sie hatten ihre Röcke umgekehrt, der Hirt hatte einen hohen Hut auf, Schrobberbeeck trug eine Blumenkrone aus der Prozession, und Pitjevogel, der den Stern drehte, hatte sein Gesicht mit Schuhwichse eingeschmiert. Es war ein gutes Jahr gewesen mit einem dicken Herbst, alle Bauern hatten ein Ferkel ins Pökelfaß gelegt und saßen, ihre Pfeife schmauchend, vor dem heißen Herd, aller Sorge um ihr Auskommen ledig. Der Hirt Suskewiet kannte schöne Liedlein aus alten Tagen, Pitjevogel verstand den Stern so gleichmäßig zu drehen, und der Bettler wußte so echte Bettleraugen zu ziehen, daß, als der Mond heraufkam, der Fuß des Strumpfes voller Geld saß und der Sack sich spannte wie ein Bauch. Es steckte Brot darin, Schinkenknochen, Äpfel, Birnen und Wurst. Sie waren in fröhlichster Laune, stießen sich wechselseitig an und genossen bereits das Vergnügen, heute abend einmal eine kräftige Flasche „Vitriol" in der „Wassernixe" zu trinken und mit dem guten und leckeren Essen sich so den Bauch zu runden, daß man einen Floh darauf würde zerquetschen können.

Und erst als die Bauern die Lampe ausdrehten und schlafen gingen, hörten sie mit ihrem Singen auf und begannen ihr Geld in dem klaren Mondenschein zu zählen. Jungens, Jungens! Genever für eine volle Woche! Und dann konnten sie noch Fleisch hinzukaufen und Tabak! Den Stern auf dem Rücken, stapfte der schwarze Pitjevogel vorauf; die zwei anderen folgten, und das Wasser lief ihnen im Munde zusammen. – Aber ihre rauhen Seelen überfiel langsam eine seltsame Bedrücktheit. Sie schwiegen. Kam das von all dem weißen Schnee, über dem der hohe Mond schien, oder von dem gespenstigen Schatten der Bäume, oder von ihren eigenen Schatten, oder von der Stille, dieser Stille von Schnee, in der nicht einmal eine Eule zu hören war und kein Hund nah oder fern bellte?

Dennoch ließen sie sich, Schwärmer und Schweifer der großen Straßen, der Ufer und einsamen Flächen, so leicht nicht einschüchtern. Sie hatten viel Wunderliches in ihrem Leben gesehen: Irrlichter, Spuk und sogar leibhaftige Gespenster. – Aber nun war es etwas anderes, so etwas wie die Angst vor dem Nahen eines großen Glückes. Es drückte ihr Herz zusammen, und der Bettler sagte nebenbei: „Ich bin nicht bange! ..." – „Ich auch nicht", sagten die zwei anderen zu gleicher Zeit mit zitternden Kehlen. „Es ist Weihnachten heute", tröstete Pitjevogel. – „Und dann wird Gott von neuem geboren", fügte der Hirte fromm hinzu. – „Ist es wahr, daß die Schafe dann mit dem Kopfe nach Osten stehn?" fragte Schrobberbeeck. – „Ja, und dann singen und fliegen die Bienen." – „Und dann könnt ihr mitten durchs Wasser sehen", bestätigte Pitjevogel. Es war wieder Stille, die etwas anderes war als Stille, wie wenn eine fühlbare Seele im Mondenschein zitterte. „Glaubt ihr, daß Gott nun wieder auf die Welt kommt?" fragte ängstlich der Bettler und dachte dabei an seine Sünden. – „Ja," sagte der Hirt, „aber wo, das weiß niemand ... er kommt nur für eine Nacht." Ihre Schatten liefen vor ihnen her, und das machte sie noch furchtsamer. Auf einmal merkten sie, daß sie sich verlaufen hatten. Schuld daran war all dieser Schnee, der die gefrorenen Bäche und die Wege überdeckt hatte. Sie blieben stehn und sahen sich um; überall Schnee und Mondenschein und hier und da Bäume, aber nirgends ein Hof, so weit man blickte. Sie hatten sich verirrt, und bei dem Mondenlicht sahen sie einander in die erschreckten Augen. „Laßt uns beten," flehte Suskewiet, der Hirt, „dann kann uns nichts Böses begegnen." Ave Maria flüsternd, gingen sie zögernd weiter. Da geschah es, daß Pitjevogel friedliches Abendlicht aus einem Fensterlein strahlen sah. Ohne etwas zu sagen, aber froh aufatmend gingen sie darauf zu. Sie sagten

es nicht, aber sie sahen und hörten es alle drei: sie hörten Bienen summen, und unter dem Schnee, da, wo die Gräben waren, schimmerte eine Klarheit, als brennten Lampen darunter.

Und an einer Allee träumender Weiden stand ein lahmer Jahrmarktswagen, und Pitjevogel ging das Trepplein hinauf und klopfte an die Tür. Ein alter Mann mit einem steifen Stoppelbart kam vertrauensvoll, zu öffnen. Er wunderte sich gar nicht über die tollen Gewänder, den Stern und das schwarze Gesicht. „Wir kommen, um Euch nach dem Weg zu fragen“, stotterte Pitjevogel. – „Der Weg ist hier,“ sagte der Mann, „kommt herein!“ Verwundert über diese Antwort, gehorchten sie fügsam, und da sahen sie in der Ecke des kalten, leeren Wagens eine junge Frau sitzen, fast ein Mädchen noch, in blauem Kapuzenmantel, die einem ganz kleinen, eben geborenen Kinde ihre fast leere Brust gab. Ein großer gelber Hund saß daneben und hatte seinen guten Kopf auf ihre mageren Kniee gelegt. Ihre Augen träumten voller Trübsal, aber als sie die Männer sah, kam Freundschaft hinein und Zuneigung. Und siehe, auch das Kindlein, noch mit Flaum auf dem Kopfe und mit Augen wie kleine Spalte, lachte ihnen zu, und besonders hatte das schwarze Gesicht des Pitjevogel es ihm angetan. Schrobberbeeck sah den Hirten knien und die Krone abnehmen, er kniete auch, bereute plötzlich tief seine Sünden, die vielfältig waren, und Tränen kamen in seine schwärenden Augen. Dann bog auch Pitjevogel die Kniee. So saßen sie da, und süße Stimmen umklangen ihre Köpfe, und eine süße Seligkeit, größer als alle Lust, erfüllte sie. Und niemand wußte warum. Unterdessen versuchte der alte Mann in dem eisernen Herdlein ein Feuer anzumachen. Pitjevogel, der sah, daß es nicht ging, sagte hilfsbereit: „Darf ich Euch helfen?“ – „Es nützt doch nichts, es ist nasses Holz“, antwortete der Mann. – „Und habt ihr denn

keine Kohlen?" – „Wir haben kein Geld", sagte der Alte betrübt. – „Und was eßt ihr denn?" fragte der Hirt. – „Wir haben nichts zu essen." Die Könige schauten verwirrt und betroffen auf den alten Mann und die junge Frau, das Kind und den spindeldürren Hund. Dann sahen sie sich alle drei untereinander an. Ihre Gedanken waren eins, und siehe, der Strumpf mit dem Geld wurde ausgekehrt in den Schoß der Frau, der Sack mit all dem guten Essen wurde geleert und, was darin war, auf ein schiefes Tischlein gelegt. Der Alte biß gierig in das Brot und gab der jungen Frau einen rosigen Apfel, den sie, bevor sie hineinbiß, ihrem Kinde spielend vor die lachenden Augen hielt. „Wir danken euch," sagte der alte Mann, „Gott wird es euch lohnen!" ... Und sie machten sich wieder auf den Weg, den Weg, den sie kannten, wie von selbst in der Richtung auf die „Wassernixe", doch der Strumpf steckte zusammengerollt in Suskewiets Tasche, und der Sack war flach. Sie hatten keinen Pfennig, keine Krume mehr.

„Wißt ihr, warum wir unser Geld diesen armen Menschen gegeben haben?" fragte Pitjevogel. – „Nein", sagten die andern. – „Ich auch nicht", schloß Pitjevogel. Etwas später sagte der Hirt: „Ich glaube, daß ich es weiß; sollte dieses Kind nicht vielleicht Gott gewesen sein?" – „Was ihr denkt!" lachte der Aalfischer; „Gott hat einen weißen Mantel an, mit goldenen Rändern besetzt, und hat eine Krone auf wie in der Kirche." – „Er ist früher zur Weihnacht wohl in einem Stall geboren", behauptete der Hirt. – „Ja damals!" sagte Pitjevogel; „aber das ist schon so lange her!" – „Aber warum haben wir denn alles weggegeben?" – „Ich zerbreche mir auch den Kopf darüber", sagte der Bettler, der Hunger hatte. Und schweigend, mit Gaumen, die nach einem tüchtigen Schluck Genever und dick mit Senf bestrichenem Fleisch lechzten, kamen sie an der „Wassernixe"

vorbei, wo Licht brannte und gesungen wurde, und sie gingen ohne ein Wort zu sprechen, aber zufrieden in ihrem Herzen voneinander fort, jeder zu seiner Lagerstätte. Der Hirt zu seinen Schafen, der Bettler unter eine Strohmiete, und Pitjevogel zu seiner Dachkammer, in die der Schnee hineinwehte.

Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg.

Hugo von Hofmannsthal: Aphorismen

Allgegenwart der Vergangenheit zu ahnen ist ein deutscher Sinn, eine Gabe des latenten großen deutschen Wesens.

*

Es gehört zum glückseligsten Schicksal eines Volkes, eine einzige große und rhythmisch waltende Naturgewalt in der Mitte des Daseins zu haben. Das war für die alten Ägypter der Nil. Sie empfingen den Segen und das Brot, die Rechtsbelehrung und den Lebensrhythmus aus einer milden Hand. Darum waren sie so heiter-ernst wie niemand nach ihnen und überwanden Tod und Leben eins durchs andere.

*

Die Zeiten folgen einander. Was für die eine eine Errungenschaft war, ist für die andere ein schales Selbstverständliches. Wer seine Zeit nicht erfaßt, hat verspielt.

*

Wenn die Deutschen jetzt das Geistige in die Politik einbeziehen wollen, so müssen sie vor allem lernen, zwei Begriffe scharf zu trennen, deren einer sich aufs Nächste, der andere aufs Höchste bezieht: Zweck und Ziel.

*

Naturalismus entfernt sich von der Natur, weil er, um die Oberfläche nachzumachen, das innere Beziehungsreiche, das eigentliche Mysterium der Natur, vernachlässigen muß.

*

Die Poesie auf ihrer höchsten Stufe zeigt auf ein Etwas hin, auf dem alles Geschehen ruht und das geheimer ist als Kausalität: daß Hektor und Achilles nicht vorher aufeinandertreffen als zu dem einen entscheidenden Kampf, das läßt sich nicht begründen: es läßt sich nur hinstellen.

*

In den höheren Formen des Verkehrs, auch in der Ehe, dürfte nichts als ein Festes, nicht einmal als ein Gegebenes hingenommen werden, sondern alles ist das Geschenk jedes einzelnen, eine Welt umspannenden Augenblickes.

*

Man überträgt, sagt irgendwo Hebbel, leicht seinen Respekt für das Element, worin jemand waltet, auf die Person. Er sagt es in besonderem Bezug auf Adam Müller und Gentz, trifft aber dabei etwas allgemein Wahres.

*

Indem sie ihre Gedanken hinnehmen und hingeben, kommunizieren die Menschen wie in den Küssen und Umarmungen; wer einen Gedanken aufnimmt, empfängt nicht etwas, sondern jemanden.

*

Über dem Gedächtnis eines in der Fülle seiner Kraft verstorbenen Freundes hängt die Seele wie über einem Wasserfall, stürzt sich immer wieder mit der lebendigen Masse nach unten, sieht sie zerstäuben und zu Dunst werden, um wieder zum Scheitel aufzusteigen und sich aufs neue vergeblich herabzustürzen.

*

Wenn ein Mensch dahin ist, nimmt er ein Geheimnis mit sich: wie es ihm, gerade ihm – im geistigen Sinn zu leben möglich gewesen sei.

*

Der Mensch wird in der Welt nur das gewahr, was schon in ihm liegt; aber er braucht die Welt, um gewahr zu werden, was in ihm liegt: dazu aber sind Taten und Leiden nötig.

*

Im Gesicht von Kindern ist ein Letztes, das nur das Auge des Vaters oder der Mutter sieht.

*

Wir haben im ganzen Leben, besonders in der Sphäre des geistigen Verkehrs, die unrichtige Angewohnheit, daß wir den andern Menschen vieles von dem leihen, was uns eigen ist, als müßte das so sein. Da sie nun außerdem ihr Eigenes vor uns erscheinen lassen, so entstehen, indem wir aus beiden Teilen eine Einheit zu schaffen suchen, eigentlich Monstra, ähnlich denen, die in einem winkligen Haus durch den Schein einer Laterne halb aus Schatten, halb aus wirklichen Gegenständen erzeugt werden. Es gibt keine nützlichere wie auch schwierigere Operation, als dieses unbewußt Geliehene von der Erscheinung des anderen wieder abzuziehen. Erst dadurch aber machen wir begreifliche Menschen aus ihnen, – oder kürzer ausgedrückt: der Mensch glaubt die Menschen zu verstehen, wenn er zu einer vermuteten unbegrenzten Analogie mit seinem Selbst noch einiges diesem Selbst Widersprechendes hinzuaddiert. Es ist Sache der Erfahrung, mit Menschen operieren zu können, die man sich vom Kern aus verschieden vom eigenen Selbst vorzustellen hat.

*

Es gibt solche Vorzüge in uns, die niemals im Resultat einer Leistung uns selber vor Augen treten, noch auch in der Reaktion der Welt uns fühlbar werden; und doch sind es die wertvollsten, und ihrer bewußt zu sein, würde den Kreislauf unseres Blutes beschwingen: diese Strahlen aufzufangen und zurückzugeben, ist die zarteste Aufgabe der Freundschaft.

*

Die Liebe und ihre Umkehrung, der Haß, sind darum das eigentliche Studium des Lebens, weil sie allein aus den andern Individuen die Konsequenzen ziehen.

*

Wo ist dein Selbst zu finden? Immer in der tiefsten Bezauberung, die du erlitten hast.

*

Die Scham, von seinen eigensten Verhältnissen zu niemand reden zu wollen, ist eine Selbstwarnung des Gemütes: in jedes Geständnis, in jede Darstellung schließt sich leicht die Verzerrung ein, und aus dem Zartesten, Unsagbaren wird im Handumdrehen das Gemeine.

Saint-Simon: Porträts vom Hofe Ludwigs XIV.

Wir hatten eine reizende Prinzessin, die sich durch ihre Anmut, ihre Liebenswürdigkeit und ihr ganz eigenartiges Wesen Herz und Gunst des Königs, der Frau von Maintenon und des Herzogs von Burgund erobert hatte. Die große und durchaus gerechtfertigte Unzufriedenheit mit dem Herzog von Savoyen, ihrem Vater, hatte die Zuneigung der Genannten

zu ihr in keiner Weise geschmälert. Der König, der ihr nichts verbarg und, wenn sie gerade zu ihm kam, in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern ruhig weiter arbeitete, hatte die Aufmerksamkeit, niemals irgend etwas, was ihren Vater betraf, vor ihr zu berühren. Wenn sie mit ihm allein war, fiel sie ihm oft um den Hals, setzte sich auf seinen Schoß, neckte ihn mit allen möglichen Scherzen, durchstöberte seine Papiere, öffnete und las, manchmal gegen seinen Willen, in seiner Gegenwart seine Briefe, und ganz so verfuhr sie mit Frau von Maintenon. Trotzdem sie solche Freiheit genoß, sagte sie nie etwas gegen andere; sie war liebenswürdig gegen jedermann und suchte, wo sie konnte, die Menschen gegen boshafte Angriffe zu schützen. Sie war aufmerksam gegen die Dienerschaft des Königs und verachtete selbst die Niedrigsten nicht. Gegen ihre eigenen war sie gütig, und mit ihren Damen, den alten wie den jungen, lebte sie wie mit Freundinnen, ganz ungezwungen. Sie war die Seele des Hofes, der sie anbetete; und alle, groß und klein, bemühten sich, ihr zu gefallen. War sie abwesend, so fehlte jedem etwas, während ihre Gegenwart jedweden belebte. Die außerordentliche Gunst, in der sie stand, gab ihr ein außerordentliches Ansehen, und ihr Benehmen gewann ihr alle Herzen. In diesen glänzenden Verhältnissen blieb auch ihr Herz nicht unempfindlich.

Der Marquis von Nangis[1], der spätere recht mittelmäßige Marschall von Frankreich, war damals der erlesenste Dandy am Hofe. Er hatte ein hübsches, wenn auch kein besonderes Gesicht; er war gut, wenn auch nicht tadellos gewachsen und durch seine Großmutter, die Marschallin von Rochefort, und seine Mutter, Frau von Blansac[2], in der Galanterie und der

[1] Louis-Armand de Brichanteau, Marquis de Nangis, 1682 bis 1742.
[2] Seine Mutter war in zweiter Ehe mit dem Grafen von Blansac verheiratet.

Kunst der Ränke unterwiesen, in denen beide Meisterinnen waren. Sehr jung eingeführt in die große Welt, wo diese Künste gewissermaßen Drehpunkte sind, besaß Nangis nichts als die Gabe, den Damen zu gefallen, das zu sagen, was sie gerne hören, und die begehrenswertesten unter ihnen durch eine Verschwiegenheit zu gewinnen, die der Jugend fremd ist und in seinem Jahrhundert nicht mehr Sitte war. Im übrigen war er durchaus ein Sohn seiner Zeit. Schon als Kind hatte er ein Regiment erhalten; er hatte für sein Alter genügende Willenskraft, Eifer und im Kriege glänzende Tapferkeit gezeigt, wovon die Damen viel Wesens gemacht hatten. Er gehörte zu den Vertrautesten des Kreises um den Herzog von Burgund, der ungefähr im gleichen Alter stand und ihm sehr geneigt war.

Dieser Fürst liebte seine Gemahlin leidenschaftlich, aber er vermochte sich mit Nangis nicht zu messen. Die Prinzessin erwiderte des Herzogs Zärtlichkeit so herzlich, daß er gestorben ist, ohne jemals zu ahnen, daß sie auch Augen für einen andern hatte. Ihr Blick war auf Nangis gefallen, und bald galt er nur ihm. Nangis war nicht undankbar; aber er fürchtete den Sturm, und sein Herz war nicht mehr frei.

Frau von La Vrillière[1], die nicht schön, aber hübsch und anmutig wie ein Liebesengel war, hatte es ihm angetan. Sie war die Tochter der Gräfin von Mailly, der Schmuckdame der Herzogin von Burgund, und lebte in deren nächster Umgebung. Die Eifersucht machte sie rasch sehend. Weit entfernt davon, der Prinzessin zu weichen, setzte sie im Gegenteil ihre Ehre darein, das Eroberte zu behaupten, dafür zu kämpfen und zu siegen. Dieser Kampf brachte Nangis in seltsame Verlegenheit. Er fürchtete die Wut seiner Geliebten, die ihm über ihre wirkliche

[1] Die älteste Tochter der Gräfin de Mailly; sie war erst sechzehn Jahre alt, hatte aber schon zwei Kinder.



Macht hinaus mit einem Bruche vor aller Welt drohte. Abgesehen von seiner Liebe zu ihr, fürchtete er davon das Schlimmste, und schon wähnte er, seine Laufbahn wäre verloren. Nicht minder gefährdete ihn anderseits seine Zurückhaltung vor einer so mächtigen Fürstin, die eines Tages Herrscherin werden sollte und nicht geneigt war, zu weichen oder gar eine Nebenbuhlerin zu dulden. Seine Ratlosigkeit bot den Eingeweihten eine fortgesetzte Komödie. Ich war damals viel bei Frau von Blansac in Paris und bei der Marschallin von Rochefort in Versailles; ich war der Vertraute mehrerer Palastdamen, die alles sahen und mir nichts verschwiegen. Dazu erzählte mir die Herzogin von Lorge, meine Schwägerin, jeden Abend, was sie tagsüber gesehen und gehört hatte. Ich war also von einem Tag zum andern vollständig auf dem laufenden. Abgesehen davon, daß mir die Sache sehr unterhaltsam war, konnten die Folgen sehr wichtig werden; und wer ehrgeizig war, mußte gut unterrichtet sein. Schließlich merkte der ganze Hof, was anfangs mit so viel Mühe geheimgehalten war. Aber war es nun Furcht oder Liebe zu der allverehrten Prinzessin: der ganze Hof schwieg, sah allem zu, sprach nur unter sich und wahrte das Geheimnis, das ihm nicht einmal anvertraut worden war. Dieses Verhalten, das Frau von La Vrillière mitunter zu bitteren Worten und sogar zu kühnen Anspielungen verleitete und die davon betroffene Prinzessin ihr leise entfremdete, bildete lange Zeit ein merkwürdiges Schauspiel.

Sei es nun, daß Nangis, der seiner ersten Liebe allzu treu blieb, durch Eifersucht etwas angestachelt werden sollte, oder machte sich die Sache von selbst: er bekam einen Nebenbuhler in Maulévrier[1], einem Neffen Colberts, der eine Tochter des

[1] François-Edouard Colbert, Ritter, dann Marquis von Maulévrier, 1675 bis 1706, zuletzt Brigadekommandeur.

Marschalls von Tessé zur Frau hatte. Er hatte kein angenehmes, vielmehr ganz gewöhnliches Aussehen, gab sich mit Liebeleien nicht ab, war aber klug, besonders bei geheimen Ränken, und von maßlosem, bis zum Wahnsinn gehendem Ehrgeiz. Seine Frau war hübsch, ziemlich beschränkt, klatschhaft und trotz ihres Madonnengesichtes sehr bösartig. Als Tochter Tessés gelangte sie nach und nach bei der Herzogin von Burgund in alle Vorrechte. Sie wurde im Wagen mitgenommen, durfte an der Tafel teilnehmen und mit nach Marly kommen. Die Herzogin war ihr dankbar, weil Tessé den Frieden mit Savoyen und ihre Heirat vermittelt hatte.

Maulévrier war einer der ersten, der hinter die Geschichte mit Nangis kam. Er ließ sich durch seinen Schwiegervater bei der Herzogin von Burgund einführen, kam oft und wagte es, durch das Beispiel ermutigt, den Schmachtenden zu spielen. Da er nicht erhört wurde, wagte er zu schreiben. Man behauptet, Frau Quentin[1], eine vertraute Freundin Tessés, sei von dessen Schwiegersohn getäuscht worden; sie habe geglaubt, die Briefchen seien von der Hand des Schwiegervaters, und habe sie als belanglos befördert. Maulévrier soll die Antworten unter Anschrift an seinen Schwiegervater durch die gleichen Hände erhalten haben. Was man noch weiter glaubte, will ich unterdrücken. Wie dem auch sei, man merkte diese Vorgänge, wie man die anderen bemerkt hatte, und beobachtete das gleiche Stillschweigen. Unter dem Vorwande der Freundschaft besuchte die Prinzessin mehr als einmal Frau von Maulévrier, um mit ihr die baldige Abreise ihres Mannes und die ersten

[1] Marie-Angélique de Quentin, geb. Poisson, Gattin des Haushofmeisters, Barbiers und Ersten Garderobedieners des Königs, Jean Quentin de Villiers, 1657 bis 1731. Sie war Kammerfrau der Herzogin von Burgund.

Tage seiner Abwesenheit zu beweinen. Zuweilen wurde sie von Frau von Maintenon begleitet. Der Hof lachte. Ob die Tränen für Maulévrier oder für Nangis flossen, blieb zweifelhaft. Aber Nangis, den diese Nebenbuhlerschaft aufrüttelte, bereitete der Frau von La Vrillière die größten Schmerzen und stürzte sie in eine Stimmung, deren sie nicht Herr zu werden vermochte.

Dieses Sturmgeläut drang bis zu Maulévrier. Was ersinnt nicht ein Mann, den die Liebe oder der Ehrgeiz plagt? Er stellte sich brustkrank, trank nur noch Milch, tat, als hätte er die Stimme verloren, und verstand es, sich derart zu beherrschen, daß ihm während eines ganzen Jahres kein lautes Wort entfuhr. Er brauchte deshalb den Feldzug nicht mitzumachen und blieb bei Hofe. Er war aber so töricht, seine Pläne dem Herzog von Lorge, seinem Freunde, zu erzählen, durch den ich sofort davon erfuhr. Indem er sich so in den Zwang versetzte, zu jedermann zu flüstern, gewann er die Freiheit, dies auch vor der Herzogin von Burgund in Gegenwart des ganzen Hofes tun zu dürfen, ohne den Anstand zu verletzen und ohne Verdacht zu erwecken, mit ihr Heimlichkeiten zu haben. Auf diese Weise konnte er ihr täglich sagen, was er wollte. Bald hatte er die Welt dermaßen an sein Tun und Treiben gewöhnt, daß man nicht mehr achtgab und nur seinen Zustand bedauerte. Die aber, die am meisten mit der Herzogin von Burgund verkehrten, wußten genug, um sich nicht allzu nahe bei ihr aufzuhalten, wenn Maulévrier kam, um mit ihr zu sprechen.

Dieses Spiel dauerte länger als ein Jahr. Maulévrier bekam dabei oft Vorwürfe zu hören, und Vorwürfe sind selten der Liebe dienlich. Frau von La Vrillière hatte schlechte Laune. Dies beunruhigte Maulévrier. Er hielt Nangis für glücklich und gönnte ihm dies nicht. Zuletzt trieben ihn Wut und Eifersucht zu einem wahnsinnigen Schritt. Eines Tages stellte

er sich an die Empore, auf der die Herzogin von Burgund der Messe beiwohnte. Als sie herauskam, reichte er ihr die Hand. Er hatte einen Tag gewählt, an dem er Dangeau, den Ehrenritter, abwesend wußte. Die anderen Kavaliere, Untergebene seines Schwiegervaters, des Großstallmeisters, waren gewohnt, ihm seiner heiseren Stimme wegen den Vortritt zu lassen, und zogen sich höflich zurück, um nichts zu hören. Die Damen folgten immer in weitem Abstand, so daß er, inmitten aller Welt, von der Kapelle bis zu den Gemächern der Herzogin, wie schon öfters, die beste Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterhaltung hatte.

An diesem Tage nun machte er der Prinzessin Vorhaltungen wegen Nangis, gab ihr alle möglichen Schimpfnamen, drohte ihr, dem König, der Frau von Maintenon und ihrem Gatten alles zu verraten, zerdrückte ihr in seiner Wut fast die Finger und geleitete sie so bis zu ihren Gemächern. Zitternd und einer Ohnmacht nahe, begab sie sich dort sofort in das Ankleidezimmer, rief Frau von Nogaret[1], die sie ihre „Liebe Kleine" zu nennen und gern um Rat zu fragen pflegte, wenn sie sich selber nicht mehr zu helfen wußte. Ihr erzählte sie, was ihr begegnet war, und sagte, sie begriffe nicht, daß sie nicht tot zu Boden gesunken sei und noch zu ihren Gemächern habe gelangen können. Nie war sie je so außer sich. Noch am gleichen Tage erzählte es Frau von Nogaret mir und meiner Frau im tiefsten Vertrauen. Sie riet der Prinzessin, einen so gefährlichen und maßlosen Tollkopf behutsam zu behandeln und sich vor allem mit ihm in nichts einzulassen.

Die Herzogin von Burgund verbrachte mehr als sechs Wochen unter größter Vorsicht und in tödlicher Angst. Ich weiß nicht,

---

[1] Marie-Madeleine-Agnès Marquise von Nogaret, geborene Mademoiselle de Biron, 1653 bis 1724, mit der Saint-Simon auf freundschaftlichem Fuße stand.

was sich weiterhin zutrug und wer Tessé von allem unterrichtete; aber er erfuhr es und fand als gewandter Mann einen Ausweg. Er überredete seinen Schwiegersohn, mit ihm nach Spanien zu gehen, wo er ihm alles mögliche in Aussicht stellte. Er sprach mit Fagon, der aus dem Hintergrunde seines und des Königs Kabinett alles sah und alles wußte. Als kluger, braver und anständiger Mensch verstand er Tessés Andeutungen und sprach seine Ansicht dahin aus, daß es für Maulévrier, wenn er Heilung für seine Brust und Stimme erheische, nach allen vergeblichen Mitteln, nun nichts mehr gäbe als die Luft eines warmen Landes. In Frankreich, angesichts des Winters, sei ihm der Tod sicher. Tessé nahm also zu Beginn des Oktobers Urlaub und reiste mit seinem Schwiegersohn von Fontainebleau nach Spanien ab.[1]

Aus der neuen veränderten Auflage des Buches „Der Hof Ludwigs XIV." Herausgegeben und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Die Übertragung ist von Arthur Schurig.

---

[1] Maulévrier endigte auf tragische Weise. Nachdem er in Spanien als Günstling Philipps V. und seiner Gemahlin eine große Rolle gespielt und wegen seines Verhältnisses zur Königin viel Gerede verursacht hatte, wurde er von Ludwig XIV. nach Frankreich zurückberufen. Eine Zeitlang stand er in hoher Gunst bei Frau von Maintenon. Seine Frau, die seine Leidenschaft für die Herzogin von Burgund kannte, liebäugelte mit seinem Nebenbuhler Nangis. Dazu quälten ihn Gewissensbisse, wenn er an den Herzog von Burgund dachte. Er wurde irrsinnig. Endlich, déchiré de mille sortes de rages d'amour, wie Saint-Simon erzählt, machte er seinem Leben ein Ende, indem er am Karfreitag 1706 aus dem oberen Stockwerk seines Hauses auf das Pflaster sprang. Die Herzogin von Burgund nahm diese Katastrophe mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf; später mußte sie erfahren, daß die Spione, die den König und Frau von Maintenon auf dem laufenden über das Hofleben hielten, alles über ihre Liebesgeschichten erfahren hatten.

Gines Perez de Hita: Feste und Fehden zu Granada

(Aus dem ersten Teile des Romans „Die Bürgerkriege von Granada")

Groß war der Ruhm tapferer Ritterlichkeit, den sich Musa erwarb, da er vom Ordensmeister nicht besiegt worden war, wie so viele andere tapfere Ritter, die Don Rodrigo Tellez Giron mit eigener Hand überwunden und erschlagen hatte. Er hielt seinen Einzug in Granada zur Seite des Königs – seines Bruders –, geleitet von allen den vornehmsten Herren der Stadt. Sie ritten ein durch das Tor Elvira, und in den Straßen, die sie durchzogen, traten alle Damen hervor, sie zu schauen, und viele andere Leute hielten die Fenster besetzt, denn es gab was zu sehen. Derart zogen sie zur Alhambra, wo Musa von einem guten Arzte in Behandlung genommen wurde und beinahe einen Monat zur Heilung brauchte. Nach seiner Wiederherstellung begab er sich, dem König die Hand zu küssen, und traf ihn an hocherfreut über seinen Anblick, desgleichen auch all die übrigen Herren und Damen des Hofes. Wer sich aber am meisten über seinen Anblick freute, war die schöne Fatima, da sie ihn sehr liebte, obgleich er ihr die Liebe nicht vergalt. Die Königin hieß ihn neben sich sitzen und fragte ihn, wie es ihm gehe und wie ihm die Kampftüchtigkeit des Großmeisters vorgekommen sei. Musa gab Bescheid:

„Gnädige Frau! Die Tapferkeit des Meisters ist über alle Maßen groß, und er tat mir den Gefallen, den Kampf nicht fortzusetzen, um den bedeutenden Nachteil auf meiner Seite, der offenbar war, nicht auszunutzen. Ich schwöre bei Mohammed, daß mir in allem, was ich kann, ihm zu Diensten zu sein Pflicht ist."

„Vernichte ihn Mohammed!“ rief da Fatima, „weil er uns alle in solchen Schrecken versetzte und mich besonders, der, als ich sah, wie er Euch mit einem Hieb die Hälfte der Kappe und den ganzen Helmbusch abschlug, kein Tropfen Blutes mehr blieb und aller Atem ausging, so daß ich wie tot zu Boden fiel.“

Dies sprach Fatima, Mohammed Zegris Tochter, indem sich ihr ganzes Antlitz zu Farbe entzündete, so daß alle begriffen, daß sie den glänzenden und tapferen Mohren liebe, der seinerseits zur Antwort gab: „Recht leid tut es mir, daß eine so schöne Dame meinetwegen solches hat ausstehen müssen.“ Und kaum gesagt, wandte er den Blick zu Daraja, die er innig ansah, womit er ihr zu verstehen gab, daß er sie von Herzen minne; sie aber verharrte gesenkten Blickes und unverändert.

Als die Stunde der Mahlzeit gekommen war, setzte sich der König mit seinen Herren zu Tisch; es aßen aber mit ihm die vornehmsten Ritter: das waren unter anderen vier Bencerragen, zwölf Abencerragen, Abenamar und Musa; diese waren hochangesehen, und ihrem Werte zu Ehren gewährte ihnen der König seinen Tisch. Zusammen mit der Königin speisten viele Damen aus guten Häusern, das waren Daraja, Xarifa, Zaida, Saracina und Alboraya – sie alle die Blüte von Granada –, auch Galiana, die Tochter des Burghauptmanns von Almeria, die zu den Festen herübergekommen und mit der Königin verwandt war.

Der König mit seinen Rittern und die Königin mit ihren Damen speisten nun höchst vergnügt beim Klange verschiedener Musik, so von Bässen wie Flöten, Harfen und Lauten, die es im Königssaale gab. Der König unterhielt sich mit den Rittern über allerlei, besonders aber über den Kampf des Großmeisters mit Musa und über die bedeutende Kampftüchtigkeit des Meisters und seine Artigkeit, die sehr groß war. Die Damen

redeten gleichfalls vom jüngsten Kampfe und von der großen Tapferkeit des beherzten Musa und von seinem guten Anstande. Abenhamet wandte seine Augen nicht von Daraja, die er äußerst liebte, und seiner Hingabe ward nicht schlecht entsprochen, betete sie ihn ja doch an, weil er Grund bot, geliebt zu werden, höchst schneidig und tapfer war, gefürchtet und sehr geehrt und Obervogt zu Granada; solch Amt und Würde wurde aber nur Personen von höchstem Ansehen verliehen, und niemals gelangte es außer Besitzes des Rittergeschlechts der Abencerragen, wie man das aus den Chroniken ersehen kann.

Der tapfere Musa beschäftigte sich aber mehr damit, Daraja anzuschauen, als mit anderen Dingen, und tauchte so in ihren Anblick ein, daß er des öfteren gar zu essen vergaß. Der König, sein Bruder, ward des inne, und das schmerzte ihn sehr, denn auch er liebte sie im stillen und hatte ihr oft sein Herz eröffnet, obwohl sie weder seinen Worten und Klagen recht Gehör gab, noch, was ihr der König zu sagen pflegte, behielt. Auch Mohammed Zegri blickte auf Daraja. Das war ein Ritter vornehmsten Standes: er wußte, daß Musa ihr diente; desungeachtet stand er nicht ab von seinem Vorsatze, den Daraja für nichts achtete, da ihre Blicke Abenhamet galten vom Hause der Abencerragen, dem Ritter mutig und geehrt.

Während die Königin mit ihren Damen sprach, – als der König mit den anderen Rittern fertig gespeist hatte und Tänze zwischen Herren und Damen angehen sollten, – kam ein Page, abgesandt von Musa, kniete nieder und überreichte Daraja einen Strauß von Blumen und Rosen und sprach: „Schöne Daraja! Musa, mein Herr, küßt Euch die Hand und bittet Euch, wollt diesen Strauß annehmen, den er mit eigener Hand zusammenstellte und band, damit Ihr Euch seiner bedienet, ihn in der Eurigen zu halten; seht auch nicht an seinen geringen Wert, sondern die

Gesinnung dessen, der ihn sendet; denn in diesen Blumen drückt sich sein Herz ab, damit Ihr es in die Hand nehmet."

Daraja sah auf die Königin und errötete sehr; denn sie wußte nicht, ob sie den Strauß annehmen sollte oder nicht. Als sie jedoch gewahrte, daß die Königin sie ansehe und nichts sage, nahm sie ihn an, um sich nicht allzu unhöflich und undankbar gegen Musa zu bezeigen, – da er doch ein guter Ritter und des Königs Bruder war, und sie zudem erwog, daß durch Annahme des Straußes weder ihrer Ehre Abbruch geschehe noch der ihres geliebten Abencerragen, der wohl sah, wie sie ihn annahm und dem Pagen sagte, daß sie für die Gabe danke.

Wer Fatima betrachtet hätte, würde wohl erfaßt haben, wie sehr ihr das wehe tat; denn niemals hatte er ihr einen Strauß übersandt. Allein sie versuchte sich zusammenzunehmen und ging zu Daraja hinüber und sprach: „Ihr könnt es nicht leugnen, daß Musa Euer Geliebter ist, da er Euch vor Augen dieser aller diesen Strauß übersandt hat. Und daß Ihr ihn annahmt, ist ein Zeichen des, daß Ihr ihn liebt."

Hierüber beinahe beleidigt, entgegnete Daraja: „Fatima, Freundin, wundert Euch nicht, daß ich den Strauß annahm; denn ich tat das nicht zum Vergnügen, sondern um mir nicht das Ansehen einer Undankbaren in Gegenwart all der Herren und Damen hier im Saale zu geben. Könnte ich es nur mit Anstand, ich würde ihn in tausend Fetzen reißen."

Hiermit verließen sie diesen Gegenstand, denn der König gab Befehl, daß die Damen und Herren tanzen sollten, was alsbald geschah. Und es tanzten: Abenamar mit Galiana; Malik Alabez mit seiner Dame Cobayda, – sehr gut, da sie in alldergleichen unübertrefflich war; Abindarraez tanzte mit der schönen Xarifa, Venegas mit Fatima, Abenhamet Abencerrage mit der lieblichen Daraja; und zum Schlusse des Tanzes, als der

Abencerragen-Ritter ihr eine Artigkeit erwies, machte sie ihm eine Reverenz und übergab ihm den Strauß, den er mit Freuden annahm und sehr wert erachtete, da er von ihrer Hand kam.

Als der tapfere Musa, der dem Tanze zusah und seine Augen auch nicht einen Augenblick von Daraja abwandte, gewahrte, daß sie den Strauß fortgab, den er ihr – seiner Dame – übersandt hatte, ging er blind vor Wut und Leidenschaft, ohne Rücksicht auf den König und die anderen Herren, die sich im Königssaale befanden, auf den Abencerragen zu, so grimmig anzusehen, daß es schien, als sprühe er Feuer aus den Augen, und hochmütigen Tones sprach er zu ihm: „Sag mal, gemeiner und geringer Kerl! Christenabkömmling! Übelgeborener! Wo du wußtest, daß dieser Strauß von meiner Hand gebunden war und daß ich ihn Daraja übersandt, hast du es gewagt, ihn anzunehmen, ohne zu berücksichtigen, daß es der meine war! Käme nicht in Betracht, was ich dem König schulde, wo ich mich in seiner Gegenwart befinde, hätte ich deinen wahnsinnigen Vorwitz schon gezüchtigt!"

Als der wackere Abencerrage Musas unziemliches Vorgehen sah und die geringe Achtung, die er ihrer alten Freundschaft gegenüber zeigte, geriet er nicht minder als jener in Zorn und erwiderte: „Wer da sagt, ich sei ein gemeiner Kerl und übelgeboren, lügt tausendmal! Denn ich bin durchaus guter Ritter und Edelmann, und nächst dem Könige, meinem Herrn, ist hier keiner wie ich!"

Nach diesen Worten zogen die Ritter blank, um aufeinander loszuschlagen, was sie auch getan hätten, hätte sich nicht der König ins Mittel gelegt und andere Ritter. Höchst aufgebracht wider Musa, weil der die Veranlassung zum Streit gegeben, sprach der König zu ihm recht ärgerliche Worte und gab ihm, weil er sich in seiner Gegenwart solches herausgenommen, den

Befehl, den Hof zu verlassen. Musa sagte hierauf, er werde gehen; doch eines Tages, in den Christenkämpfen, werde er ihm fehlen, er aber fragen: „Wo ist Musa?“ Hiermit wandte er sich, den Palast zu verlassen. Alle Ritter und Damen jedoch hielten ihn auf und baten den König, von seiner Ungnade abzustehen und die Verweisung Musas aufzuheben. Und so sehr baten die Ritter, die Königin und die Damen, daß er ihm vergab; und sie versöhnten Musa und den Abencerragen; Musa auch tat der Vorfall leid, weil er dem Abencerragen befreundet war.

Kaum war dieser Streit geschlichtet, erhob sich ein schlimmerer, und das war, als ein Ritter der Zegri – deren Familienoberhaupt – zu Abenhamet Abencerrage sagte: „Der König, mein Herr, gibt schuld seinem Bruder Musa, tut aber nicht Genüge hinsichtlich eines Wortes, das Ihr sagtet, – daß es nämlich nächst dem Könige keine solchen Ritter gäbe, als Ihr es seid, – wo Ihr doch wißt, daß es im Schlosse ebensolche und gerade so gute gibt wie Euch; es ist auch nicht guter Ritter Art, sich selbst so herauszustreichen. Wäre es nicht, daß ich Tumult im Königspalaste vermeiden wollte, sagte ich Euch, es würde Euch teuer zu stehen kommen, was Ihr in Gegenwart von so vielen Rittern ausgesprochen habt.“

Malik Alabez, tapfer und kühn, der den Abencerragen nahe verwandt war, stand auf und antwortete dem Zegri mutig: „Mehr wundere ich mich, daß du allein dich beleidigt fühlst, wo es so viele und so schätzenswerte Ritter gibt, deren keiner es für nötig befand, abermals Zank und Ärgernis zu erregen. Auch war, was Abenhamet sagte, sehr gut gesagt. Denn die Ritter von Granada sind wohlbekannt für das, was sie sind und woher sie kommen, und ihr Zegri sollt nicht denken, weil ihr von den Königen von Cordoba stammt, besser oder gleich zu sein den

Abencerragen, die da Nachkommen der Könige von Marokko und Fes sind und jenes großen Miramamolin. Und die Almoradi, von denen ihr wißt, daß sie ein Zweig dieses Königshauses sind von Granada, sind gleichfalls vom Geblüt der Könige von Afrika; von uns, den Malik Alabez, wißt ihr, daß wir Nachkommen des Königs Almohabez sind, des Herrn jenes ruhmreichen Königtums Cuco. Und wir alle haben geschwiegen. Warum willst du von neuem Streit und Leidenschaft erregen? So wisse denn, daß, was ich sage, Wahrheit ist, daß es nämlich nächst dem Könige, unserem Herrn, keine Ritter gibt, die gleich wären den Abencerragen, und daß, wer das Gegenteil behauptet, lügt und in meinen Augen kein Edelmann ist."

Wie da die Zegri, Gomel und Maza, die untereinander verwandt waren, hörten, was Alabez sagte, schäumten sie vor Wut und standen auf, ihn umzubringen. Die Alabez, Abencerragen und Almoradi, die die andere Sippe ausmachten, begriffen den Entschluß jener und erhoben sich, ihnen Widerstand zu leisten und sie anzugreifen.

Als der König den Palast so voller Tumultes sah und die Gefahr, ganz Granada zu verlieren und damit das ganze Reich, sprang er auf und rief laut: „Hochverratsstrafe jedem, der sich rührt und die Waffen zieht!" Danach faßte er Alabez und Zegri, rief die Leibwache und hieß sie in Haft nehmen. Alabez ward auf der Alhambra, Zegri im roten Turme eingeschlossen und Wachen vor beide gestellt zu gutem Gewahrsam. Die Ritter von Granada versuchten zu versöhnen, und schließlich gelang das auch durch Vermittlung des Königs; doch wäre es besser gewesen, die Versöhnung wäre nicht zustande gekommen, wie weiterhin berichtet werden wird.

Ehe wir nun fortfahren, wollen wir von dem tapferen Zaide und der schönen Zaida erzählen, die jener so wert hielt, und was

in Granada so öffentlich bekannt war, daß man schon von nichts anderem sprach als von ihrer zärtlichen Liebe. Als ihre Eltern das wahrnahmen, beschlossen sie, sie mit jemand anderem zu verheiraten und das bekanntzugeben, damit Zaide von seinem Vorhaben abstehe, die Hoffnung seiner Liebe verliere und aufhöre, sich in ihrer Straße und vor ihrer Tür zu ergehen, auf daß die Ehre Zaidas nicht dermaßen geschädigt werde. In dieser Gesinnung verwandten sie viel Vorsicht ihrer Tochter gegenüber, wobei sie ihr nicht erlaubten, ans Fenster zu gehen, damit sie nicht mit Zaide spreche. Doch wenig frommten ihnen ihre Vorsichtsmaßregeln, da ihrer ungeachtet weder Zaide aufhörte, die Straße zu begehen, noch sie, ihn mit der gleichen Glut zu lieben wie ehemals. Als nun die Heirat Zaidas in aller Stadt bekanntgegeben wurde, und zwar, daß die Eltern sie an einen mächtigen und reichen Mohren von Ronda vergaben, konnte der wackere Zaide weder tags noch nachts Ruhe finden, mit allerhand Wahngedanken beschäftigt und darauf bedacht, die Heirat zu vereiteln durch Tötung des Verlobten. Er setzte keinen Augenblick aus, die Straße seiner Dame auf und ab zu wandeln, um zu sehen, ob er sie sprechen könne, ihre Gesinnung zu erfahren; denn den kühnen Mohren schreckte der Gedanke, daß seine Zaida in die Heirat einwillige. Um des Wortes und der Treue willen, die sie einander versprochen hatten, spähte er nach ihr, ob sie nicht auf einen Balkon herausträte, wie sie zu tun pflegte.

Die schöne Zaida litt nicht weniger Kummer und Sorgen als ihr Liebhaber, sehnsüchtig, ihn zu sprechen und ihm zu berichten, was ihre Eltern beschlossen hatten. So trat sie denn hinaus auf den Balkon und gewahrte den tapferen Zaide, der sich allein erging traurigen und schwermütigen Ansehens. Und wie er die Augen zum Balkon erhob und die schöne Zaida so herrlich und so prächtig sah, verließ ihn sofort sein ganzes Übel,

und er trat schüchtern unter den Balkon und sprach also zu seiner Mohrin: „Sage mir, schöne Zaida, ist das Gerücht wahr, daß dein Vater dich verheiratet? Falls es Wahrheit ist, sage mirs, verschweige es nicht und halte mich nicht weiter in Spannung. Denn wenn es Wahrheit ist, so wahr Allah lebt, muß ich den Mohren töten, der dich beansprucht, damit er sich meiner Herrlichkeit nicht freue." Die schöne Zaida antwortete ihm, die Augen ganz voll Tränen: „Ja, dem ist so, daß mein Vater mich verheiratet. Tröste dich und suche eine andere Mohrin, ihr zu dienen, wie eine solche dir bei deinem großen Werte nicht ermangeln wird. Schon ward es Zeit, daß unsere Liebe ihr Ende finde. Der Himmel kennt die Nöte, die ich deinetwegen von meinem Vater ausgestanden habe." – „O Grausame," entgegnete der Mohr, „ist das also das Wort, das du mir gabst, mein zu sein bis in den Tod?" – „Geh, Zaide," sprach die Mohrin, „denn meine Mutter kommt mich holen, und schicke dich in Geduld."

Mit diesen Worten verließ sie weinend den Balkon, und der tapfere Mohr blieb recht fassungslos, ohne zu wissen, wozu er sich entschließen sollte zur Erleichterung seiner Pein. Doch er entschloß sich, seinem Anspruch nicht zu entsagen. So ging er, ohne des Widerstreits seiner Gedanken ledig zu werden, vom Platz und ließ seine Seele dort zurück.

Obgleich nun die schöne Zaida mit Zaide all das gesprochen hatte, was ihr gehört habt, ließ sie desungeachtet nicht ab, ihn in ihrem Herzen zu lieben, und der kühne Zaide liebte sie weiter desgleichen. Das aber konnte nicht so geheim bleiben, daß es nicht vom Mohren Tarfe erfahren wurde, einem Freunde Zaides, der in seiner Seele einen tödlichen Neid barg, weil er heimlich Zaida liebte; und da er erwog, daß Zaide nie aufhören würde, die schöne Zaida zu lieben, beschloß er, Unkraut zwischen sie zu

säen und sie zu entzweien, obwohl ihm solches das Leben kostete. Denn so geht es denen, die ihren Freunden nicht die Treue halten.

Was nun den Mohren Zaide betrifft, den tapferen und glänzenden Abencerragen, so war er so leidenschaftswirr um das, was die schöne Zaida ihm gesagt hatte, daß der Gedanke daran, daß es wahr sei, daß ihre Eltern sie verheiraten wollten, ihn in Verzweiflung brachte. In dieser Sorge wandelte der kühne Mohr gar versonnen einher, und um Trost zu finden, ging er auf und nieder die Straße seiner Dame. Sie aber trat nicht mehr an die Fenster, wie sie ehemals pflegte, sondern nur bisweilen und spät, von Abend zu Abend. Denn obgleich die holde und schöne Mohrin ihn zärtlich liebte, zeigte sie es nicht, um ihre Eltern nicht zu erzürnen, und darum wagte sie es auch nicht, mit ihrem geliebten und liebenden Mohren zu sprechen. Dies schmerzte ihn sehr, und er verriet das in Aufzug und Kleidung, die er seiner Leidenschaft entsprechend trug, und hiernach beurteilten die Herren und Damen von Granada die Zustände seiner Sache und seiner Liebe. Mit solchen Qualen und Nöten wandelte nun der tapfere Zaide so einbildungsschwer einher, ohne sie seinem Geiste fernhalten zu können, daß sie ihn äußerst erschöpften und es ihm sehr schlimm zumute war. Und um sich zu trösten, begab er sich in einer Nacht, die recht dunkel war und gut seiner Absicht entsprach, voll von Liebesängsten, wohl angetan und mit sich weiter nichts als eine Laute, um Mitternacht nach der Straße seiner angebeteten Mohrin, und nachdem er sein Instrument mit vieler Schwermut zu rühren begonnen, sang er auf Arabisch folgendes traurige Lied:

Tränen, die – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Zwar in harten Felsgesteinen
Habt ihr Widerhall erregt,
Daß sie, gleichen Leids bewegt,
Mitgetönt, um mitzuweinen.

Doch weil ihr – umsonst geflossen –
Solche Härte nicht erweicht,
Da ihr doch dem Meer entsteigt,
Seid ins Meer zurückgegossen.

Nicht ohne Tränen sang dies Lied der verliebte Zaide zu den Tönen seiner klangvollen Laute, begleitet von gar glühenden Seufzern, die seiner Seele entstiegen, womit er die Ängste seiner Leidenschaft steigerte. Und wie der Mohr die Leidenschaft, die er zeigte, auch in der Seele fühlte, so empfand nicht geringere die schöne Zaida, die, sobald sie die Laute vernahm und daß, der sie spielte, ihr geliebter Zaide wäre – denn sie erkannte ihn daran –, sich ganz leise erhob und auf einen niedrig gelegenen Balkon trat, wo sie dem Lied und den Seufzern ihres Geliebten zuhörte und ihm, gerührt und in eigenem Schmerz, mit traurigen Tränen folgte, sich den Sinn des Liedes vorhaltend und der Begebenheit gedenkend, von der der Mohr sang. Denn wißt, das erstemal, daß Zaide seine schöne Zaida sah, war es an einem Johannistage in Almeria gewesen, als der Mohr ein Segelschiff befehligte, mit dem er große Handelsfahrten und Seeräuberzüge unternahm; und gerade war Zaide mit seinem Fahrzeug am Strande von Almeria angelaufen zur Zeit, da die holde Zaida sich dort mit ihren Eltern und Verwandten vergnügte. Der kühne Mohr brachte auf seinem Schiffe reiche Christenbeute mit; mit vielen Wimpeln, Bannern und Fähnchen war es verschönt und geschmückt, und das war die Veranlassung, weshalb Zaidas Vater und sie auf das Schiff gingen, es sich

anzusehen, desgleichen auch den Kapitän, der auf diese Weise mit ihnen bekannt wurde. Der tapfere und kühne Zaide nahm sie mit vieler Freude und Bewillkommnung auf, da er seinen Blick auf die schöne Zaida geworfen hatte, der er viele und reiche Schmucksachen verehrte, mit der er sein Begehren und seine Liebe zu erkennen gab; und er blieb um sie ganz liebeszerhämmert, und sie desgleichen hatte sich in den prächtigen Mohren verliebt. Schließlich verabredeten sie sich, daß Zaide nach Granada kommen sollte; er ging darauf ein, beschloß, das Meer aufzugeben und das Schiff einem Verwandten zu überlassen. In Granada aber hatte der kühne Zaide seiner Dame bis jetzt gedient. In Anbetracht des Vorgehens ihrer Eltern und des großen Mißvergnügens, das sie ihm verursacht hatte, sang er ihr nun, voll Liebesflammen, das obige Lied zu Erinnerung an ihr erstes Zusammentreffen.

Wie nun die schöne Mohrin des Schmerzes innegeworden, den ihr Liebhaber mit seinen Tönen kundgab, empfand sie das gleiche Leid wie er und trat gerührt hervor und rief ihn heran, – leise, ihrer Eltern wegen. Nicht hielt sich da der prächtige Mohr lange auf; er eilte, so rasch er konnte, an den Balkon heran; da sagte ihm seine Dame: „Wie, Zaide, immer noch harrst du aus? Weißt du nicht, daß du mich in schlechten Ruf bringst? Bemerke doch, welch Aufsehen du erregst. Berücksichtige doch, daß meine Eltern mich streng halten deinetwegen. Geh hinweg, eh du von ihnen bemerkt werdest. Denn sie haben beschlossen, daß, sollte es nicht anders werden, sie mich nach Coyn senden würden ins Haus meines Oheims. Laß es nicht dazu kommen, denn das wäre das Ende meines Lebens. Und glaube nicht, daß ich dein vergessen habe, die ich dich ebenso in meiner Seele bewahre wie ehemals. Sind die Wolken einmal vorüber, wird uns Allah gutes Wetter senden.“ Und weinend

schied sie von ihrem Liebhaber und ließ ihren geliebten Mohren im Dunkeln, da ihm sein Licht gebrach. Er aber ging verwirrt von der Stätte, da er nicht wußte, zu welchem Ende seine Liebessehnsucht gedeihen sollte.

Doch kommen wir jetzt wieder zurück auf jenes oben beschriebene Tanzfest. An ihm und den folgenden nahm auch teil der glänzende und tapfere Zaide, der Abencerragen-Ritter, der seine holde Zaida liebte, und auch sie war da; und derart war die Liebe, die sie zueinander hegten, daß die des einen der der anderen auch nicht im geringsten unterlegen war; sie unterhielten sich aber miteinander, ohne eines des anderen zu genießen, nur durch Blicke und Worte. Eines Tages nun wand die holde Mohrin eine schöne Flechte aus ihren schönen Haaren – denn sie waren edler als Goldfasern von Arabien – und schlug sie mit eigenen Händen um den Turban ihres geliebten Zaide. Der ward davon höchst beseeligt und zufrieden und froh wegen neuer Gunst und Glücks. Da bat ihn Audala Tarfe, sein Freund, er möge ihm den Grund seiner übermäßigen Freude sagen; und wie man nun Glück und Freude nicht so sehr genießt, wenn man sie nicht mitteilt, eröffnete der ihm, auf seine große Freundschaft vertrauend, den Sachverhalt unter dem Siegel der Verschwiegenheit und zeigte ihm das kostbare Pfand, das seine Dame Zaida ihm gegeben hatte. Der Mohr Tarfe, voll Neides und tödlicher Wut, beschloß, da er sah, wie sehr der andere von Zaida begünstigt und wert gehalten wurde, das Geheimnis der schönen Mohrin wiederzuerzählen; er suchte Gelegenheit, sie eines Tages zu sprechen, und sagte ihr: „Bist du es, gnädige Frau, die Zaide so sehr liebt? Das von allen in Granada und außerhalb so geehrte, geliebte und hochgeschätzte Mädchen? Denn deine Ehre ist recht tief gesunken, da er jüngst auf einer Gesellschaft, wo man von den Liebhabern sprach, die von ihren Damen begünstigt

werden, seinen Turban abnahm und uns allen eine Haarflechte wies und sagte, sie sei von den deinen und von deiner Hand gewunden und dort angebracht. Sieh zu, ob das wohlbekannte Zeichen sind." Sie glaubte, daß dem so sei, und da die Frau von Natur veränderlich ist, wandelte sich ihre ganze Liebe in Rachsucht und Haß, und es machte ihr große Pein und Schmerz, als sie erwog, wie es mit ihrer Ehre stünde. Da ließ sie ihn rufen, und eine Magd berichtete ihr, er habe gerade vor kurzem angefragt, welche Farbe ihr an seinem Anzug genehm und wer bei ihr zu Besuch sei. Zaide kam recht fröhlich herzu, sie aber sagte ihm zornrot: „Ich bitte dich, daß du weder durch meine Straße noch vor meinem Hause dich ergehest, noch mit jemand von meinem Gesinde redest, denn meine Ehre ist sehr zu Schaden gekommen durch dich; die Flechte, die ich dir gab, hast du Tarfe gezeigt und anderen. So kann man dir in keinem Stück vertrauen, und hoffe nicht, mich jemals wieder zu sprechen." Nach diesen Worten ging sie weinend in ein Seitenzimmer, ohne daß die Entschuldigungen des verliebten Mohren etwas vermochten, der da sagte, daß, wer solches behauptet hätte, lüge. Angesichts dessen, daß die Worte zu nichts frommten, schwor Zaide Tod dem Mohren Tarfe.

Er hatte beinahe den Verstand verloren, als er ihr Haus verließ; und voll brennenden Zornes ging er, Tarfe zu suchen, ihn zu erschlagen. Er fand ihn auf dem Platze Vivarambla, wo er gewisse Dinge auordnete für die bevorstehenden Festlichkeiten. Zaide rief ihn beiseite und sagte ihm: „Warum hast du mich entzweit mit meiner Herrin Zaida, ohne der Satzung meiner Freundschaft zu achten?" Tarfe entgegnete: „Ich habe dich nicht entzweit mit deiner Dame und bin unschuldig an dem, was du meinst; du darfst von mir solches nicht glauben." Zaide bestand auf seiner Behauptung, Tarfe leugnete, und sie gaben

einander recht beleidigende Worte. Dann nahmen die Reden ein Ende, sie zogen ihre Säbel und fochten recht wacker, und Zaide versetzte Tarfe eine tödliche Wunde, an der er nach dreien Tagen starb. Die Zegri wollten nun Zaide umbringen, da sie mit Tarfe befreundet waren. Die Abencerragen eilten rasch herbei, und wäre nicht der König hinzugekommen, wäre diesen Tag Granada verloren gegangen, da die Maza, Gomel, Zegri und die von ihrer Sippe sich bewaffneten, um die Abencerragen, Gazul, Venegas und Alabez, zu erschlagen. Allein der König, unter dem Beistand der vornehmsten Herren anderer Geschlechter, erreichte so viel, daß sie sich beruhigten, und Zaide ward in Haft nach der Alhambra geführt. Die Untersuchung des Falles ergab, daß Tarfe schuldig war, und damit die Ehre der schönen Zaida keinen Makel erleide, bewirkte der König, daß Zaide sich mit ihr verheiratete, und begnadigte ihn in Sachen des Todes von Tarfe. Hiervon waren die Zegri verstimmt; nichtsdestoweniger wurden die Festlichkeiten nicht aufgegeben, da der König Befehl gab, daß sie abgehalten werden sollten.

Infolge dieses Vorfalles und der Worte, die Malik Alabez auf jenem Tanzfeste gesprochen hatte und desgleichen der Abencerrage, gedachten alle Zegri, Gomel und Maza mit bösen Absichten und Begehren, sich wegen der Beleidigung zu rächen, die ihnen in Gegenwart des Königs, der Ritter und der Damen widerfahren war; denn es hatten teilgenommen an diesem Feste die ganze Blüte und der Adel nicht nur von Granada, sondern des ganzen Reiches. Es war auch große Kühnheit gewesen seitens Malik Alabez', auch war der Abencerrage ebenfalls zu weit gegangen. Doch wo die Versöhnung zustande gekommen war, sprachen die Zegri weder davon, noch ließen sie sich etwas anmerken. Sondern die Rachsucht blieb eingewurzelt in ihrem Herzen, und um den tödlichen Haß nicht zu zeigen, von dem

sie brannten, verkehrten sie mit den Abencerragen und den Alabez, sich verstellend, wie sie nur konnten, da alle von ihrem Hause ein wirksames und großes Begehren hegten, sich zu rächen, wie sich hernach herausstellte.

Als nun eines Tages alle Zegri im Schlosse Bibatambien, dem Wohnsitze Mohammed Zegris, des Oberhaupts seines Geschlechtes, versammelt waren, sprach dieser zu allen Anwesenden folgendermaßen: „Ihr wißt wohl, erlauchte Ritter der Zegri, wie unser königliches und altes Geschlecht in Spanien und Afrika so viel gegolten hat; wie unsere Vorfahren Könige von Cordoba waren und wie unsere Ehre jetzt von den Abencerragen gescholten und verletzt worden ist. Hierüber bin ich so außer mir, daß ich vor Leid sterbe, und was mich erleichtert und erhält, ist nur das Vertrauen, das ich hege, mich eines Tages gerächt zu sehen. Der Schimpf gilt uns allen, und wir alle müssen uns Genugtuung verschaffen. Jetzt bietet uns das Glück recht gute Gelegenheit. Nutzen wir sie aus, das heißt versuchen wir auf dem Turnier oder beim Stabwerfen Malik Alabez und den übermütigen Abencerragen umzubringen. Sind die erst tot, wollen wir einen Anschlag treffen, auf welche Weise dies ganze treulose Geschlecht der Abencerragen auszurotten, die bei allen so geschätzt und so beliebt sind. Dieserhalb wollen wir am Tage des Stabwerfens wohlbewaffnet und mit Panzerjacken unter unseren Gewändern zum Feste gehen. Und da mich der König zum Anführer einer Quadrille bestimmt hat, wollen wir ausziehen, dreißig Zegri in rot und grünen Livreien, aber mit blauen Helmbüschen, den alten Farben der Abencerragen, ihnen hiermit einen Anlaß zum Ärger wider uns zu geben, damit es zum Streite komme und, wenn sich der Kampf entsponnen, ein jeder sich zeige, wie er ist; denn da wir Waffen tragen werden, ist nicht zu zweifeln, daß wir sie übel zurichten. Wir brauchen

nichts zu fürchten, denn wir haben auf unserer Seite die Maza und Gomel. Und sollte die blaue Farbe auf die Abencerragen keinen Eindruck machen, so wollen wir beim Spiel gegen sie anstatt mit Stäben mit scharfen Lanzen werfen. Dies ist meine Meinung, sagt mir nun die euere." Es antworteten alle, daß, was er sagte, recht sei, der Anschlag gut, und daß jeder sein möglichstes tun werde, um sich zu rächen. Nachdem solches verabredet worden war, begab sich ein jeder nach Hause.

Zur gleichen Zeit ordneten ihre Quadrille Musa und die Abencerragen, wobei auf Befehl des Königs Musa Quadrillenführer war; in dieser Quadrille sollte auch Malik Alabez mitreiten. In voller Übereinstimmung wählten sie sich Livreien von blauem Damast, gefüttert mit feinem Silberstoff, und blau-weiß-strohgelbe Helmbüsche entsprechend den Livreien; die Lanzenquasten blau-weiß, durchzogen mit vielem Gold; Schilde sollten sie tragen mit wilden Männern als Zeichen; nur Malik führte sein eigenes Wappen, das war ein purpurner Querbalken, darüber eine goldene Krone, nebst seinem Wahlspruch, der besagte: „Mit meinem Blut". Musa führte dieselben Schildzeichen, die er am Tage seines Gefechts mit dem Großmeister angenommen hatte, das war ein Herz in der Hand einer Jungfrau, die die Faust zusammenschloß, wobei das Herz Blutstropfen fallen ließ, und den Wahlspruch, der besagte: „Um meinen Ruhm trag ich mein Leid". Nachdem der kühne Musa die Quadrille derart angeordnet hatte, beschlossen sie noch, weiße Stuten zu reiten, deren Schweife mit Bändern von blauer Seide und feinstem Golde durchzogen werden sollten.

Als nun der vielbesprochene Tag des großartigen Festes nahe war, ließ der König vierundzwanzig Stiere, der besten, die es in den Bergen von Ronda gab, kommen; denn dort gibt es sehr wackere. Und sobald der Platz Vivarambla hergerichtet worden

war, wie es wahrhaftig zu einem solchen Feste ziemte, begab er sich im Gefolge vieler Ritter dorthin und nahm die Königslauben ein, die für dieses Fest dazu bestimmt worden waren. Die Königin mit vielen Damen nahm Platz in anderen Lauben bei gleicher Rangordnung wie der König. Alle Fenster der Häuser ringsum waren von wunderschönen Damen eingenommen. So viel Leute strömten herzu, daß es keinen Platz gab, wo sie sich halten konnten, und es kamen viele von außerhalb des Reiches, so von Toledo und von Sevilla; und von dieser letzteren Stadt kam die Blüte der Ritterschaft nach Granada beim Gerücht einer solchen Festlichkeit. Die Abencerragen-Ritter bekämpften die Stiere mit solchem Glanze und Schneid, daß sie allen mit ihrem Anblicke Freude machten, und wenn man sie so derartige Ritterlichkeiten begehen sah, spendete man ihnen tausenderlei Lob. Besonders zogen sie die Blicke aller Damen sich nach, da sie von ihnen so bevorzugt wurden, daß sich keine einzige für eine Dame hielt, die nicht einen Abencerragen liebte; überall auch, wo Ritter dieses Geschlechts auftraten, wurden sie von allen so wert gehalten und so geehrt, daß sie aller anderen Ritter Neid erregten. Mit vielem Grund aber wurden sie so von den Damen geliebt, weil sie alle feine Liebhaber und Edelleute waren, schön und mit Verstand begabt, sehr wohlerzogen und von achtungsvollem Benehmen. Niemand wandte sich in der Not an irgendeinen von ihnen, ohne daß er ihr abhalf, und sei es auch sehr auf eigene Kosten. Sie waren Verfolger des Unrechts, Beruhiger des Staates, Väter der Waisen, bis aufs äußerste bedacht auf die Erhaltung der Zustände und den schuldigen Gehorsam gegenüber ihren Königen. Sie standen sehr gut mit den Christen; denn sie machten selber Fahrten nach den Raubstaaten, die Gefangenen zu besuchen, trösteten sie, gaben ihnen Almosen und Nahrung; dieserhalb und aus anderen Gründen

waren sie so beliebt im ganzen Reiche. Niemals fand sich bei ihnen Furcht, obgleich sich ihnen die schwierigsten Fälle boten. Nun erregten sie solche Freude mit ihrem Glanz und ihrem Adel, daß die Damen und alles Volk die Blicke von ihnen nicht abwandten. Nicht weniger Pracht legten die kühnen Alabez an den Tag. Auch den Zegri gelang es, ihren Wert zu zeigen, da sie acht Stiere sehr gut erledigten, ohne daß einer von ihnen oder eines ihrer Pferde zu Schaden kam.

Um ein Uhr mittags waren bereits zwölf Stiere bekämpft worden, und der König befahl, die Hörner und Flöten zu blasen, was das Zeichen dafür war, daß alle Ritter, die am Spiele teilnahmen, sich in der Laube einfinden sollten; und nachdem sie sich versammelt, gab ihnen der König in bester Stimmung ein Frühstücksmahl. Dasselbe tat die Königin mit ihren Damen, die Schmuck und Gewänder von nie gesehener Pracht trugen, was noch gehoben wurde durch die Schönheit der, die solches gerade trug. Es hatte die Königin ein weites Brokatgewand an mit reicher Stickerei von Gold und Edelsteinen; sie trug einen Kopfputz von höchstem Wert, über der Stirn eine rote Rose und in ihrer Mitte einen kostbaren Karfunkel. Wenn die Königin ihr Antlitz wandte, waren der Glanz und das Licht, die der Karfunkel ausstrahlte, so groß, daß er das Gesicht raubte dem, der da hinsah. Die holde Daraja war in Blau gekommen, das geschlitzte Damastgewand gefüttert mit Silberstoff, der seine Feinheit durch die Schlitze sehen ließ; auf dem Kopfputz zwei Federn, eine blau, eine weiß, in den Farben der Abencerragen; ihr Aufzug stand ihr sehr gut, da sie so schön war, daß keine Dame mit ihr wetteifern konnte. Galiana von Almeria war in weißem Damastgewande von selten feiner Arbeit, das Überkleid gefüttert mit Purpurbrokat und mit einigen großen Schlitzen; ihr Kopfputz war sehr künstlich. Dieser Dame sah man an der Kleidung wohl

an, wie frei von Liebe sie lebte, obschon sie wußte, daß Abenamar ihr sehr zugetan war und ihr sehr zu dienen wünschte. Fatima, die Zegri-Tochter, trug Purpur, wobei sie mit Musas Livrei nicht übereinzustimmen suchte, weil sie sich darüber enttäuscht fühlte, daß Musa Daraja liebte und sich um deren Dienst bewarb. Endlich wiesen all die Damen, die sich bei der Königin befanden, solch eine Pracht auf, daß es äußerst bemerkenswert war. Auf einem anderen Balkon saßen die Damen vom Hause der Abencerragen, so daß es kaum einen schöneren Anblick auf der Welt geben konnte; alle die übertraf Lindaraja, die Tochter von Mohammed Abencerrage.

Berichten wir aber weiter. Es mochte gegen zwei Uhr sein, nachdem die Herren und Damen das Frühstück beendet hatten, als man einen Stier losließ von den tüchtigsten, die es unter allen gab; niemand verfolgte ihn, den er nicht in die Luft warf, und die Leichtigkeit der Pferde genügte nicht, seinen geschwinden Hornstößen zu entgehen. So groß war sein Mut und seine Behendigkeit, daß in kurzer Zeit alle Fußkämpfer, wenn auch wider ihren Willen, den Platz räumten. Als der König sah, wie er tüchtig war, sprach er zu den Rittern: „Gut wäre es, diesen Stier mit der Lanze zu bekämpfen." Malik Alabez bat um Vergunst, einen Lanzenkampf zu versuchen, und der König bewilligte es ihm. Alabez stieg aus der Laube hinab, bestieg ein Pferd, das ihm der Burghauptmann von Velez, sein Vetter, geschenkt hatte; dann ritt er eine Runde durch die ganze Bahn, und als er am Balkon anlangte, wo sich seine Herrin Cobayda befand, brachte er sein Pferd zum Niederknien; er aber beugte sein Haupt, auf diese Weise Artigkeit erweisend seiner Dame und all den anderen, die sich dort befanden. Die Dame, verliebt in ihren Alabez, erhob sich und sandte ihm einen Gruß. Er aber, hocherfreut, seine geliebte Herrin gesehen zu haben und von ihr

so ausgezeichnet zu sein, spornte sein Pferd und sprengte ab, rascher denn ein Blitz. So groß war die Leichtigkeit des Pferdes, daß es in der Karriere kaum zu sehen war. Der König und die Ritter freuten sich über den Anblick, die Zegri aber wurmte er; denn tödlich war der Neid.

Groß war das Geschrei der Menge, daß es einen grausen machte. Der Grnnd davon aber war, daß der Stier den ganzen Platz durchsaust, viele Leute umgerannt oder in die Luft geworfen hatte, dabei fünf oder sechs getötet und nun wie der Wind auf den Fleck losschoß, auf dem Alabez hielt. Der aber, als er ihn kommen sah, wollte etwas Besonderes leisten. So sprang er vom Pferde, erwartete den Stier kecken Mutes, den Burnus über der Linken, und als der das Haupt niederbog, um seinen Stoß zu führen und ihm einen Prall zu versetzen, warf er ihm so geschickt den Burnus vor die Augen, daß er damit allen große Freude machte. Dann packte er ihn an beiden Hörnern und zwang ihn trotz Widerwillens, ruhig zu stehen, denn groß war die Kraft, die er besaß. Der Stier versuchte sich loszumachen, um ihn zu töten, und Alabez verteidigte sich mit großem Mute, wenn auch unter großer Gefahr. Als es aber dem tapferen Mohren schien, als dauere dieser Kampf allzu lange, drehte er ihn im Halse um und schleuderte ihn mit unglaublicher Kraft zu Boden, als wäre es ein schwächliches Schaf; und als er ihn am Boden sah, trat er langsam ab mit ruhigem Gesicht, saß auf, ohne den Fuß in den Bügel zu stecken, und ließ den Stier so zerschlagen zurück und so übel zugerichtet, daß er nicht aufstehen konnte; also daß alle höchlichst über seine Stärke, Tüchtigkeit und unbezwingliche Tapferkeit erstaunten und ihm tausend Beifall spendeten. Der König ließ Alabez rufen; er aber kam herzu, als wäre nichts gewesen. Und der König sprach, als er kam: „Große Freude habt Ihr mir gemacht. Es ließ sich aber auch

von Eurem Wert und Adel nichts Geringeres erwarten. Ich verleihe Euch die Burghauptmannschaft der Feste Cantoria und setze Euch über hundert Ritter.“ Alabez küßte ihm die Hand für die neue Gunst, die er ihm erwies.

Es war etwa um vier Uhr nachmittags, da befahl der König das Reiterspiel. Als sie das Zeichen vernommen, traten alle Ritter, die daran teilnahmen, vor, um ihren Einzug zu halten; indessen begann eine wohlabgestimmte Musik mannigfaltiger Instrumente. Alsbald zog aus der Mündung der Straße Zacatin der kühne Musa ein mit seiner Abencerragen-Quadrille. Sie ritten zu vier und vier, schwenkten um den Platz mit der schuldigen Ehrenbezeigung vor dem König, der Königin und den Damen und ritten einige Male rundum in Karriere mit großem Feuer und Anstand. Es befanden sich Musa, Malik Alabez und dreißig Abencerragen in der Quadrille, und sehr gut nahmen sich aus zu den schneeigen Stuten die Silberstoffe und die blauen Federn, womit sie den ganzen Platz verschönten, und deren Pracht die Damen ganz verliebt machte. Nicht mit geringerem Glanze und Feuer ritten die Zegri von der anderen Seite ein, ganz in Rot und Grün, mit blauen Federn und Haarbüschen, auf Braunen und auf den Schilden alle mit dem gleichen Zeichen, nämlich über blauem Balken einem Löwen, gekettet an der Hand einer Dame; der Wappenspruch aber besagte: „Mehr Macht hat die Liebe.“ Derart ritten sie auf den Platz, zu vier und vier, und vollführten zusammen in guter Ordnung einige Volten und ein Scheingefecht, wobei sie nicht weniger Freude erregten als die Abencerragen. Dann nahmen die beiden Quadrillen ihre Posten ein; man nahm die Kampfstäbe vor, entledigte sich der Lanzen, und beim Klang der Trompeten und Flöten begann das Spiel sich zu entwickeln mit viel Feuer, Glanz und Anmut, zu acht gegen acht. Die Abencerragen, die es auf die blauen

Federn abgesehen hatten, die die Zegri führten, ihr eigenes altes Zeichen, zielten – verärgert – gegen deren Turbane, um sie herunterzuholen, und das recht rühmlich. Allein sie konnten das nicht erreichen, und so spielten sie in größter Ordnung weiter, wobei es viel zu sehen gab, und erregten große Zufriedenheit bei allen, die ihnen zuschauten.

Mohammed Zegri, der mit allen seines Geschlechtes den Tod von Malik Alabez oder von einem der Abencerragen beschlossen hatte, gab nun das Zeichen, daß Malik Alabez von der anderen Seite aus auf seine Quadrille anreite, nachdem er mit dieser verabredet hatte, daß alsdann er und seine acht sich auf jenen und die Seinen werfen sollten. Nachdem sie nun sechsmal gegeneinander gerannt, rief der Zegri zu denen von seiner Quadrille: „Jetzt ist es Zeit, da man sich im Feuer des Spiels befindet. Rächen wir uns, es bietet sich gute Gelegenheit!" Er ergriff eine Lanze mit ganz geschärfter Spitze und wartete ab, bis Malik Alabez wieder herankam mit den acht von seiner Quadrille, die der anderen Partei anzureiten, wie es bei solchen Spielen üblich ist. Und gerade als Malik Alabez, von seinem Schilde gedeckt, gegen ihn und die Seinen anritt, stürmte der Zegri vor, heftete die Augen auf Malik Alabez, zu erspähen, wo er ihn am besten treffen könnte, und schleuderte die Lanze mit einer solchen Kraft gegen ihn, daß die scharfe Spitze durch den Schild fuhr und Alabez in den rechten Arm, den sie ohne weiteres durchbohrte. Groß war der Schmerz, den der tapfere Malik Alabez von diesem Stoße erfuhr, denn er nahm nicht nur den ganzen Arm, sondern auch den ganzen Körper mit; doch begriff er noch nicht, daß er verwundet war. Er ritt auf seinen Posten zurück und legte die Hand an die Stelle, die weh tat; da wurde sie blutig. Und wo er nun auf den Arm hinsah und die Wunde erblickte, sprach er laut zu Musa und den Abencerragen: „Ritter, großen Verrat haben die Zegri gegen

uns gewaffnet: sie werfen mit scharfen Lanzen anstatt mit Stäben! Hier seht ihr mich verwundet!" Die tapferen Abencerragen griffen sofort zu den Lanzen, um bereit zu sein angesichts dessen, was da kommen mochte.

Gerade eben schwenkte der Zegri mit seiner Quadrille auf seinen Posten zurück, als Malik Alabez mit großer Wut mitten über den Platz vorsprengte und die Lanze nach ihm warf mit den Worten: „Verräter! Was du tatest, war nicht Rittertat, sondern gemein!" Der Wurf war kein Fehlwurf gewesen, da er ihm Schild und Rock durchbohrte und die Lanze ihm eine Handbreit oder mehr in den Leib drang; und der Zegri fiel beinahe tot vom Pferde. Beiderseits hatte man sich vorgesehen für das, was bevorstand; es begann ein hitziger und blutiger Kampf. Da die Zegri wohlbewaffnet waren, erwiesen sie sich im Vorteil; allein derart war die Tüchtigkeit Musas, des tapferen Alabez und der Abencerragen, daß sie nicht aufhörten, die Zegri übel zuzurichten und ihnen bedeutenden Schaden anzutun. Das Geschrei und Getöse waren groß. Als der König das Gefecht entbrennen sah, eilte er hinab auf den Platz, stieg zu Roß und ritt, mit einem Stabe versehen, unter die Fechtenden mit den Worten: „Heraus! Heraus!" Desgleichen versuchten auch alle unbeteiligten Ritter, Frieden zu stiften. An diesem Tage lief Granada Gefahr, verloren zu gehen; zumal die Versippungen und Entzweiungen unter den Fürsten und Großen so gefährlich sind, befürchtete der König ein solches; auch tat das ganze Volk sein möglichstes, sie zu besänftigen. Nachdem die Ruhe hergestellt und jeder zu seiner Quadrille zurückgekehrt war, ritten der tapfere Musa und die Seinen hinauf zur Alhambra, mit ihnen die Almoradi und Venegas. Die Zegri zogen sich zurück nach dem Schlosse Bibatambien, wohin sie Mohammed Zegri tot mit sich führten.

Die Königin und ihre Damen hatten, als sie den Ernst des Spieles erkannten, schreiend ihre Lauben verlassen, da in den

Streit Gatten, Brüder, Verwandte und Liebhaber verwickelt waren, und ihre Klagen und Tränen bewegten zu Mitleid alle, die sie hörten; besonders das Wehgeschrei der schönen Fatima um Mohammed Zegri, ihren erschlagenen Vater, deren Verzweiflungsgebärden genügt hätten, ein diamantenes Herz zu rühren. Dies unglückselige Ende nahmen die Festlichkeiten, und es blieb in Aufruhr Granada. Es blieb die Stadt voller Ärgernisses und Zwists, da die Blüte der Ritterschaft von dieser Parteiung mitergriffen war. Und der König ging sorgenvoll einher, gespannt allen Neuigkeiten entgegensehend, die sich jeden Tag am Hofe ereigneten; bei alledem bemüht, Frieden zu stiften, damit der eingetretene Schade nicht noch weiteren nach sich ziehe.

Aus dem Spanischen des 16. Jahrhunderts
übertragen von Otto Freiherrn von Taube.

Ernst Bertram: Zwei Gedichte

*

Odenwaldbrunnen

Wir bleiben Hagens Volk. Indes der Barde
Für Gold von Treue tönt, hat Meuchelmut
Schon seinen Speer bereit. Auf Halbgeheiß
Des feig Gekrönten fällt das lichte Wild,
Das schuldlos schuldige. Immer sind die Blumen
Um unsre tiefsten Quellen rot vom Mord
Am Bruder und am Freunde. Hagens Volk.

Demeter (Niederwald)

Land, Große Mutter unser, du wirst auferstehn
Und wiederfahren mächtig aus der Unterwelt,

Gewaltlos mildeste Herrin im Erdenkreis,
Du Neugebärerin der weißen Stirnen uns,
Du heilig Lehrende, du ohne Maß dich selbst
Göttlich aussäende Saat, stumme Verschwenderin
Danklosen Brots der Welt: du ohne Opferbild
Wirst am befreiten Rhein in aller Herzen stehn.
Du wirst nicht rächen. Wirst nicht sein wie sie, die kaum
Befreit, mit noch gestriemtem Handgelenk den Strick
Für deine Kinder knoten. Muttergütiger
Sei, wie du muttergroß und mutterweise warst.
Vergeltung überströme herrlich wie Gesang
Die reuelosen Völker, deine Rache sei
Unendlich wie du selber – Segen und Musik.

Aus dem künftigen Gedichtbuch „Der Rhein".

Ricarda Huch:
Aus dem Buche „Entpersönlichung"

*

Über die moderne Naturwissenschaft als Entpersönlichung und dadurch Entgeistung der Natur

Während seines ganzen Lebens hat Goethe die moderne Wissenschaft und ihre Vertreter bekämpft, indem er die Haltlosigkeit ihrer Grundbedingungen klarlegte und auf ihre Unproduktivität, das heißt auf ihren Mangel an Folge hinwies. Bacon wollte die Natur nicht mehr ex analogia hominis betrachtet wissen; Goethe betont immer wieder, wie durch die Ablösung der Natur vom Menschen sie entpersönlicht, entgeistet, zum Stoff gemacht wurde.

„Der Mensch an sich selbst," schreibt er an Zelter, „insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann. Und das ist eben das größte Unheil der neueren Physik, daß man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß in dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will. Ebenso ist es mit dem Berechnen. Es ist vieles wahr, was sich nicht berechnen läßt, sowie sehr vieles, was sich nicht bis zum entschiedenen Experiment bringen läßt. Dafür steht ja eben der Mensch so hoch, daß sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers? Ja man kann sagen: Was sind die elementaren Erscheinungen der Natur selbst gegen den Menschen, der sie alle erst bändigen und modifizieren muß, um sie sich einigermaßen assimilieren zu können?"

Man begreift, wenn man dies durchdacht hat, gewiß besser die eigentümlichen Worte, die Wilhelm Meister dem Astronomen sagt, der ihn den Sternenhimmel durch ein Fernrohr ansehen läßt. „Ich begreife recht gut, daß es euch Himmelskundigen die größte Freude gewähren muß, das ungeheure Weltall nach und nach so heranzuziehen, wie ich hier den Planeten sah und sehe. Aber erlauben Sie mir es auszusprechen: ich habe im Leben überhaupt und im Durchschnitt gefunden, daß diese Mittel, wodurch wir unseren Sinnen zu Hilfe kommen, keine sittlich günstige Wirkung auf den Menschen ausüben. Wer durch Brillen sieht, hält sich für klüger, als er ist: denn sein äußerer Sinn wird dadurch mit seiner inneren Urteilsfähigkeit außer Gleichgewicht gesetzt." Man bedenke, daß nach Biblisch-Goethischer Anschauung es der innere Sinn, der Geist ist, der sich die Sinne, als seine Werkzeuge, schafft und sicherlich in Übereinstimmung zu

sich schafft. Wilhelm Meister sieht zwar ein, daß er diese Gläser „so wenig als irgendein Maschinenwesen" aus der Welt bannen wird; „aber dem Sittenbeobachter ist es wichtig, zu erforschen und zu wissen, woher sich manches in die Menschheit eingeschlichen hat, worüber man sich beklagt". Diese Bemerkungen erinnern an die, welche Jeremias Gotthelf gelegentlich über den entsittlichenden Einfluß der Eisenbahnen macht, entsittlichend deshalb, weil sie das Maß der Entfernungen in einer mit den Kräften des Menschen nicht mehr übereinstimmenden Art verändert haben. Durch das ganze Maschinenwesen hat der Mensch seine Leistungen vermehrt, ohne seine Kräfte vermehrt zu haben, was auf diese Kräfte wieder herabmindernd zurückwirken, sein Selbstgefühl aber, wiederum im krassen Mißverhältnis zu seiner Kraft, ins Maßlose steigern muß.

Ich führe noch einige verwandte Aussprüche Goethes an:

„Mikroskope und Fernrohre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn."

„Die Theorie ist nicht nütze, als insofern sie uns an den Zusammenhang der Erscheinungen glauben macht."

„Das Subjekt ist bei allen Erscheinungen wichtiger, als man denkt."

„Was ist im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege bloß mit einzelnen materiellen Seiten uns zu schaffen machen und wir nicht das Atmen des Geistes empfinden, der jedem Teile die Richtung vorschreibt und jede Ausschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bändigt und sanktioniert."

„Die Sinne trügen nicht, aber das Urteil trügt."

Ähnlich sagt Schiller: „Erst mit dem Rationalismus entsteht das wissenschaftliche Phänomen und der Irrtum."

Wie Goethe es stets für richtiger hielt, nicht nur zu pole-

misieren, sondern das Falsche durch positive Leistungen zu bekämpfen, so setzte er der entpersönlichten modernen Wissenschaft eine Weltanschauung entgegen, welche den Menschen auffaßt als aus der Natur hervorwachsend, von ihr umfangen, von ihr lernend und zugleich sie leitend und beherrschend. Der Mensch ist ihm ein hilfloses, ganz und gar unwissendes, zu lenkendes Geschöpf Gottes in Gottes Hand; aber auch ein Gott, insofern er ein kollektives Wesen, ein Vertreter der Menschheit, ja der gesamten Natur ist, in welchem sie selbst sich krönt, unerschöpflich, insofern himmlische Kräfte in ihm wirksam sind, deren er sich bemächtigen kann dadurch, daß er sich ihnen gläubig hingibt. Die Erde ist ihm ein „großes lebendiges Wesen, das in ewigem Ein- und Ausatmen begriffen ist". Ebenso lebendig ist ihm die Sonne, er hätte sonst nicht gesagt, daß er sie anbete. Es gibt für ihn in der Natur keine anderen als lebendige Kräfte; auch die Schwerkraft ist ihm rhythmisch, pulsierend. Auch er zwar sucht und sieht in der Natur Gesetze, zu deren Kenntnis er durch Anschauung und Erfahrung gelangt, er ahnt und erkennt gewisse Urphänomene, in denen wie in einem allerdünnsten Schleier die Gottheit sich verbirgt; aber dies ist es eben, daß die Gottheit in ihnen lebt. Die Urgesetze sind ihm aufs innigste mit der All-Persönlichkeit Gottes verbunden, der Liebe und Vernunft nicht hat, sondern ist, des Ewig-Unerforschlichen, Ewig-Anzubetenden, der dieser Gesetze sich mit persönlicher Freiheit als persönlicher Herr bedient.

Wie die Bibel unterscheidet er Menschenwort und Gotteswort, Menschenvernunft und Gottesvernunft, welch letztere unendlich hoch über jenen steht. „Die Vernunft des Menschen und die Vernunft der Gottheit sind zwei sehr verschiedene Dinge."

Was das Göttliche vom Menschlichen unterscheidet, ist, daß das Göttliche produktiv tätig ist und eine Folge hat, welche



wiederum Reales hervorbringt, während das Menschliche wohl tätig, aber nicht schaffend, nur trennend und zusammensetzend ist. Der wesentliche Unterschied zwischen Schaffen und Zusammensetzen war Goethe wohl bekannt, und er tadelte deshalb das französische Wort komponieren als unzulänglich.

Ich erinnere wieder an den Satz: bei der göttlichen, produktiven Tätigkeit wird Kraft entfaltet und Stoff verzehrt; bei der menschlichen wird umgekehrt Kraft verdrängt und Stoff vermehrt. Ich könnte auch sagen, alles Menschliche will Dauer, Gott will Verwandlung. So erklärt sich das erschreckende Anwachsen des Stoffes in unserer Zeit und die Herrschaft der Masse; auf der anderen Seite der Mangel an Schaffenskraft und die unordentlichen Ausbrüche der natürlichen Triebe, das Verschwinden von Religion, Poesie und Kunst, die Zunahme der Geisteskrankheiten und Selbstmorde.

Diejenigen, welche diese Tatsachen und Gedanken vielleicht am ehesten zu würdigen wissen, sind die modernen Seelenärzte, und es muß anerkannt werden, daß sie als die ersten das Problem aufdeckten und auf den Zusammenhang von Verdrängung, das heißt Nichtäußerung und geistiger Erkrankung oder Verkümmerung hinwiesen.

Goethe, der von seinem Vater die Neigung sich einzumauern ererbt hatte, machte gelegentlich Schiller gegenüber folgende interessante Bemerkung: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser tut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihilfe, die uns die Kultur anbietet, zusammenzunehmen. Entschließt man sich zum letzteren, wie ich es immer tue, so ist man dadurch nur für den Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Krisen immer wieder ihr Recht behauptet.“ Auch erkannte er das Dämonische in dem Ausschlag, der bei bevorstehenden Bällen das Gesicht seiner

Schwester zu entstellen pflegte. Was nun aber die Folgerungen betrifft, die die Psychiater im allgemeinen aus ihrer Entdeckung zogen, so dachten sie, daß es mit einem bloßen Sichäußern und Sichgehenlassen getan sei, und bedachten zu wenig, daß der kranke Mensch sich schon gar nicht frei mehr äußern kann, und daß erst die Gegenwirkung von außen die unwillkürliche Äußernng im Individuum hervorruft. Wer wollte sich aber vermessen, diese so herbeizuführen, wie sie in eben diesem Falle erforderlich wäre? Not lehrt beten. Im Zusammenhange des natürlichen Lebens ist für Wirkung und Gegenwirkung gesorgt; wo auf allen Seiten die natürlichen Triebe, namentlich der Machttrieb, unterdrückt werden, kann eine allgemeine Erstarrung um sich greifen und so das Übel stets vermehren. Wer weiß, wie oft die Leiden, die uns treffen, uns vor dem schrecklichsten Elend des geistigen Todes bewahren müssen! Immer ist es zuletzt einzig die Not, die mit unentrinnbaren Stößen den Funken der lebendigen Kraft aus dem Herzen der Einzelnen wie der Völker schlägt und auf die wir in gewissen Fällen als auf die letzte Retterin angewiesen sind.

Über die elektrische Kraft des Geistes

Warum ist die schließende Bewegung satanisch? Weil das Wesen Gottes elektrischer Art ist. Es liegt im Wesen der göttlichen Kraft, sich geteilt zu offenbaren, durch einen positiven und einen negativen Pol. Würden die Pole sich unmittelbar berühren, so würde Gott sich selbst zerstören, und es ist deshalb notwendig, daß mit der schließenden Bewegung zugleich der Stoff entsteht, wodurch die unmittelbare Selbstberührung der Kraft vermieden wird. Wäre nicht der Äther, der unverwesliche Stoff, in den die Kraft eingebettet ist, so könnte sie sich überhaupt nicht offenbaren. Gott in seiner Majestät ist

unentrinnbare Zerstörung. Alle Völker haben das feurige Wesen der Gottheit erkannt, ihre zugleich wärmende, segnende, lebenschaffende und zerstörende Kraft. Dem Christentum allein indessen wurde klar bewußt, daß es zugleich die Liebe ist, also das Gefühl, welches die Kraft von sich selbst abwendet auf das Du.

Christus erschien der Magdalena im Garten und sprach zu ihr, die sehnsüchtig die Arme nach ihm ausbreitete: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Es ist klar, daß nicht Er zu Seinem Schutze Maria Magdalena warnte, ihn zu berühren. Die Bibel erinnert hier an den Mythos von Semele und Jupiter, der die Geliebte, die ihn in seiner Majestät sehen wollte, bat, ihre Bitte zurückzunehmen, damit er sie nicht vernichten müsse. Göttlich ist die feurig-elektrische Kraft, die sich in der Natur und im Menschen gnädig verhüllt. „Wir haben alle", sagt Goethe, „etwas von elektrischen und magnetischen Kräften in uns und üben wie der Magnet selber eine anziehende und abstoßende Gewalt aus, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen." Der Auferstandene, weder im Fleisch noch im Element gebunden, ist die freie blitzende Kraft, die den Sterblichen, der sie anrührte, töten würde. Von nun an, sagt er zu seinen Jüngern, werdet ihr mich sehen zur Rechten der Kraft und in Wolken.

Vergegenwärtigen wir uns den auferstandenen Christus, der mit göttlicher Gebärde die anbetende Magdalena zurückweist, so muß uns das Kümmerliche und Wesenlose der Geisterbeschwörungen unserer Spiritisten, der gewöhnlichen Geistererscheinungen überhaupt, klar werden. Schatten ziehen da vorüber, Selbstbetrug des Teufels, wie Luther sagen würde, Gebilde auf sich selbst bezogener oder sich selbst belügender Individuen, gegensatzlose Gespenster. Ein lebendiger Geist läßt sich

nicht beschwören, außer vielleicht, daß er auf das Gebet der Liebe durch eine innerliche Wirkung antwortete, und erschiene er, würde er den dreisten Anrufer töten.

Wie Magdalena, die Christus für den Gärtner hielt, erkannten auch die Jünger den Herrn nicht, der ihnen erschien, als bis er das Brot brach, an seiner Gebärde. Wie aufschlußreich ist auch das. Nachdem die körperlich erscheinende Form zerbrochen ist, bleibt noch das Persönliche, das Geheimnisvolle, das einmal und unwiederholt da ist, das, was unwiderstehlich zur Liebe bewegt, Schönheit und Tugend an Zauber übertrifft. Er ist es, dieser Einzige unter Millionen, der in Verklärung, in Entstellung, in jeder Gebundenheit sich dennoch durch Bewegung und Stimme geheimnisvoll verkündet.

Paul Verlaine:
Aus den Gedichten der Bekehrung

*

Heilige drei Könige

Myrrhen, Gold und Weihrauch sind
Gott ein willkommen Angebind,
dargebracht in Deinem Sinn
nimmt ers wohlgefällig hin,
aber bloß Herz zu ihm freut ihn ebensosehr,
sind auch die Hände leer.

Der Magier Reise nach Bethlehem
war dem Herrn gewiß angenehm.
Er nahm auch ihre Huldigungen
entgegen hochgeehrt,
aber Er fand Hirten und Hüterjungen
noch vor ihnen, Ihn anzubeten, wert.

In jener feierlichen ersten
Liturgie freuten den Herrn am mehrsten
die vor den königlichen Gaben und Mienen
schüchtern verschollenen Rufe zu Seinem Ruhm
der Armen im Geiste: und ihnen
gab er Sein Königtum.

Engel und Erzengel weckten
die Hirten aus ihrem Schlaf,
das Ohr der hoffend Erschreckten
zuerst die Verkündigung traf,
ihnen zuerst in verschleierter Fern
des Himmels zeigte sich der Stern.

Reich oder arm, wir vermögen
vor Dir, Herr, alle nicht mehr
zu finden als: Deine Ehr.
Du wirst die Masse wägen,
wie voll von Dir, wie hohl,
und erkennst die Deinen wohl.

Übertragen von Christoph Flaskamp.

Es glänzten...

Es glänzten die falschen schönen Tage all den Tag lang,
nun sieh ihr zitterndes Schwingen im kupfernen Untergang.
Seele, schließe die Augen und bezwinge deinen Hang:
furchtbar ist diese Versuchung, Seele. Flieh das Verruchte.

Sie glänzten in langen Flammenhagelstrichen über den Tag
und schlugen auf allen Wein, der um die Hügel lag,
auf alle Ernte des Tales, und von ihrem Schlag
ergraute der blaue singende Himmel, der dich suchte.



F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett

O geh hinweg, gefaltet die Hände, bleich und gemessen.
Denk, wenn diese Gestern unsre schönen Morgen fressen . . .
Vielleicht hat alter Wahn seinen Weg wieder angetreten . . .

Müßte die Erinnerung wohl abgetötet werden?
Ein rasender Anfall, der letzte auf Erden!
O du, geh beten gegen den Sturm, geh beten.

Übertragen von Alfred Wolfenstein.

Das linde Lied

Hört das Lied, o hört es linde
tränen, daß es euch gefällt!
Leise klagts, wie wenn im Winde
übers Moos ein Wasser wellt.

Lieb war jedem, der sie kannte,
diese Stimme einst, die jetzt,
eine Witwe, schwarzgewandet,
zaghafter die Worte setzt,

und doch stolz, da herbstlich Morgen-
wind den Schleier ihr aufschlägt,
allen zeigt, daß sie verborgen
einen Stern der Wahrheit trägt.

Und sie sagt, die rückgekehrte,
daß die Güte unser Sein ist,
daß wer Haß und Neid abwehrte,
einzig seinem Tode rein ist,

und sie rühmt den Ruhm der klaren
Einfalt, die sich Gott verband,
rühmt den Frieden, jenen wahren,
der aus keinem Krieg entstand.

Ach, nicht sucht euch zu verschließen
ihrem bräutlichen Gebot!
Einer andern Leid zu süßen
ist der Seele Gottesbrot.

Nehmt der Duldenden die schwere
Bürde, eh sie heimwärts zieht!
Und wie lind ist diese Lehre! ...
Hört, o hört das fromme Lied.

Übertragen von Stefan Zweig.

Mirakel

Da kam ein stiller Reiter mit Namen Unglück her;
der stieß in mein alt Herz mir seinen dunklen Speer.

Mein alt Herz gab gar einen trüben Auswurf Blut;
der ist auf der Heide vertrocknet in der Sonnenglut.

Mein Auge losch in Schatten, ein Schrei ging aus mir aus,
und mein alt Herz erstarb mir in einem wilden Graus.

Drauf hat der Reiter Unglück seltsamlich gerastet,
stieg vom Pferd hernieder sacht und hat mich angetastet.

Seine Handschuhhand von Eisen fuhr in meine Wunde,
indes er einen Bannspruch sprach mit seinem harten Munde.

Und als mich also eisig durchfuhr die Hand von Eisen,
ward mir ein neues Herz geboren, da will ich Gott für preisen.

Ein Herz gar jung, gar rein und gut, das schlug wohl sonder
Fehle,
denn heller Gluten trunken genas mein Blut und Seele.

Aber schier geblendet lag ich und glaubt' es kaum;
wie einer, dem die Herrlichkeit des Herrn erscheint im Traum.

Da stieg der stille Reiter wieder auf sein Tier,
und gab den Sporn, und jählings hob er sein schwarz Visier

und schrie, und jetzt noch fährt mirs durch mein Ohr wie Stahl:
Hüt dich! so gnädig komm ich nur einmal! –

Übertragen von Richard Dehmel.

Aus der von Stefan Zweig herausgegebenen zweibändigen, den poetischen und prosaischen Schriften Verlaines entnommenen Auswahl. An den Übertragungen sind außer dem Herausgeber u. a. beteiligt: K. L. Ammer, Felix Braun, Max Brod, Theodor Däubler, Richard Dehmel, Herbert Eulenberg, Franz Evers, Ernst Hardt, Walter Hasenclever, Hermann Hesse, Wolf Graf Kalckreuth, Rainer Maria Rilke, Albrecht Schaeffer, Richard Schaukal, Johannes Schlaf.

Worte des Paracelsus

★

Gute Arbeit soll reifen

Bist du beruft ein Buch zu machen, es wird nit versaumt werden sollts sechzig oder siebzig Jahr anstohn und noch länger. Gehts in dir umb, und empfindests, so schnall nit so bald. Es wird nit dohinten bleiben, es wird herausmüssen, wie ein Kind von dem Bauch seiner Mutter. Was also herausgeht, das ist fruchtbar und gut, laßt nichts versaumen. Allein folg seiner Lehr und bitt und klopf an. Und nit, daß du wollest noch einen jeglichen Dorn für die Ehr erkennen, sondern es kommt die Stund, daß alles herausfallt. Ich gedenk, daß ich Blumen sah in der Alchemia, vermeint das obs wär auch do. Aber do war nichts. Do aber die Zeit kam, do war die Frucht auch do ... Wieviel tausend Bogen werden mit großer Arbeit ver-

schrieben: So es alles us ist, so ist es alles Narrerei. Wär demselbigen nit besser, er gedächte: stand still, laß baß waizen!

Die Kunst ist sein Gut und bester Reichtum

Ich hab ein beständiger Gut denn ihr, nämlich die Kunst ist mein Gut und bester Reichtum, das kann mir kein Dieb stehlen, kein Feuer, Wasser oder Räuber nehmen: Man nehme mir denn zuvor den Leib, die Kunst kann man mir nit nehmen, denn sie ist in mir verborgen und ein unbegreiflichs Ding, derhalben gehets mit mir dahin wie der Wind. Sehet, ein sollichs Gut hab ich, welches übertrifft Haus und Hof, Kleider, Geld, Silber und Gold, und all euer Vermögen: Denn sie ist beständig. Ob ich schon das Geld mit guten Gesellen vertummle, so ist doch meinem Hauptgut nichts abgangen, denn die Kunst ist mein Hauptgut, die verlaßt mich mit Gottes Hilf nimmermehr, da schmecket an.

Seliger ist zu beschreiben ...

Seliger ist zu beschreiben der Ursprung der Riesen denn zu beschreiben die Hofzucht: Seliger ist zu beschreiben Melosinam, denn zu beschreiben Reuterey und Artillerey: Seliger zu beschreiben die Bergleut unter der Erden denn zu beschreiben Fechten und den Frauen dienen. Denn in jenen Dingen wird der Geist braucht zu wandeln in göttlichen Werken: In den andern Dingen wird der Geist braucht, der Welt Art zu gebrauchen und ihr Wohlgefallen, in Hoffart und Unlauterkeit.

Was macht der Mensch aus ihm selbst

Wir seind all gelehrt, aber nit gleich: Alle weise, aber nit gleich: Alle kunstreich, aber nit gleich: Der sich hoch ergründt, der ist am meisten. Denn Ergründung und Erfahrung treibt in Gott, und scheucht der Welt Laster, fleucht dem Dienst der Welt, Fürstenzucht, Hofsitten, schön Gebärd, lehrt die Zungen,

in der Lügen und Fluchen auch liegt. Aber die Wunderwerk Gottes die lehren das Licht des Menschen, und fragt die Zungen nit darumb. Zucht gegen Gott, das ist des Menschen Befehl zu gebrauchen. Zucht gegen Menschen, was ists, als ein Schatten, der nichts ist? Der Mensch bezahlet kein Zucht, belohnet nichts in derselbigen, stirbt ab, und im Tod, so ist es ein Kot: Was macht der Mensch aus ihm selbst? Er lerne mehr denn Zucht, und laß Zucht stehen, und liebe seinen Nächsten: Jetzt geht die Zucht selbst heraus, wie aus einem guten Baum die Blühst, und sein Frucht. O wie groß ist der in Freuden, der seinem Schöpfer nachdenkt, der find Perlin, die nit den Säuen geben werden. Aber der den Menschen nachdenkt, derselbe sucht Perlin, wie ein Sau, die alles umbstreut und nichts find das ihr nützlich sei.

Der Arzt soll vom Unsichtbaren reden und das Sichtbare wissen

Von dem nun, das unsichtbar ist, soll der Arzt reden, und das sichtbar ist, soll ihm in Wissen stehen, gleich wie einem der kein Arzt ist, der erkennt die Krankheit, und weißt was sie ist, bei den Zeichen: Nun ist er aber darumb kein Arzt: Der ist ein Arzt, der das unsichtbare weiß, das kein Namen hat, das kein Materie hat, und hat doch sein Wirkung.

Glaube und Wissen

Ein jeglicher Weiser des Glaubens soll ein Philosophus sein: Und welcher ein Glaubiger ist, und kein Philosophus, der ist kein Weiser im Glauben. Sich gebührt eim Glaubigen zu sein ein weiser Mann, und ein kunstreich Mann, damit er wisse, was er glaube. Ein Tor, der do glaubet, der ist tot in seinem Glauben: Wann Ursachen: Die Werk machen den

Glauben, das ist, die Werk der Natur, der Zeichen, der Wunder. Dieweil nun der Glaub kommt aus den Zeichen, aus den Werken, aus den Mirakeln: So ist uns das billig zu philosophieren als ein Glaubiger, und nicht als ein Heid, und nennen uns ein Christen. Wir setzen aber do ein Unterscheid, im Glauben, und wissen, also. Welcher der ist, der do glauben will, der muß wissen. Denn aus dem Wissen, und nachdem er weißt, glaubt er: Aber demnach so solchs Wissen aus der Philosophey kommt, und darnach der Glauben, und also ein Seliger wird, so mag wohl ein Unseliger auch daraus werden, als der ist, der do weißt alle Zeichen Gottes, und Wunderwerk Gottes, und glaubts alles: Aber die Frucht seines Wissens gehet heraus nicht, stirbt ab. Diesen heißen wir einen toten Philosophum. Denn welcher viel weißt, der soll viel Frucht geben: Wo nicht, der soll für ein Lügner, und nit für ein Philosophum geacht werden. Wann wissen, darnach glauben, darnach die Frucht, das ist der Grund eines Philosophi.

Der tierische und siderische Mensch

Der Mensch erhebt sich also: Nämlich aus der ersten Matrix, das ist, aus der großen Welt: Das ist, die große Welt mit und samt allen andern Kreaturen durch Beschaffung durch die Hand Gottes, hat geboren den Menschen, dem Fleische nach zu rechnen, zu der Sterblichkeit. Aus solcher Ursachen ist der Mensch irdisch und fleischlich worden: Und dies irdische Fleisch hat der Mensch empfangen aus der Erden und Wasser. Diese Erden und Wasser ist nun das Corpus des irdischen tierischen Lebens, so der Mensch natürlich hat empfangen durch Beschaffung, durch die Hand Gottes: Dieses tierische Leben ist an ihm selber nichts anders, denn Feuer und Luft. Das ist also zu verstehen: Der Mensch, soviel sein tierisch Leben betrifft, ist

aus den vier Elementen: Das ist, das Wasser und die Erden, daraus das Corpus des Menschen beschaffen ist, ist das Haus und Corpus des Lebens. Ich verstehe allhier nicht das Leben, welchs Leben aus der Seelen, das ist, aus dem Atem Gottes, entspringt: Denn meine Meinung ist an diesem Ort nicht theologisch, sondern arzneyisch: Sondern, ich verstehe das Leben, welchs tierisch und zergänglich ist: Welchs Leben aus Feuer und Luft geschaffen. Und also ist das Corpus, so aus Erden und Wasser geschaffen ist, ein Haus des Lebens worden.

Und das ist genug zu verstehen, wie der Mensch zweierlei Leben habe, als nämlich das tierische, und das siderische Leben.

Auf daß mir aber nicht jemands möchte vernichten mein Vornehmen: Als daß ich vom tierischen und siderischen Leben traktiere: Ist von nöten, daß ich den tierischen Körper deskribiere. Denn der tierische und siderische Leib ist ein Ding und nicht zwei, und das also. Der Leib ist tot, das ist, das Corpus, als Fleisch und Blut, ist alleweg tot: Aber der siderische Geist, daraus der Mensch sein tierisch Leben hat, machet, daß das Corpus, das ist, der Leib, bewegt werde.

Daher entspringt das tierische Leben des Menschen. Und das kommt alles natürlich aus Eigenschaft und Kraft des Himmels. Als ihr sehet an dem Hahn, der schreiet die Mitternacht und den Tag an, das kommt ihm alles aus dem Gestirne.

Jetzt gebührt mir und einem jeden wahrhaftigen Arzte zu wissen, wie der Hahn, also auch der Mensch, vom Gestirn also getrieben werde. Das ist, der Himmel regiert das Leben des Menschen: Die Elemente regieren das Corpus des Menschen. Das Corpus des Menschen ist Wasser und Erden. Das Leben aber des Menschen ist Feuer und Luft. Also wird Wasser und Erden regiert vom Feuer und Luft. Daraus kommt dem Menschen seine Krankheit und Ungesundheit, auch Gesundheit.

Entstehung der Geister aus dem siderischen Leib und ihre Bezwingung durch die Nigromanten

Aber von dem siderischen Leib wisset sein Fäulung also. Er ist vom Gestirn, und nicht von Elementen, darumb so nimmt er sein Verzehrung nicht in Elementen, sondern außerhalb der Elementen, das ist, unter dem Gestirn, und muß gleich so wohl mit der Zeit verzehret werden, als der elementiert Leib, von dem, in dem er vergraben wird, das ist, vom Gestirn, wie der elementiert Leib von den Elementen. Nun folgt auf das, daß der siderisch Leib bleibt bei dem Körper, bis so lang er auch von dem Gestirn verzehrt wird: Das ist, wie sie beim Leben zu einander vermählet gewesen waren: Also durch den Tod werden sie geschieden, ein jeglicher in sein Grab der Verzehrung: Jedoch aber so bleibend sie bei einander, der ein in den Elementen, der ander außerhalb der Elementen im Luft, und in der Luft ist sein Gewalt, das ist, im Luft verzehrt ihn das Gestirn. Also verzehrt die Erden den elementierten Leib, und das Sydus den siderischen, und also nehmen beide Leib ihre Konsumation. Nun bedarf der elementiert Leib ein Zeit bis er verfaulet, einer mehr denn der ander: Also hat auch der siderisch Leib ein solche Zeit. Als sichs dann genugsam beweist, wie die Leib in den Elementen verzehrt werden: Also auch muß der siderisch Leib ein Zeit haben, bis er auch verzehrt werde. Der elementiert Leib ist greiflich, der siderisch Leib aber ist nicht greiflich, sondern wie ein Geist. Also wird der elementiert Leib gesehen greiflich, der siderisch ungreiflich: Und doch geschicht die Verzehrung auf Erden nicht bei einander vereinigt in einem, wie sie lebendig gestanden seind, sondern gescheiden von dem andern, und doch im alten Wandel, Weis und Gebärden, das ist, an dem Ort da die Wohnung gewesen ist. Also zu verstehen, der elementiert Leib bleibt im Grab und ist [nicht] mobil, der siderisch Leib aber der ist mobilis,

bewegt sich, und bleibt nicht an einem Ort, sondern er sucht die Wohnung, die derselbig Mensch bei seinem Leben gehabt hat. Nun folgt aus dem, daß der siderisch Leib möge gesehen werden: Denn Ursach, ist des Menschen Art gewesen, an den oder an den Ort zu gehen, der siderisch Leib behält denselben Gang, bis er verzehret wird, es sei auf Wucher, auf eigen Nutz, auf Geld, auf Schätz und dergleichen, dieselbigen Örter sucht dieser Leib nach dem Tod, und durchwandelts alles. Aus dem entspringt, daß man saget, ich hab dessen Geist gesehen, ich hab den sehen gehen: So es doch nur der siderisch Leib ist, der also seine Vergräbnus und Verzehrung hat: Und ist übel gesaget, daß man saget und glaubet, es sei derselbige Mensch, als wäre es gar, und endlich gar vollkommen da, so es doch keins ist, auch kein Seel, auch derselbige Mensch nit, sondern allein ein siderischer Geist. Zugleicher Weis als wann der elementiert Leib nicht vergraben wäre, so mög er gesehen werden, jedoch aber so ist es derselbig Mensch nit, aber wohl ein Stück von ihm, ein Teil von ihm, das da ist ohn Leben, tot und im Grab. Also wird der siderisch Leib gesehen, denn er mag nicht vergraben werden, denn er ist nicht greiflich, sondern ein Geist wie ein Bild im Spiegel. Nun ist der siderisch Leib auch tot, aber sein Wandlung ist an denen Enden und Orten, und in den Dingen, da derselbig Mensch, ein Phantasey und Gemüt hingestellt hat. Aus dem dann folgt, daß solche siderische Leib in derselbigen Menschen Hantierung gefunden werden, bei verborgenen Schätzen, oder an andern Orten dergleichen. Und dieses Gesicht wird gesehen so lang, bis derselbig Körper verzehrt wird, nach Inhalt seiner Eigenschaft, und nach Eigenschaft des langen Bleibens des siderischen Leibs: Denn einer wird ehe verzehrt denn der ander. Aus dem folgt nun diese Kunst Nigromantia, also daß Nigromantia das lernet erkennen, solcher Geister

Wandel, Wesen und Eigenschaft, und durch dasselb zu sagen die Heimlichkeit desselben Menschen, des dann der siderisch Leib gewesen ist: Also zu verstehen. Alles das, damit derselbig Mensch umb ist gangen, das mag durch die Gebärd des siderischen Geists erkündiget werden. Als ein Exempel: Wo er im Leben sein Gemüt gehabt hat, da stehet es auch tot hin durch diesen Geist. Als, er hat ein Schatz verborgen, da wird der Geist auch sein, so lang bis er vom Gestirn verzehret wird, und das geschicht natürlich an ihm selbst: Denn Ursach, daß derselbig siderisch Geist, bis in sein Verzehrung deß verstorbenen Menschen Herz und Gemüt brauchet und übet. Gleich wie in einem Spiegel dasselbig Bild des äußern Menschen Wandel, Bewegung, Tun und Lassen auch treibt, und ist doch nichts, seind tote Ding, ohn Kraft. Also ist auch hie an dem Ort zu verstehen, daß der siderisch Geist gleich ist den Fabulen und Gesichten im Spiegel: Und soviel einer aus dem Spiegel lernen mag, was der tut oder wo er ist, wie er ist, des Bildnus im Spiegel gesehen wird, soviel mag auch einer, der da ist ein Nigromanticus, lernen vom siderischen Leib. Der nun also diesem Geist in solcher Gestalt kann ausnehmen, derselbige ist ein Nigromanticus, mag also anzeigen des verstorbenen Menschen verlassene Heimlichkeit . . .

Das Leben ist ein unsicherer Schatz

So nun alle Ding schön, gut sind, und hübsch, rein, gut bei uns, voller Seligkeit, voller Heiligkeit und aller guten Dingen: So ist es doch nit anders, dann wie ein Schatz, der von Gold und Perlen in einer Kisten liegt, und der Dieb stiehlts hinweg, und dem Hausherrn bleibt nix. Denn da wird niemands verschont, und nix angesehen, weder Nutz noch Schad, weder Frommbkeit noch Bosheit, sondern nur auf und hinweg, und sollt

die ganze Welt auf eim stehen, so ist es nix vor Gott, wird nit angesehen. Also ist unser Leben, ein unsicherer Schatz, den wir schon wohl verhüten, und ihn allweg bewahren, was wird da gehüt? Es wird in größten Aufsehen und in der besten Wacht gestohlen.

Gedenket, daß wir unser Bruder nicht sollen einen Toren heißen: Dann Ursach, wir wissen nicht was wir sind, allein Gott ist der Dingen ein Urteilsprecher und Erkenner.

Aus der von Hans Kayser in der Sammlung „Der Dom“ herausgegebenen Auswahl aus den Schriften des mittelalterlichen Mystikers.

Rudolf Alexander Schröder: Vier Gedichte

★

JAPETI GENUS

Herr und Gott, Gewaltiger, erbarme!
Wolle mir zur Rechten oder Linken
Einmal, Du, mit ausgestrecktem Arme
Meinen Fuß in seine Richte winken.

Daß ichs wüßte, daß ich Dich erkannte,
Den so mancher schnöde Trug verwirret,
Der ich Dich mit tausend Namen nannte
Und mit tausend Namen mich geirret.

Wärs durchs Feuer, daß Dein Wort mich riefe,
Alle Pein des Feuers sei gelitten;
Fordre mich durch aller Wasser Tiefe,
Durch die Wasser komm ich hergeschritten.

Keiner Brücke noch so schwindelnd steile,
Durch die leere Nacht geworfene Stufen
Sind zu schmal für meines Fußes Eile,
Daß er nicht gehorchte Deinem Rufen.

Mir entgegen starren Schwert und Lanze;
Durch die Schwerter will ich blutend stürzen,
Könnt ich so nach Deines Aufgangs Schanze
Mir den Weg, den einzigen, verkürzen.

Wüßtest Du's – und weißts, gerechter Richter! –
Wie mich Ängsten würgt in dieser Enge,
Wie der Lüg und Lästerung Gelichter
Mich im Dunkel einsam hier bedränge!

Griff mich Haß, wer hält mich ihm entrungen?
Griff mich Gier, wer weiß mich zu erlösen;
Der ich Gutes will und eingezwungen
In der Bosheit wandle mit den Bösen?

Du, des Guten Meister und des Schlechten,
Alles Deine teilst Du mit den Deinen.
Lag, o Herr, für mich in Deiner Rechten
Nur der Sehnsucht Pein zu andern Peinen?

Aus der Feindschaft tracht ich in den Frieden
Derer, die an Deiner Brust erwarmen;
Ich von Dir gemieden, ich geschieden. –
Herr und Gott, Gewaltiger, hab Erbarmen!

ANIMAE DIMIDIUM MEAE

Ich hör, ich hör ein Wort: Vergangen –
Und weiß und weiß nicht, was es sagt.
Ich hör ein Wort, ein Wort: Verlangen –
Und hab doch alles, was mir hagt.

Ich sah so viele Tag und Nächte,
Ich spürte so viel Lust und Pein
Und blieb, was ich auch wollt und dächte,
Mit mir allein, – – mit DIR allein –

FRAGILEM TRUCI COMMISIT

„Een bloeiende amandeltak"

Ihr Mandelzweige, vor der List
Des wilden Winterwinds gerettet
Und – wurzellos – für karge Frist
Ins Glas auf meinem Tisch gebettet,

Im Dämmer blütenloser Zeit
Steht ihr von einem Glanz umfunkelt,
Der Salomonis Herrlichkeit
Und Cäsars goldenes Haus verdunkelt.

Ich, der ich Reiche trümmern sah
Und Throne stürzen über Reichen,
Weiß eurer holden Wildnis nah
Mit keinem Glück euch zu vergleichen. –

Des Menschen herrliches Geschick,
Begabt mit Wandel und Gebärde,
Mit aufgetanem Ohr und Blick
Und mit dem Lehn besonnter Erde,

Was hilft es ihm, der allzu frei
Kein Wagnis, keine Notwehr scheute?
Er stürzt, Tyrann, die Tyrannei
Und raubt dem Räuber seine Beute.

Ihr aber, friedlichstes Geschlecht,
Sacht aufgenährt in dunkler Hülle,
Ruht, wenn ihr aus der Knospe brecht,
Beseligt stumm in eigner Fülle.

Mir halber Trost und halbe Klag,
Der ich, umstellt vom Mißgeschicke,
Ein Wächter eurem kurzen Tag,
Ins Rätsel eures Reichtums blicke.

Daß kein Recht besteht, ich habs gelernt,
Der ich nahe war und war entfernt
Vor dem Aufgang Deiner Majestät,
Daß kein Recht besteht.

Und doch hält mich Zwang und hält mich fest
Auch im Dunkel, so Du mich verläßt,
Der ich strauchelte auf manchem Gang,
Und doch hält mich Zwang.

Wie des Freundes Aug die Freundin sucht,
Und sie selbst in aller Himmel Flucht
Keinen Anblick findet, der ihr taug
Wie des Freundes Aug,

Wie Magnetes Kraft am andern hängt,
Abgetrennt sich zu vereinen drängt, –
Du und ich, wer bannt uns so in Haft
Wie Magnetes Kraft?

Ein Geheimnis ists, das keiner lehrt,
Wie das Dunkel mit dem Licht verkehrt,
Ach, wer sagt: „Ich bins“, wer sagt: „Du bists“?
Ein Geheimnis ists.

Steige, Morgenstern; denn, wie mich deucht,
Kam die Stunde, da das Dunkel fleucht.
Aus den Wassern, Bote Deines Herrn,
Steige, Morgenstern!

Bis Er selbst erschien, und vor dem Licht
Gleich den Finsternissen mein Gesicht
Sein vergaß und weiß allein nur Ihn; –
Bis Er selbst erschien!

Regina Ullmann: Die Landstraße

Zugegeben, die Not, jene härteste, an der man zerbirst, war mir nur immer dem Namen nach bekannt gewesen. Und der Mensch ist darin wie das Tier, von dem wir sagen, wenn wir es grasen sehen: „Wenn es wüßte, was ihm bestimmt ist, es würde brüllen und in die Flucht laufen ..." Aber es geht nicht von seinem Platze. Es hat noch einen Tag und noch einen und noch einen allerletzten ... Und ich habe einst, früher noch, einen Hund im Hause gehabt, der war von einer Flucht auch noch wieder zurückgekehrt, nach schon drei Tagen. So ist auch das nichts: das Fliehen ... Wir sind eben von der Welt umgeben, von dem, was uns beisteht, und von dem, was uns bedroht. Wir erkennen es nur nicht gleich. Wie bei den Feldtieren, und vielleicht auch bei den anderen Tieren, muß die Bewegung hinzukommen; die sagende, unverkennbare, wenn wir nicht ohnedies schon gewittert haben. –

Ich ging also nicht in dem Sinne des Entrinnenwollens fort von hier, sondern in gleichem, langsamem Schritte betrat ich einen Pfad zwischen den Hügeln hinauf.

Es war ein besonders glänzender Tag. Und wenn auch Gras und Blumen in dieser regenlosen Zeit keine Schönheit mehr aufnehmen konnten, es blieb ihnen da oben doch ihr eigentlicher Blumentod bewahrt, die Luft sang gleichsam. Ein Schwälbchen zwitscherte mir beinahe in meinen Mund hinein. Ein Lamm kam. Und ich sah an seinen noch liebender werdenden Umrissen, es wollte gestreichelt sein. Freilich war es um diese Weichheit nicht so bestellt, wie ich vermutet hatte. Seine Wolle war so dicht gewölbt, da, wo sie schon in Streifen wuchs, daß sie nur in der Idee gut war anzufassen. Und seine nackten Stellen waren kühl.

Es begegnete mir außer diesem Lamme auch noch ein Kind, ein wirkliches: eine seltnere Begegnung als man glaubt. Und oben, auf dem Rücken des Hügels, stand wieder ein sehr alter Hirte. All das empfand ich dankbaren Herzens. Dann aber ging es wieder von einem in die Augen fallenden Ausblick fort in die Niederungen; wohl wissend, daß mir der weite Blick nicht erhalten bleibe. Denn da oben ist seit alter Zeit her die Verführung: die falsche Hoffnung eines sich von selbst verjüngenden Lebens.

Man hatte mir genau das Haus, in dem ich wohnen könnte, bezeichnet. So fand ich es auch sogleich: mit dem Finger hätte ich darauf hinzeigen können. Das hoch reichende und beinahe bis zur Erde gelangende Dach bedeckte zugleich Wohnung und Scheune. Und wenn man glaubte, daß sich die Vögel auf diesem Dache niederließen, tauchten sie ins Gras unter oder sie verschwanden in einem Baume. So sehr in die Niederung war dieses Haus gebaut.

Aber das, was ich sagte, empfand nicht die ganze übrige Welt. Sie trennte da alles scharf, haarscharf, wie man sagt. Für sie war es ein Eigentum, verglichen mit einem nebenan, einem ärmeren, oder aber mit einem ebenbürtigen, das in der Ferne lag. Es waren Quadrate und Längsecke, die eine laute Sprache miteinander führten; diese ganze Landschaft war eingeteilt im Sinne der menschlichen Macht. Da waren zum Beispiel die Pferde; von ferne erblickte ich sie schon, eine ganze Koppel nackter bäumender Pferde. Etwas Reiches war an ihnen, etwas von unverdorbener Kraft, was auch auf den Besitzer überging. Bei diesem Bauern hätte ich gerne gewohnt. Aber das war nicht mein Besitzer; mein Besitzer war ein ganz anderer. Und er war doch scharf nebenan. Ihrer beider Eigentum schien kaum trennbar für ein unbewandertes Auge. Und nichts als das war ich. Und nichts als das besaß ich. Ich war eigentlich

noch ein Kind nur, das gerne wieder einige längst verfallene, verspielte Würfel von neuem in seinen Becher eingestrichen hätte. Aber es spielte ein Höherer mit mir als ich glaubte: dem war Ernst darum, wer gewann. Es sollte wenigstens entschieden werden. Und bei mir mußte man sehr deutlich werden. Und er wurde sehr deutlich, bis auf ein paar freundliche Augenblicke: bis auf die Schwalbe, bis auf das Lamm, bis auf den Hirten.

Es war, als wenn da unten jemand auf mich gewartet hätte. Ich beeilte mich etwas. Und wirklich: unten vor dem Hause in der Mulde wartete eine Frau. Die Glocken schlugen ringsum in den Bauernhöfen. Es war Mittagszeit. Die Kirchenglocken in den fernerliegenden Ortschaften bekräftigten es. Gott war da irgendwo. So wie auf den alten Kirchenbildern mit Mantel und Krone. Etwas jubelte in mir. Etwas in mir hatte gesiegt. Aber da wartete wirklich noch die Frau. Sie wartete vielleicht auf ein Kind. Aber wie sie mich mit diesem noch lange nicht kommenden zugleich anschaute, hatte es etwas Überweltliches. Sie kannte mich Fremde gewiß schon ebenso genau, obgleich sie doch nicht wesenhaft sich äußernd zu leben schien. Sie war ja nicht etwa eine Wirtin oder eine Bäckersfrau. Nein, das, was sie war, blieb sie, solange ich dann auch noch um sie war: sie war Taglöhnerin. Und die ersten Worte von ihr, und die letzten, die ich nach Wochen hörte, änderten nichts an dem Stand, den es gibt; ja unser beider besitzloser war auch noch jeweilen ein anderer. Und das, was uns wiederum irgendwo über der Welt zusammenbrachte, änderte auch nichts, gar nichts an dieser unwesentlich scheinenden Weltordnung.

Das war der Eintritt in das Haus. Es war ein deutlicher, und während ich da lebte, aß, schlief, schrieb, las, sang: vergaß

ich ihn doch nicht. Das Zimmer, das meines wurde, und das sie mir gleich nach wenigen Fragen gezeigt hatte, war ein ganz ländliches, und darum war es gut. Es war auch billig. Wer hätte auch in diesem Hause den Wunsch gehabt, mir mehr dafür abzufordern, als es kostete. Es gehörte ja ihnen nicht. Das Haus stand unter dem Hammer. Es stand seit nahezu sieben Jahren unter dem Hammer. Ein in der Stadt verkommener Spekulant zog die Versteigerung nur hinaus. Er setzte eine Taglöhnersfrau hinein als Bewacherin des Anwesens und außerdem eine winzigkleine Mietpartei und mich. Das heißt, für mich hatte das mir fremde, dem ich fremde Schicksal eine kleine freundliche Thule da gegraben, auf eine Weile.

Wer nach mir da hereinkam? Niemand, ich weiß es: das Haus wurde versteigert. Das, was ich nun hörte, war: die größte Stille den ganzen Tag. Zwar drehte sich unablässig eine Nähmaschine. Sie sprach gleichsam kurze und lange Sätze, eine ganze Schürze in einem Atem. Manchmal trat jemand zu einer Kommode und öffnete sie und schloß sie wieder. Das aber war nur wieder Stille der Arbeit. Die lärmt nicht, die beunruhigt nicht. Nur mit der Zeit hätte ich gern die Frau gekannt, die die Stunden so in gleichem Maße bediente. Ich fühlte gleich, wie sich ein erfundenes Idealwesen einstellte. Wie es gleichsam in ihren Fußstapfen ging. Aber dann hörte ich wieder einmal einen harten Tritt, wie mit dem Absatz gegeben, oder aber ein Lied begann. Beides war mir gleich schrecklich, beides schien ein und dasselbe zu sein. Aber man singt doch nicht etwa mit den Füßen? Man geht doch nicht in einem Gesang, einem unnatürlichen, durch das Leben? Das Leben war doch natürlich. Oder auch nicht? Machte es nicht das Unwahre zum Wahren? Hatte es nicht von jeher einen Kampf, eine Spaltung zu sich selbst zurück bestanden?

Aber da mochte die zerrissene kleine Stoßkante umgebogen sein. Die Nähmaschine begann wieder unentwegt zu säumen und zu säumen. Es war eine Lust! Und draußen sang ein Vogel, so nah, daß man ihn nicht mehr überhören durfte. (Denn wer schwer lebt, wird naturfeindlich; zuerst gegen die Vögel, zuletzt gegen die Blumen, allerletzt gegen sich ...) Das Vöglein hatte sich inzwischen auf einem der kleinen Fensterflügel niedergelassen. Ich atmete kaum. Darum auch ward es bald mehr wie ich. Es schwabbte mit dem Schwänzchen, hob das Häuptlein, als stäk ein Lied darin. Dann endlich putzte es sich sein Gefieder mit viel Energie, wie nach einem Bad. Und unter ihm war doch nur die sich schnell wieder glättende Fensterscheibe ... Ein Zittern, und es war wieder fort. Und ich war wieder da in meiner Schwere. Wie war ich nun allein, nur weil ich zu mir selbst zurückgekehrt war! Kommt man da nicht auf den Gedanken, so ein anderes Geschöpf zu beneiden? War es nicht leichter, ein Vogel zu sein? Es kam mir nicht in Frage. Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend. Mein Herz war mir teuer; ja, es war mir nicht nur teuer, es war mir heilig. Ich hätte es bis in den Tod der Vernichtung verteidigt. Immer hätte ich mich dazu bekannt.

So war es an diesem Tag. So war es an vielen Tagen. Immer wieder gingen die Dinge einen neuen Weg, die ich lebte. Manchmal war ich teilnahmlos oder hatte gar Langeweile. Aber immer war es schließlich ein Tag des Lebens, die lebendige Niederschrift des Lebens selber, wenn man so sagen will. Meine Verzweiflung, meine Schwermut wurde dahinein von mir gegraben. Auch meinen eignen Tod würde ich selber eingraben müssen. Das wußte ich. Das behütete mich vor vielem. Denn es war trotzdem nicht sehr leicht, in diesem Hause zu leben. Erstens schwebte es, wie schon gesagt wurde, unter dem Hammer.

Es war verpfändet in unserm Gefühl. Wie beschämend das war, wie hinausweisend. Immer, tagtäglich konnte man sein Bündel bereithalten... Dann hatte das Haus auch keine Glocke. Alle anderen läuteten um Mittags- und Abendzeit, wenn sich die Glocken der umliegenden Kirchen schwangen. Dieses Haus blieb stumm. Es war eben schon nicht mehr. Es besaß auch kein Vieh, nicht einmal Kleinvieh. Und wenn es das auch gehabt hätte... Es gehörte ja bereits nicht mehr ihm.

Nur das Gärtchen noch mit den buchsbaumumsäumten Beeten predigte fortwährend einen Besitz, predigte Sparsamkeit und Fortdauer des Lebens. Es dufteten von dorther Levkojen und Reseden; und der ernsthafte Spinat ging da getreulich seine ihm vorgeschriebenen Saatwege. Vögelchen hielten sich auf bei jungen Salatköpfen. Es schien ihnen außerordentlich zu gefallen in diesem Garten. Und wem gehörte nun er? War er nicht nur das Sträußchen auf eines Bettlers Hut? Nein, als das durfte man ihn nicht verunehren. Er war doch Fleiß. Täglich goß ihn eine Hand, jätete, harkte die spröd gewordenen Beete...

Manchmal sah ich in das Gesicht der Arbeitenden. Ein kleines, verwelktes, aber immerhin noch nicht alterndes Gesicht war es. Es hatte schwarze, hervorstechende Augen. Die Haare, gleichfalls die dunkelsten, fielen in einer unglaublichen Frisur herein. Es war der Turmbau zu Babel, ins Modernste und Kleinlichste übersetzt. Im übrigen war es wieder Landfrau. Ein Nachtjäckchen legte sich in seinem breiten Schwung um einen derbgestreiften Unterrock. Schließlich waren noch die Schuhe, wenn sie ferne fort sich bewegten, bemerkbar. Es waren Halbschuhe aus Lackleder, aus verblichenem. Wenn sie so beieinander standen, wars, als ginge es da schief abwärts oder

als wollten sie etwas erreichen – so auf ihren äußersten Spitzen standen sie. Es waren Tanzschuhe, das sagte ich mir. Ich dachte an die Nähmaschine, an das Lied nebenbei. Also das sah so aus? O Gott, ich hatte vielleicht seine verdorbensten Triller noch nicht gehört. Vielleicht war es mir so vorgesungen, gleichsam erst ein unschuldiges Schullied gewesen, eine harmlose Vorstadtdarbietung. Und diese ältliche Figur da draußen war noch etwas ganz anderes.

Und ich fühlte schon: ich durfte sie mir nicht ersparen. Ich durfte nicht in mein Klausnerdasein zurückkehren, wie es mir immer so lieb war – ehe ich das hier enträtselt hatte. Es war nicht erlaubt, mit einer selbstgedachten und selbstgefügten Person sich zu begnügen; auch wenn sie lebte, wirklich lebte, neben mir, wie ich sie sah. Ich mußte in ihrem Leben stehen, so wie in einem ungetrennten Raume. Sie mußte in mein Leben herüberragen. Und diese beiden Leben mußten miteinander kämpfen und siegen und unterliegen. Erst dann war es nicht nur nichtige Phantasie, erst dann war es das Leben selber.

Dies war meine nächste Einsprechung. Und sie traf mich stark. Sie schlug mich gleichsam. Aber sie war auch gleichzeitig eine Berufung, und so arm und schwach wie ich war, durchzitterte sie mich darum mit der Begierde des Ehrgeizes.

Es war inzwischen Abend geworden an diesem Tage. Die Taglöhnerin hatte meine abgegessene Mahlzeit abgeräumt. Es berührte ein roter Himmelssaum mein Fensterbrett. Wie ein sich selber teilender Blutstreifen trennte er sich daselbst und versank rechts und links in die Ecken. Es wurde Nacht. Also, es war alles bereit. Das Theater dieses Lebens konnte nun beginnen.

Ich gab meinen Gruß. (Meinen ersten, denn die früheren waren eher ein sich ferner rückender Blick gewesen.) Und wie



alles, was lange aufgespart gewesen, drang er nun erwidernd, kaum geheißen, hervor, kollerte mir gleichsam bis vor die Füße.

Es erschauderte mich, wie schnell das Gespräch gedieh, wie es sichtlich unter meinem Fenster emporschoß.

Jetzt stand schon die Frau da mit ihrem Erstaunen über mein Leben. Daß ich es hinnahm. Ich hätte es zwingen sollen. Sie hatte recht, ohne es zu wissen. Denn sie schien viel klüger, als sie in Wirklichkeit war. Es war im Grunde gleichsam alles, was sie sagte, nur eine armselige Spekulation über ein Haus, das schon unter dem Hammer lag... Eine Spekulation, bei der zwar für sie nichts heraussah, für mich nichts heraussah, für niemanden etwas heraussah. Aber immerhin war es eine. (Wir handeln ja alle gern über die Köpfe der andern hinweg.) So hörte ich anch geduldig zu, als sie mich frug.

Warum ich da war. Das war sehr viel gefragt. Ich war da, weil ich allein war.

O Gott... Wenn man einen Stein fragt, warum er allein ist; warum er aus dem muntersten Zusammeuhang herausgekollert ist auf eine einsame Stelle... Ich antwortete ihr nicht. Ich redete überhaupt beinahe nie an diesem Abend. Sie aber sprach für mich. Auch nur dann war es ein Vergnügen, überhaupt zu reden... Sie dachte darum lange nach, bis sie an meiner Statt beantwortete. Prophetisch. Und zugleich mit ihrem eigenen Maßstab sagte sie mir voraus, wie es mir zumute sein würde:

Mir würde, wenn ich in meiner Einsamkeit verharrte, nie wohlig werden im Leben. Ich sollte mirs gründlich überlegen. Denn das Leben müßte doch schön sein, schön mit der Welt sein. Sie war der Fenstervorhang, sie war der Geranienstock. Sie war die Uhr und die Lampe. Sie war unser Bett, unser Tisch. Sie war die Tür, zu welcher wir hereintraten und zu welcher

wir wieder hinausgingen. Und war sie nicht da, die Welt, so war alles nur Kulisse, windige Kulisse, und vor dieser Tür war nichts, war der Abgrund. Unser Abgetrenntsein war da, unsere furchtbare, selbstgeschaffene Absonderung.

Das erwartete mich. In Wirklichkeit war sie jetzt schon da, heraufbeschworen durch ihre Worte. Denn wenn es auch vielleicht nicht gerade diese waren, es waren doch die Worte, die ich hörte, und wiederum sie, die sie aussprach, die Frau mit der babylonischen Haartracht und den vertanzten Lackschühchen.

Ich erschrak. Aber ich rührte mich nicht. Nun kam sie daran.

Die Nacht war inzwischen eingeordnet in sich. Der Zaun war nah gerückt, als sei er auch gesprächig geworden. Die Levkojen waren ein sinnlicher Eindruck geworden, die Reseden ein an den Geruchsinn gehaltenes Sträußchen. Der Spinat war in langsamem, nachdrücklichem Schritt gleichsam in die Erde gegangen; und der Salat, weltlich oberflächlich wie er war, längst verschwunden. Nur die Buchsbaumumfassungen mit ihren Geschwisterpaaren, den Wegen und den Beeten, hatten Beziehung zu den Sternen gewonnen. Zwar eine sentimentale, singende, beinah sich selber veräußernde. Aber immerhin war es eine Beziehung zu den Sternen, und das war nicht geringzuachten. Ich schaute feierlich empor; dankbar. Diese waren da. Und daß wir sie nur sehen konnten, war schon ein solch unerhörtes, göttliches Geschenk, eine Gegengabe unserer Einsamkeit ...

„Nimm du, was du willst“, dachte ich mir. „Ich will aus mir heraus in diese Sterne schauen. Und sollte mich das Leben, einsam wie es nun schon einmal war, dennoch drängen, zu zweit zu sein, so doch nur wiederum als alleinige ...“

Ich war recht gut daran. Aber die Frau, die nun bereits auf meinem Fenstervorsprung saß, und die ich nicht mehr sah, sondern

nur, mehr als mir lieb sein konnte, fühlte, nahm mich beim Arme. „Sie," sagte sie leise, als habe auch sie dieses Wort von den Sternen gehört (natürlich war sie allwissend im gemeinen Sinn), „Sie sollten einmal das Leben so von vorne anfangen müssen, wie ich es gemußt in meinem Elternhaus. Dann würde Ihnen das Nicht-Wollen schon vergehen."

„Mein Vater," – ohne mich noch zu fragen ging sie so weit zurück – „mein Vater ist ein fleißiger Barbier gewesen. Er ist auch an seinem Berufe gestorben, wie alle tüchtigen Leute. Sie müssen wissen: Wiener-Vorstadt. Da ist es keine Kleinigkeit, sein Brot zu verdienen. Und viele Kinder. Aber meine Mutter war vom Lande, die hat nicht viel Wesens um uns gemacht. Wir mußten eben arbeiten. Und jeder ist etwas geworden (und dann, wenn man schon immer meinte, es würde nichts mehr aus ihm). Einer ist Schneider, einer ist Glaser, einer ist Oberkellner geworden, einer Barbier, einer Schuster, einer Eiskonditor. Bitte, Sie müssen wissen: alles ohne einen Heller Geld. Wenig ist das nicht. Er ist auch stolz darauf gewesen, mein Vater. Ich war seine jüngste Tochter. Ich sollte nähen lernen. Mich hat er am liebsten gehabt."

Während sie das sagte, schaute sie im Dunkel sehr stolz auf mich herab. Ich hatte dies alles nicht gehabt. (Oh, wie sie das wußte! Meine Kindheit, ohne das Vorbild eines Berufs, war wieder in sich zurückgegangen.)

„Sehen Sie," predigte sie (sie hatte jetzt schon den Buchsbaumgarten wie einen Mantel fröstelnd umgetan und die Sterne entliehen aus der Ferne – was ist diesen Menschen nicht alles möglich –), „sehen Sie," predigte sie, „es ist immer was wert, wenn man so etwas kann." (Sie meinte wohl ihre Fertigkeiten.) „Überhaupt kann man alles brauchen. Ich hätte nicht geglaubt, daß mir das Singen und das Zitherspiel

noch zu etwas wert sei. Diese Lieder und Tänze, die nur zur Kurzweil gelernt wurden." (Und sie ersparte mir nicht eine Probe davon.) Ich stand nun schon ganz im Dunkel. Sie aber wurde immer sichtbarer; wovon? Sie nahm ihre Stimme, schien wie an einer Zither gleichsam zu zupfen und begann ein Lied. Irgendein fernes Orgelmannslied war es, wie es die Blinden am Freitag in allen Höfen noch jetzt in Wien singen mögen. Ich horchte. Ich vergaß, daß sie es war. Es war wieder ganz Sternennacht und eine unerhörte Pracht dort oben. Mußte es so schön werden, daß die Blumen verdunkeln und die Vögel verstummen durften? Ich sang, leise, aber ohne Melodie.

Da nahm mich die Nachbarin von neuem beim Arm. Sie wollte mich anscheinend in dieser Nacht noch überzeugen. Ich horchte auf.

Sie erzählte immer noch von zu Hause. Es mußte ihr heimelig sein. Neben der Baderstube war noch eine kleine „Hausstube", wie sie es nannte. Und da stand die Zither. Besonders am Samstagabend, vor dem Sonntag, wurde ihr Spiel gerne gehört. Da zitterte das Geschäftsglöcklein an der Eingangstüre immer von neuem. Und mancher Gast verweilte länger, als er gemußt hatte. Daher kam es denn, daß sie nicht bei der „Nähet" blieb. „Man wird eben fortgezogen", sagte sie. „Und zumal, wenn man jung ist. Was versteht man da schon viel von Beruf. Das, was das Angenehmste einem ist, ist einem auch das Erwünschte." Und sie erzählte, in meine Stube hereingelehnt, weiter: „Ich wurde Zitherspielerin, und dann Brettlsängerin. Ich habe vieles auch gelernt, was zu dem Beruf der Taschenspielkünstler und der Akrobaten gehört." Ich horchte aufmerksam zu. Ich hoffte wohl, auch was zu lernen.

Eine Luft war jetzt, als sei die ganze Welt eine große Sammetblume. Einige Leuchtkäferchen begannen zu leben. Was ihnen wohl die Nacht war? wenn eines sich entfernend dem andern nachflog ... Aber dieses Wesen da, neben mir, veränderte sogar diese Nacht. Aus der einzigen Sammetblume machte sie lauter dauerhafte, kleine Blumen auf ihr Altershütchen. Und die Leuchtkäferchen mußten ihr heimleuchten, eiligst noch heimleuchten zu einer verspäteten Stunde.

Wo war da die Wahrheit der Wahrheit, wo war da die Nacht, die beseligte. Wenn sie sich jedem anbot ... Dieser hier und jedem ... Ich schämte mich. Es ist wunderlich für einen armen Menschen, sich für die Nacht, für den Himmel zu schämen. Aber das Nachbarwesen blieb immer noch stehen. Sie tat nichts desgleichen. Sie probierte bereits ein neues Lied. Es hatte nicht mehr diese gereizte Jugendstimme. Zitherspiel war auch keines mehr dabei. Dagegen etwas Jahrmarkt. Etwas; sie wollte nicht. Sie hätte mir das niemals eingestanden. Aber ich hörte es auf einmal aus allem heraus; ich war auf einmal scharfsinnig.

„Sie wird doch um alles in der Welt kein Kind haben", dachte ich mir, im geheimen erschrocken. So wie sie da vor mir stand, sichtbar und unsichtbar, war sie das Unkindlichste, was man sich denken konnte. Sie konnte nicht einmal je eines Kindes Schatten gewesen sein. Und doch ... Wo war noch in der menschlichen Natur Ordnung, Zuversicht und Wahrheit, wenn sie so verbog? Und war nicht ich ihr übertriebenes Gegenspiel: die Übertreibung der Wahrheit?

Nacht war jetzt. Nacht. Keinem gab sie mehr sich teil, keinem nahm sie mit Willen sich fort. Nur wir waren es selber, die da die Gerechtsamen spielten; zu unserem eigenen Schaden vielleicht. Ich war müde, ich wußte selbst nicht wie. Und

dennoch konnte ich nicht fort von hier. Schwer wie ich mich selber wußte, war ich gebannt und mußte den Verlauf dieses fremden Daseins mit anhören. Ein Käuzchen rief bereits. Ein Vöglein duckte sich zurecht in ängstlichen Tönen, als habe es der Raubvogel schon beim Kragen, und doch war es vielleicht erst im Traum.

Traum, Sang, Klang gingen durcheinander; wie die Leuchtkäfer verfolgten sie sich. Es war kein rechter Bestand. Das Singen und Fliegen und Tanzen war eben ein Beruf für Vögel, Blumen und Schmetterlinge, allenfalls auch für Leuchtkäfer, aber nicht für Menschen. Und gar für solche, die das Leben schon satt hatte, ehe es sie begann ... Oh, diese Vorstadtkreatur! Es schrie etwas in mir. Vielleicht war es auch meine Müdigkeit.

Der Nebel ging auf den Wiesen wie eine Herde ferner Schafe. Der Wind trieb sie vorwärts. Eine Stunde wandelte um die andere.

Sie aber war gar nicht müde in dieser Nacht, meine Nachbarin. Sie redete immer noch weiter. Sie erzählte mir die Jahre. Das ist eine eigene Aufgabe, das kann nicht jedes ... Wie sie mit dem Teller sammelte, was sie wieder ausgab. Und wie jeder Gewinn in Gewinne geteilt wurde. Und wie dabei jeglicher Gewinn so klein wurde, daß es kaum mehr betrug als einen halben Tag, jeden Tag. „Der Tag war", wie sie so furchtbar sagte, „oft nur halbbekleidet." Und dabei war das Singen und Tanzen natürlich schon längst kein Singen und Tanzen mehr. Und die zu Hause hatten ein ehrliches Gewerbe, nur sie trieb sich herum in kleinen Städten und Marktflecken, beinah auf der Straße ...

Da konnte man sich nicht verwundern, daß sie meine große Sammetblume allmählich zu kleinen verschnitt. Sie erzählte

es mir ehrlich: sie beschloß, sie wollte heiraten. Es war ihr plötzlich eingefallen. Es war, als sähe ich selber den Abend in dem kleinen Garten, als sie das beschloß. Sie zog ihn, diesen Garten, gleichsam zu mir heran. Ein Buckliger saß an dem Tische unter den Kastanien. Er war es, dem sie gefiel. Ja, sie gefiel ihm. Er hatte Augen. Augen, nicht für heute und morgen, die hatten ja viele. Er hatte Augen für die Dauer der Dinge. „Siehe," sagte er sich, „der Tanz wird bald aus sein. Das Lied wird bald aus sein. Aber das Leben währt länger als Tanz und Lied. Vielleicht kann sie das einsehen. Und wenn sie das einsehen kann, wird sie auch mich sehen."

Damit stand er auf und ging wieder. Aber immer, wenn wieder Vorstellung war, fand er sich wieder unter den Bäumen ein. Und einmal hatte er sogar eine Blume im Knopfloch. – (Ein Wind kam, als strählte er uns jetzt schon für den Morgen.)

Sie hatte aber inzwischen auch noch anderes im Sinne. Sie würde sonst auch nicht gar alles gesehen haben, was vorging. Aber immer wieder kamen auf irgendeine Weise ihre Zukunftspläne aufs neue ins Wanken durch neue Ereignisse. Denn wenn auch sie und ihre kleine Truppe außerhalb der ehrsamen menschlichen Gesellschaft der kleinen Städte stand, so kamen sie doch, die kleinen Städte, sie anzusehen. Sie besonders, sie. Denn sie hatte ein besonderes Spiel. Da war sie in blauem Samtkleide und warf mit Goldsternen. Das gefiel ihnen immer am meisten. Sie klatschten da soviel. Sie gaben auch einmal sogar Blumen. Das war ihr noch nie vorgekommen. Einen vor allen, den schilderte sie. Das war ein großer Mensch mit roten Haaren. Der hatte sich wirklich an sie angeschlossen. Er ließ die Truppe leben. Der Wein kam immer von ihm. Und immer saß er am ersten Platz. Wirklich ein Mensch. Ein Richtiger war er, das konnte man ja sehen. Sie knüpfte Gedanken daran, Gedanken,

die sie ja schon seit längerem gehabt hatte. Er war nämlich keiner von den Unsoliden, die sich den Lohn vorwegholten. Er hatte nämlich auch seine Gedanken. Er wollte auch heiraten. Und gerade sie. Es war in ihrem Gemüte schon ein ordentliches Hochzeitsfest angerichtet. Der Bucklige war dabei vertrieben. Das heißt, er saß im Schatten. Die Lampions schwankten wie bei Gewittern mit ihren unruhigen Farbenköpfen. Dazwischen die Sterne, die nie ihre Wahrheit verlieren. Dazwischen die Sterne, die das alternde Mädchen auffing und auffing. Es war wirklich zum Staunen.

Am Morgen der Tanznacht wollte sie Ernst machen, erzählte sie mir. Da wollte sie abschließen mit dem Leben, mit dem halb unehrlichen Gewerbe. Sie wollte auch nicht einen Buckligen heiraten. Sie wollte einen heiraten, der gesund war und starke Glieder hatte und ein einkömmliches bürgerliches Gewerbe betrieb. Diesen wollte sie heiraten. Es war keine Frage mehr. Der Bucklige war vergessen. Mochte er ihr die Geige spielen zu ihrer Hochzeit! Denn er war bescheidenerweise Musiklehrer und suchte sich täglich sein Brot, während der andere es sozusagen schon besaß: er war Metzger. Jeder konnte sich davon überzeugen; davon, daß er es war; und außerdem, daß er es in der geschicktesten Weise war. Sein Laden stand immer voll, bis zur Treppe, von schwatzenden Mägden. Und wenn ihn auch keine Bürgerstochter genommen hätte (denn Metzger sein ist eben Schlächter sein, und Schlächter sein an der äußersten Grenze ehrsamer Geschäfte), so würde es doch noch ein rechter Mann für sie. Sie, die zuletzt schon mit den Sternen gespielt hatte und auch längst nicht mehr Bürgerkind genannt werden konnte.

Und innerhalb der Welt wollte sie sein. Das fühlte sie immer mehr. Innerhalb, nicht da, wo sie mich hinprophezeit hatte.

Ich selber aber stand und fror bereits. Die Nacht hatte nun alles abgelegt, ihre Nebel, ihre Schatten. Es war Mondtag. Er war die Sonne der Nacht geworden. Meine Hand war silbern, die unsicher sich am Fensterpfosten hielt. Meine Augen selber fühlte ich Mond werden. Der Schlaf kam.

Aber, als wollte sie mich töten, sie, die abgewandt dieser Pracht stand, sprach weiter, immerzu weiter.

Sie erzählte die Nacht, die sie den Polterabend nannte. Sie erzählte vom Tanzen. Es spielten sogar Geigen. Eine ganz feine Geige spielte, eine selbstgebaute, verständige Geige spielte.

Es war jetzt umgekehrt: sie wurden zu Publikum, endlich einmal, und jene blieben nur Musikanten. Mochte auch einer darunter sein, der besser war.

Ach, und die Not sollte jetzt ein Ende haben. Nicht einmal mit dem bescheidenen Leben hielt sie es mehr, mit dem spärlich auskommenden. Die Not sollte jetzt ein Ende haben. Wie man da tanzen konnte.

Das war ein richtiger Polterabend, eine Polternacht.

Sie schaute mir tief forschend in die Augen, die Nachbarin. Ob ich erriet? Sie wollte sich jetzt plötzlich das Reden ersparen. Ich wußte nicht warum. Ich war eingeschlafen wie ein Tier, im Stehen. Ich war weggewesen. Freilich nur einen Augenblick. Augenblicke des Schlafes sind bei Nacht wie eine Ferne von Stern zu Stern. Wankend (denn der Boden unter mir war durch ihr Gespräch mir bis auf das letzte, ärmste Fleckchen fortgenommen), wankend sah ich sie vor mir stehen, die Frau, in der Haartracht, in dem Jäckel, mit den Schuhen, so, wie ich sie mir getreu eingeprägt hatte. Es war, als wogte ich vor und zurück, sie aber war unbeweglich.

Trotzdem aber wunderte es mich, daß sie noch da war. Es waren doch abertausend Jahre verstrichen.

Die Nacht hielt mir nachsichtig die Reseden und Levkojen vor das Angesicht ... Ich atmete. Lange.

Und inzwischen tanzten die Leute fort in irgendeinem Garten. Ja, ich sah sie lärmen und sich drehen, ohne daß sie, die Nachbarin, mehr viel darüber zu reden brauchte. Sie schaute nämlich immer noch in das eine Wort, das sie nicht gerne sagen wollte. Sie wartete förmlich, bis Tanz und Trunkenheit bis zum Unnatürlichen gesteigert waren. Bis es selbst von den Lippen sprang, dieses Wort, von ihren jetzt doch ganz nüchtern scheinenden Lippen ...

Eine aus ihrer eignen Gesellschaft war es, die es schließlich zuerst gesagt hatte, dieses Wort. Und daß es wahr war, merkte sie alsogleich an dem Stillstand des Tanzes, an dem plötzlichen Lebloswerden ihres eignen Tänzers. „Henker" hatte eines aus ihrer Gesellschaft gesagt.

Und dann, als ob es niemand noch verstanden hätte, berichtete dieser Gast ausführlicher:

„Ja, Henker, ehe du Metzger wurdest, bist du Henker gewesen. Darum nimmt dich auch kein bürgerliches Mädchen. Darum mußt du eine von unsrer Truppe heiraten. Ja, Henker bist du gewesen, Henker und Henker."

Es war, als drehe sich die Welt. Ho, lachend sah ich einen Stern fallen. Still, vielleicht fiel er in diesen Garten ...

Aber sie schien nicht darauf warten zu wollen, die Nachbarin, ich sah ihr nichts an, dergleichen.

Sie redete nur mit leisem Ton noch fort, als überhörten wir sonst wirklich eine Geige, und sie sprach weiter:

„Er merkte sogleich, daß der Tanz aus war, der respektable Hochzeiter. Das heißt, ich tanzte auf eine Weile noch allein fort, auf eine andere Weise: ich wurde krank. Ich träumte drei Tage und Nächte lang immer ein und dieselbe Tour. Ich

träumte: ich tanzte mit meinem Henker. Da fiel ihm der Kopf ab. Aber er tanzte weiter und tanzte noch immer eine Weile weiter mit mir, ohne Kopf. Dann aber begann der Traum wieder von neuem. Und immer fühlte ich in seinem Anbeginn schon das Ende. Oh, Gott mag wissen, was ich in diesen drei Tagen und Nächten gelitten habe." Ja, das sagte sie. Und ich habe es, trotz ihrer Abscheulichkeit, selten noch jemand so schön sagen hören.

Dann ging ich schlafen. Das heißt, ich lag wie übergossen vom Mondlicht, stundenlang auf dem Bette. Ich wußte kaum mehr, ob ich geträumt hatte oder ob das wahr war. Nur als die Tageshelle selber langsam mich wie eine Kranke gesund pflegte und erweckte (denn sie meint es bald so und bald anders), sah ich es ein, es war kein Traum gewesen.

Und als mir dieses klar wurde, beschloß ich zu reisen. Denn dieses ihr bewußtes Wissen, dieses Sich-gemein-machen, dieses Wiedereinschmelzen von vielen in eines war mir plötzlich zuwider geworden. Und in mir hörte ich, als hätte ich es nicht noch kürzlich selber gesagt, sondern als tröstete mich gleichsam ein anderer mit mir: „Ich war ich, und wenn ich mich auch besser, schöner haben wollte, so doch von mir ausgehend." (Und nach und nach versiegte die Mondnacht in mir.) Ein Sonnenstrahl um den andern durchbrach das Stahlkleid des Morgentaues. Ich legte das Geld hin, der Taglöhnerin. Dann verließ ich das Haus, unhörbar und eilends, als hätte ich höchste Stunde ...

Als ich schon ganz unten angelangt war, wo der Seitenpfad in die Landstraße mündet, begegnete mir ein kleiner Buckliger. Er schob ein Fahrrad mit der einen überlangen Hand, und mit der andern hielt er eingehüllt eine Geige oder Mandoline. Ich sah es besonders daran, wie er das Fahrrad wendete, daß er dahin wollte, wo ich soeben hergekommen war.



W. Schadow: Clemens Brentano

Sonne badete sich in Schatten. Schatten in Sonne. Einen wirklichen Vogel unterschied ich kaum mehr von dem Flattern des Lichtes. Nur ein inniges Tririlieren – kam es direkt aus dem Himmel oder aus der Wiese selber? – schlug zugleich an im Herzen. Nur mein Gedächtnis glaubte noch an den Lauf der vergangenen Stunden, an den Tritt in einer Stube und an das Rattern der nimmermüden Nähmaschine. Aber sichtbar war nur noch ein brauner Strich, der das Dach war über einer Summe von Erlebnissen... Und wie ein Gestirn ragte schließlich von der Anhöhe noch einmal ein Hirte zum Himmel. Denn was will Gott anderes, als daß man sich mit sich selber versöhne.

Aus dem Buche gleichen Titels.

Vier Gleichnisse des Ferid-ed-din Attar

Deutsch von Martin Buber

★

Der Gottesnarr

Ein Gottesnarr hatte eine hohe Stufe erlangt. Khizr sprach zu ihm: „O Vollendeter, willst du mein Freund sein?" „Du stehst mir nicht an", antwortete er. „Du hast vom Wasser der Unsterblichkeit in langen Zügen getrunken, und nun wirst du ewig fortbestehn. Ich aber will dem Leben absagen, weil ich ohne meinen Freund bin und solch ein Sein nicht erdulden mag. Dieweil du eiferst, dein Leben zu bewahren, werfe ich das meine alle Tage hin. Es taugt daher besser uns zu trennen, wie Vögel, die einem Netz entschlüpften. Lebe wohl."

Medschnun sucht Laila

Ein vornehmer Mann, der sich Gott ergeben hatte, sah, wie Medschnun mitten auf der Straße Erde siebte, und sagte zu ihm: „O Medschnun, was suchst du hier?" „Ich suche Laila",

antwortete er. „Wie kannst du wähnen," fragte jener, „Laila so zu finden? Wie sollte die reinste Perle in diesem Staube wohnen?" „Ich suche Laila überall," sprach Medschnun, „und das ist meine Hoffnung, daß ich sie eines Tages irgendwo finden werde."

Die trauernde Mutter

Eine Mutter weinte an dem Grabe ihrer Tochter. Ein Wandrer, der sie sah, rief aus: „Diese Frau ist wahrlich den Männern überlegen, denn sie weiß, was wir nicht wissen: wer es ist, dem fern und verloren wir weilen, was es ist, das uns so sehnsüchtig macht. Selig der Mensch, der den Grund der Dinge kennt und weiß, wen er beweinen soll! Mir armem Betrübten aber geht es schlimm. Tag und Nacht sitze ich in meiner Trauer. Ich weiß nicht, um wen ich mich dem Schmerz preisgebe, um wen ich weine wie der Regen. Ich weiß nicht, wer es ist, dem ich entrückt bin, so groß ist meine Verwirrung, so bin ich außer mich geraten. Diese Frau hat ihren Rang über Tausenden wie ich, denn sie besitzt die Witterung des Wesens, das sie verloren hat. Ich aber besitze diese Witterung nicht, darum hat der Gram mein Blut ausgeschüttet und läßt mich vergehen in meiner Bestürzung. An der Schwelle des Orts, wo das Herz keinen Zugang hat, des unsichtbaren Orts, hat die Vernunft ihre Zügel fahren lassen, und die Pforte zur Stätte des Denkens ist nicht mehr zu finden. Wer an diesen Ort gelangt, wird sein Haupt verlieren; er wird in der Einfriedung dieser vier Mauern keine Öffnung finden. Wer aber den Weg fände, der fände in einem Augenblick und vollkommen das Geheimnis, das er sucht."

Die Falter

Eines Nachts versammelten sich die Falter, von der Begierde getrieben, sich der Kerzenflamme zu einen. Alle sprachen: „Wir müssen einen entsenden, daß er uns von dem Gegenstand

unsres Verlangens Kunde bringe." Ein Falter flog zu einem fernen Schloß, und in dessen Innern erblickte er das Licht der Kerze. Er kehrte zurück und meldete seine Erfahrung; er begann nach der Fassung seines Verstandes die Kerze abzuschildern. Aber der weise Falter, der die Versammlung leitete, entschied, der Kundschafter wisse nichts von der Kerze. Ein andrer flog dem Lichte zu und näherte sich ihm. Er berührte mit seinen Flügeln die Flamme, die Kerze ward siegreich und er besiegt. Auch er kehrte zurück und berichtete, was er vom Geheimnis wußte. Er erklärte, worin die Einung mit der Flamme bestehe. Aber der weise Falter sprach: „Deine Meldung ist nicht zuverlässiger als die deines Gefährten."

Ein dritter Falter erhob sich, von Liebe trunken; er stürzte sich ungestüm auf die Flamme der Kerze; sich auf den Hinterfüßen emporschwingend, streckte er die vorderen der Flamme entgegen. Er verlor und versenkte sich wonnevoll in ihr; er entbrannte ganz, und seine Glieder wurden rot wie das Feuer.

Als der weise Falter aus der Ferne sah, daß die Kerze jenen sich einverleibt und ihm das eigne Aussehn verliehen hatte, sprach er: „Der Falter hat erfahren, was er zu wissen begehrte; aber er allein faßt es, und das ist alles."

Johannes R. Becher: Zwei Gedichte

★

Auf die Gefallenen

Aufdecken jetzt muß ein Gesicht ich, das nicht wird vermodern:
— ein Sterbliches nicht . . . das wäre Leichenraub . . .
Ein Block aus Granit, dem nicht gesetzt ist Verwesung.
Mit schwimmendem Auge funkelnd sind bewachsen die Hänge
des Raums.

Genährt von euch sind wir mehr denn von den Lebenden.
Wie Speise seid ihr, die von denen im Lichte verzehrt ist.
Ich trinke das Blut . . . Aus verrostetem Helme
Schöpfe ich an der nie versiegenden Quelle den Trank.
Wie lange noch . . . und es werden binden den Knöchel die Halme.

Geschlossen wird sein der ewige Bund unter den Blinden, den Schläfern.
Was geweissagt hatten vormals im Traum dir die Väter: hier ist gewirkt die Erfüllung . . .
Wenn die Arme sich runden und geflochten zum Ring ist die Reihe
Und die eine Stimme ich hörte flüstern tieferer Einsicht:

Verwelken wird das, was ihr gewählt habt –
Aufblühen eine Frucht, gefüllt mit Sand, das, was ihr sätet –
Nenn mir den einen, der nicht wie Schorf ist, der verbrannt sich nicht krümmte,
Gefleckt von den Malen des Wahnsinns – oder den, der nicht
Hängt, schwermütig sich neigend, über dem
Rande der Felsen . . .
Diesen wirst du nicht finden.
Aber um der Helden Gräber lagernd
Ungeweidet
Irrende Geschlechter.

Sage vom Mund nicht: ihn drücke ein göttliches Siegel –
Noch von der Scham, daß sie ein Heiliges bewache,
Wenn der Strick aus Hanf schon dir die Lende zerschnitt –
Angrinsend das Geheimnis der Sterne,
Wird bald ein Stachelgürtel dich pressen und die Eiserne Maske.

Denn als es emportrieb schäumend aus dem Strudel der Welten
und aus
Sphärischem Feuer es abtroff, eine glühende Schlacke, das
Greuel der Zeit –
Da sangen die Engel: Wehe! Welch ein Werk ist getan!
Von der Schlange ward ihm die sich schuppende Haut, vom
Löwen
Das störrische Haupt, und silberne Flügel
Schnallte er sich unter die schleifenden Füße:
Das ist der Mensch, der Abgrund ... Wann wirst auch du sein:
Überfließend wie aus einem hohen Gefäße –

An den Ruhm

Reiße mich auf, o Herr du der strahlenden Chöre,
Aus der Umnachtung der Nacht!
Laß von den Bergen, den schon zerwirkten, noch einmal deine
Stimme mich hören,
Die die meine entfacht!
Wenn an den Ufern oft schlief ich der gewundenen Meere,
Ward erhöht ich im Traum:
Völker sah ich erweckt und gestaffelt wie Heere,
Prophetische Rufer und weiße Reiter wie Flaum.

Donnerer du, der du überwandelst die Sterne,
Der du mein Haupt schlägst zu Staub –
Mit braunem Gewölk verhängtest heute das Reich du der Ferne –
Mein Herz ist dein Raub ...
Ob ich auch flieh, eilenden Schritts, rückwärtsgewendet:
Es trifft mich dein Speer.
Und deine Trommel sie sprüht und dein Harnisch er blendet –
Es jauchzt deine Wehr.

Wo ich auch hockte – versunken in finsterer Kammer
Oder trotzig gereift hoch auf den Felsen im Licht –
Immer umzwangs mir die Brust wie mit funkelnder Klammer,
Denn du ließest mich nicht.
Da ich, ein Zerfetzter, dich anrief: du Eiserner Turm der Geschlechter –
Mit deinem Engel ich rang . . .
Um deine Stirn dir hingen die Blitze wie Flechten,
Und das Wort deines Munds: es war wie eine Woge, die sprang –

„Dunkler du! Geschleift wirst du sein von den Rossen der Hölle
Um den Mauerkreis rings einer entzündeten Stadt.
Aufgeschlitzt dein Leib von spitzem Gerölle
Oder zermahlen in den Strudeln der Schlacht.
Der in das Horn blies, da zu knöchernem Dunst verflockt schon und zu feuerichten Tränen
Herrscher und Heerschar schlang der gespenstische Grund:
Rupfen wird er das Haar dir und dir zerschneiden die Sehnen
Und die Zähne dir brechen in dem blutspeienden Schlund.

Wenn vor den Sterblichen auch du mit dem Schilde dich schützest,
Mit vergiftetem Pfeil
Ruchlose Namen in die häutigen Leichen du ritzest –
Ringelst dich steil,
Züngelndes Otterngewind: er wird den Kopf dir zertreten,
Der, wie gewoben aus schneeichtem Glanz,
Abwärtsschwebt, umbraust von dem Gefolg der Propheten,
Sengenden Atems, und die roten Mäntel wie Brand . . .

Sing mir zur Harfe! der ich dir die Goldene Saite,
Glühender du, über die Wunde gespannt –
Harfe, heilige, töne! Söhne des Siegs ihr, metallisch,
Taten des Ruhms: seid uns im Zweiklang gebannt!
Singe Gesänge – und es zersplittere das morsche Gefüge der Welten –
Löse die Marter der Zeit!
Neige dich! Trinke aus dem Fluten der Welten,
Schöpfe paradiesische Zeit!

Siehe! Ich streue schon durch die Lüfte die Feuer,
Gieße in die Grüfte den Trank.
Klaffte einst vor der Schwinge der Pauke nicht Babels Gemäuer –
Schüttetest schwank-
Flatternde Wälder du ab unter der Winde irrzuckenden Streichen,
Kündender Tod –
Ätzte mit klirrendem Griffel nicht in die Wand ich dir mitternächtlich das Zeichen:
Kreuze von Schwertern umloht?!"

Also sprachs. Da weheklagten die irdischen Scharen.
Die Luft ward versteint.
Tote schon sah ich getragen auf brüchigen Bahren.
Zerstückt flog aus den Gräbern Gebein.
Und während lobsangen lobsangen die sphärischen Geister,
Festlich geschmückt ward ein Zelt:
Schwang Keule und Hammer und stählerne Lanze der himmlische Meister,
Bis es zerspellt.

Aufquollen die Wasser dick aus den überkrusteten Sümpfen.
Es zischte im Spalt.
Es zerrte herauf geköpft und schwälend die Rümpfe
Gerippe uralt.
Es mischte sich ein. Es krümmte sich. Blasen und Schwären –
Gestirne: von schwarzen Engeln umkrallt, ihr risset euch los!
Es stampfte. Herab in die Gewölbe, die gesprengten, sog es die
brennenden Meere
Stoß um Stoß ...

Über euch, den Heiligen, auf Flammengerüsten gerichtet:
Sang ich und sang –
Über euch, Gefallenen, in Gruben gleich Haufen Blattwerks
geschichtet:
Sang ich und sang!
Glorie, o Ewiger, ist dein Antlitz, und posaunendes Licht ists,
das dich kleidet:
Ruhenden Wandels kristallischer Klang –
Leuchtender Säule gleich, der zu Asche zerstäubten,
Traumloser Runde Gebet, erlosch mein Gesang.

Hans Carossa: Der Zauberer

Einen Sommer lang bewohnte den Garten beinah täglich ein seltsamer Gast. Wann er zum erstenmal erschien, hab ich nie gewußt, er war einfach zugegen. Der Vater nannte ihn Onkel Georg und behandelte ihn mit großem Respekt. Bewegte Jahre schienen hinter ihm zu liegen; von bestandenen Abenteuern und errungenen Erfolgen war viel die Rede. Besuchern bot er gelegentlich seine Schnupftabaksdose und erzählte

behaglich, ein österreichischer Erzherzog habe sie ihm als Zeichen besonderer Huld und Bewunderung geschenkt. Auf dem Deckel sah ich das Brustbild einer schönen Frau, die, wofern ich mich recht erinnere, nur mit einem schwarzen Halsband bekleidet war. Welcher Art die Leistungen des Alten gewesen, konnte ich mir nicht vorstellen, war auch zunächst nicht neugierig darauf. Ab und zu brachte die Post einen Brief, den ich ihm überreichen durfte; ich ersah aus den Aufschriften, daß er den gleichen Namen hatte wie wir, im übrigen war er bald als Tuchhändler, bald als Rentner, bald als ehemaliger Illusionist aus Passau bezeichnet. Ich erfuhr auch, daß er in genannter Stadt behaust und seine Frau vor kurzem dort gestorben sei. Die Mutter sprach von ihm als einem steinalten kranken Mann, der schon mit einem Fuß in der Ewigkeit stünde und seines Herzleidens wegen bereits allerlei Kurorte besucht, zuletzt aber den Weg nach Kading gefunden habe. Abgelegenheit und Stille des Fleckens mochten ihn festhalten, mehr noch die Nähe des Neffen, auf dessen Heilkunst er große Stücke hielt.

Zu jener Zeit mußte ich wieder einmal dem Großonkel einen Brief in den Garten bringen, und diesmal stand unter dem Namen: „Gemeindebevollmächtigter und ehemaliger Zauberkünstler". Von Zauberern hatte schon die Forelle erzählt; nun saß einer mitten unter uns, und der Gedanke, daß er plötzlich seine Kräfte spielen lassen könnte, machte mich schaudern und hoffen. Ich zog mich in meine Sonnenblumenpflanzung zurück und betrachtete ungestört den nun so merkwürdig gewordenen Alten. Meist saß er in einem Lehnstuhl neben der Urne; ein Glas mit gelber Arznei stand vor ihm auf einem Tischchen, in den Händen hielt er oft ein schwarzes Buch, dessen Schnitt in der Sonne glänzte. Er war lang und hager, der nackte Schädel voller Unebenheiten, ein dünner Kranz verfärbter Locken haftete

daran. Hinter großen runden Hornbrillen blickten graue Augen wunderlich langsam hin und her; die Lippen, vom vergilbten Bart umgeben, erschienen so dunkelbläulich wie die von uns Kindern, wenn wir Taubeeren gegessen hatten. Die Füße in schwarzen Halbschuhen waren stets ein wenig geschwollen, so daß die weißen Strümpfe sich darüber spannten. Zuweilen bog er den Kopf zurück und sah mit furchtbar entschlossenem Ausdruck zum Himmel, drückte die Hand an die Brust und atmete kurz und stoßweise. Diese Veränderung war sehr ängstlich anzusehen, doch dauerte sie nie lang; war sie vorbei, so blätterte er wieder, als wäre nichts geschehen, in seinem Buch.

Ich trug meinen blauen, silbern gesternten Gummiball bei mir, und auf einmal hatte ich ihn aus dem Dickicht auf den Sitzenden zugeworfen. Dabei gedachte ich nicht, ihn zu treffen, sondern wünschte nur, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und sah mit vergnügtem Grausen das abgeschleuderte Rund vor ihm niederfallen, hoch emporschnellen und, während der Alte zusammenfuhr, im Laubwerk des Zauns verschwinden. Dann sprang ich lachend hervor in der Erwartung, er werde Spaß verstehen und sich mit mir unterhalten. Aber ein böser Empfang erwartete mich.

„Immer luren im Winkel, pfui, wie eine Spinne“, zischte er gehässig, und als ich weiterlachte, trieb er mich mit einer fürchterlichen Stimme, die man in seinem leidenden Leibe nicht vermutet hätte, zur Arbeit.

„Wie läßt du den Garten verkommen, nachlässiger Wicht! Unkraut wächst, Steine stecken in den Beeten, der Boden wuselt von Geziefer, – dort! schau, wie sichs rührt! wie's herauf will! O langweiliger Frater! Vom Sessel fallen will ich, wenn da keine Werre steckt! Grabe! Grabe! Laß sie nicht auskommen!“ Weit vorgereckt wies er mit Hand und Blick auf eine Stelle

des nächsten Beetes, und wirklich glaubte ich ein leises Heben und Lockern des Bodens zu bemerken. Ich scharrte mit beiden Händen Erde heraus, fand aber nichts.

„Hast du die Bestie, die verfluchte?"

„Noch nicht, Herr Großonkel", sagte ich.

„Aber gewiß hast du sie, kleiner Narr! Bist du blind? Jetzt kriecht sie dir über die Hand, über den Arm, in den Hals, in den Mund!"

Er gebärdete sich verzweifelt, während ich nun wirklich am Gaumen eine Bewegung spürte und vor Entsetzen spuckte.

„Komm, laß dir helfen, mein Kind! Öffne den Mund!" befahl er in barmherzigem Ton, sperrte mir die Kiefer auseinander, äugte hinein und sagte „Aha!" wie ein Zahnarzt, fuhr mit dem Finger über die Zunge hin und hielt mir, gutmütig lachend, eine dicke zappelnde Maulwurfsgrille vor Augen, die er sofort mit Verfluchungen zu Boden warf und unter seinem geschwollenen Fuße zertrat.

Diesem rohen Scherz folgten bald einige freundlichere; aber das Gefährliche war nie fern, und wenn er Auflehnung spürte, kam es hervor. Oft befahl er mir, Blumen zu bringen, die er, indem ich sie ihm überreichte, gleichsam in meiner Hand verschwinden ließ, um sie mir nach langem Suchen aus der Tasche zu ziehen; bald verwandelte er weiße chinesische Nelken in rote, bald, wenn er auf mich böse war, bannte er mich fest, so daß ich mitten auf dem Wege keinen Schritt vor- oder rückwärts tun konnte. Er stellte sich dann immer, als ob er gar nicht merke, was vorging, sagte, das sei ein verhexter Garten, hier könne er nicht bleiben, gleich morgen werde er davonreisen. Wenn ich ihn dann kalibanisch ausgelassen umhüpfte und rief: „Nein, Sie dürfen nicht fortreisen! Sie sind ein Zauberer, Sie bleiben bei uns und zaubern alle Tage!" so lächelte er nur. Und wirklich

war es für mich ausgemacht, daß nun die Zeit größter Überraschungen angebrochen sei. Das bisher Geschehene nahm ich nur für Scherze und Vorreiter der eigentlichen Wunder, und ich hatte in dieser Hinsicht gewisse Wünsche, die ich vorderhand noch für mich behielt. Ein echter kleiner Mensch, wurde ich schnell undankbar gegen die sanften Schranken, in denen mich das Leben heranführte, und freute mich, sie bald allenthalben durchbrochen zu sehen. Auch fühlte ich mich selber schon in jedem Nerv zum großen Magier berufen und hoffte bald meine Schulgenossen in Erstaunen zu versetzen.

Einmal, als ich mich wieder nach einem harmlosen Taschenspielerstückchen unbändiger Lustigkeit überließ, befiel den Greis einer seiner schmerzhaften Krampfanfälle, und zwar viel heftiger als sonst. Das Gesicht erblaßte bläulich, winzige Tröpfchen traten auf die Stirn, die Hand fuhr nach dem Herzen. Er bewegte sonderbar den Mund und starrte nach oben. Hatte mich dieser Anblick sonst sehr bedrückt, so verfiel ich nun auf den Gedanken, der Zustand könnte irgendwie mit seinem Zauberertum zusammenhängen und die Einleitung sein zu einer neuen großen Gaukelei. Ich fuhr fort zu jauchzen und in die Hände zu patschen und rief: „Herr Großonkel, was haben Sie wieder für ein Zauberstück im Sinn!“ Erst als er mich flehentlich zur Ruhe winkte und mit unheimlich schwacher Stimme bat, den Vater zu holen, wurde ich beklommen und lief gehorsam in die Wohnung, gab jedoch meine Hoffnung, daß die Szene lustig enden werde, nicht sogleich auf.

Von diesem Nachmittag an aber verschlimmerte sich sein Leiden. Die quälenden Krämpfe, die das Leben in den Körpern auslöst, die es abstoßen will, stellten sich immer häufiger ein; Leib und Füße schwollen stärker an, und auch die Sehkraft ließ mit jedem Tage nach. Vom Aufenthalt im Garten war nicht

mehr die Rede; unser größtes Zimmer wurde ihm eingeräumt, hier saß er im breiten Lehnstuhl am Fenster, die gelbe Medizin und eine silberne Glocke neben sich auf dem Tischchen, und verseufzte die Zeit. Ich aber trieb mich zwischen Schule, Garten und seiner Anziehung dahin. Mitten in Lauf und Spiel auf dem Platz fiel er mir ein, ich eilte heim, frug, ob er schon wieder zaubern könne, legte Blumen vor ihn hin in der Hoffnung auf neue Verwandlungen und versteckte Medizin und Glocke, um ihn zu erstaunlichen Taten zu reizen. Er aber ließ alles geschehen, und die Blumen vertrockneten. Und doch, je weniger er seine Magie walten ließ, desto fester war ich von ihr überzeugt; all seine Schmerzen, Angstwallungen und Erstickungsnöte, ja sein lauter Jammer, dessen ratloser Zeuge ich manchmal wurde, konnten meine Gläubigkeit nicht erschüttern. Daß Zauberei Sünde war, stand im Katechismus; oft war mir, als läge der Zorn Gottes auf ihm, aber in allem sichtlichen Elend blieb er mir der Gebieter der Mächte, wie ein echter König auch im Unglück ein König bleibt.

Noch einmal schien sich alles zum Guten zu wenden. Die Füße schwollen ab, das Atmen wurde gelinder, das Augenlicht heller, der Kranke konnte wieder in der Wohnung umhergehen und nachts bequem im Bette liegen. Groß war meine Freude; der Vater aber mißtraute der überschnellen Besserung, prüfte den Puls noch öfter als sonst, brachte neuen Sud aus der Arzneikammer und gebot völlige Ruhe, worum sich der Alte nicht viel kümmerte. Die Mutter ging still umher, traf seltsame Vorbereitungen, kaufte Kerzen und verriet uns eines Mittags gegen strenge Verschwiegenheit, daß das Ende nahe sei. Sie war im Traume weißgekleidet durch ein fremdes Zimmer gegangen und hatte sich in einem Spiegel schwarzgekleidet auf sich selber zukommen sehen. Solche Träume meiner Mutter

waren unfehlbare Todeszeichen, wie sie auch andere Vorkommnisse, besonders Feuersbrünste, häufig voraussah. Doch erfuhr ich dies erst später; mir fehlte damals noch jeder Sinn für üble Vorbedeutungen, ich nahm dergleichen für leere Worte und hielt mich an das augenblickliche Wohlbefinden des Alten.

Nachts war er oft stundenlang wach, und weil ich im Zimmer neben dem seinigen schlief, so weckten mich nicht selten seine lauten unverständlichen Selbstgespräche. Ich schlich dann zuweilen zu ihm hinein, und bei diesen Zusammenkünften, die wir, ohne Verabredung, vor niemand erwähnten, erwies er sich viel freundlicher und umgänglicher als bei Tag, erlaubte mir auch ein für allemal, Du zu ihm zu sagen. Als ich ihm tüchtig zusetzte, doch endlich wieder einmal ein bißchen Zauberei zu treiben, sagte er lachend:

„Du stellst es dir gar zu leicht vor, du Kobold! Um zaubern zu können, wie sichs gehört, dazu brauch ich den Zauberstab. Der aber liegt weit von hier, in einer dreifach versperrten Truhe, in den Zaubermantel eingewickelt. Nun höre! Wenn du mir gehorchst und drei Tage lang meine Stube nicht betrittst, so will ich dir gern ein paar von meinen Künsten zeigen. Mein treuer flinker Donau-Geist, – ich ruf ihn – warte nur –“

Er unterbrach seine Rede, sah starr in einen Winkel und rief mit langgezogener unterdrückter Stimme:

„Amal! Amal! Amal!“

Ein kläglicher Ton antwortete vom Ofen her.

„Mache dich bereit!“ hauchte Onkel Georg. „Reise durch die Luft! Hole den Stab! den Stab! den Stab!“

„Den Stab! den Stab! den Stab!“ wiederholte seufzend ein Echo vom Ofen, und der Alte nahm sein gewohntes Wesen an, als wäre nichts Außerordentliches geschehen. Ich sah bald

auf ihn, bald in den Ofenwinkel; frierend und schaudernd zog ich mein Hemd eng an mich und drängte mich an das Bett.

„Ich will hoffen, daß er nicht vergißt, mir auch den Mantel mitzubringen, der erhöht meine Kräfte! Mag der Plunder noch einmal zu Ehren kommen, bevor ihn die Schaben fressen und mich die Würmer! Der Teufel weiß, in was für Hände alles fällt, wenn ich tot bin!"

„Wenn du stirbst, schenkst du mir deinen Zauberstab!" sagte ich und schlug bittend die Hände zusammen.

„Möchtest du denn, daß ich bald sterbe?" fragte er schnell.

„Nein!" entgegnete ich. „Aber bald einmal mußt du ja doch sterben, und ich lebe dann noch lange Zeit."

„Woher weißt du das?"

„Ich bin klein, du aber steinalt. Und in der Ewigkeit brauchst du doch keinen Zauberstab mehr."

Er sah mich eine Weile mit sonderbarem Ausdruck an; dann stöhnte er und raunte:

„Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen."

Zuletzt gab er mir einen leichten Schlag auf die Wange und sagte:

„Kann sein, du wirst auch einmal ein Zauberer, wills Gott, ein stärkerer als ich! Oder du endest am Galgen, – eins von beiden ist dir gewiß! Jetzt aber trolle dich in dein Bett und laß dich drei Tage und drei Nächte nicht bei mir blicken!"

So wartete ich denn geduldig auf das Ungeheure, und als mich der Meister bereits in der dritten statt in der vierten Nacht zu sich entbot, war es mir fast zu früh. Ich sah die Möbel verstellt, und das Zimmer kam mir größer vor als sonst. Er aber stand hinter dem Tisch, auf dem sieben Kerzen brannten und allerlei Flaschen, Becher, Büchsen und Würfel dämmerten

und blinkten. Mit rotem, schwarz durchzeichnetem Mantel und hoher goldgestickter Scharlachmütze nahm er sich fremd und feierlich aus wie ein Priester. Worauf ich aber vor allem blickte, das war der schwarze Stab, der mich nur mächtiger anzog, weil er so schlicht und unsonderlich aussah. Ein einzelner Stuhl stand in der Zimmermitte; ich erhielt einen wortlosen Wink, mich zu setzen. Eine sehr leise Musik, die wohl von einer verborgenen Spieldose herkam, begann zu tönen. Der Onkel, mir zunickend, erhob wie zum Scherz den Stab, verschob noch einmal seine Sachen und ließ nun, Zug um Zug, aus kleinen Gaukeleien seine Kunststücke hervorgehen. Mochten sich diese wenig von dem unterscheiden, was in jeder guten Taschenspieler-vorstellung gezeigt wird, – mich versetzten sie in Taumel, und ich vergaß, daß dies eigentlich doch etwas ganz anderes war als das heimlich immer Erwartete. Wenn ich mich nämlich allein befand und wünschte, daß Wunder geschähen, so dachte ich dabei an jene ernsten, herzerfreuenden, wie sie in den biblischen Geschichten vorkamen, oder an solche, die gerade meinem dringendsten Bedürfen entsprochen hätten, keinesfalls an so bunte, lustig-unverbindliche Hexereien, wie sie jetzt mit be-täubender Wirklichkeit vor mir abschwirrten. Murmelnd ging er hin und her und rief dann und wann, halblaut, ein unver-ständliches Wort, besonders wenn er mit dem Stab an einen Gegenstand klopfte. Zu mir sprach er selten; einmal befahl er mir, ein neues weißes Taschentuch zu holen. Er faltete es aus-einander und tat, als wolle er seine Brille putzen, dabei brachte er es unvorsichtig der Kerze zu nah, es fing Feuer und brannte mit mäßiger Flamme. Ich schrie: „Das Tuch brennt!“ Er er-schrak, bedeutete mir aber zu schweigen, warf es zu Boden, zer-stampfte den Brand und dachte mit bekümmerter Miene nach. Endlich schien ihm etwas einzufallen; er nahm eine Flasche vom

Tisch, öffnete sie, machte mit dem Stab Zeichen darüber und stellte sie bereit. Hierauf sammelte er die fast verkohlten Fetzen, warf sie in einen grünen Becher, preßte sie gewaltsam hinein, wie man eine Pfeife stopft, und beträufelte sie aus der Flasche. Dann hob er den Becher mit einer Hand, während er ihn mit der andern verschloß, schüttelte ihn und murmelte dabei immer wieder ein seltsam klingendes Wort. Und jetzt geschah es! Er stellte den Becher auf den Tisch, beklopfte ihn dreimal mit dem Stab, tauchte sodann Daumen und Zeigefinger ein, zog sehr langsam das Tuch heraus und warf es mir lächelnd zu. Es war so weiß und zusammengelegt, wie ichs ihm gegeben hatte; ich breitete es auseinander, kein Fleckchen war versehrt. Zum Verwundern aber blieb keine Zeit; er wurde nun erst munter, nahte mir mit einem Stückchen Papier und gebot mir, es zu essen. Widerwillig nahm ichs in den Mund und kaute voll Ekel kräftig darauflos. Er aber ließ es mich nicht verschlucken, sondern rief Halt, berührte mit dem Stab meine Kehle und zerrte hierauf langsam, Ruck auf Ruck, mühselig ächzend ein buntes Rohr, das mindestens dreimal so lang war als ich selber, aus meinem Munde. Anfangs bestürzt, mußte ich bald lachen; es war doch gar zu schön und tat nicht im geringsten weh. Unfaßbar schnell folgte nun eins aus dem andern; er trieb es immer toller und wurde dabei immer jugendlicher. Zuletzt zauberte er aus allen meinen Taschen seidene Blumen hervor, Veilchen, Myrten, Rosen, Mohn, Sträußchen um Sträußchen, einen ganzen Garten. Aber da hörte die verborgene Musik zu spielen auf, und zwei Kerzen, ganz herabgebrannt, verlöschten fast auf einmal. Der Greis ächzte, stützte die Arme auf den Tisch und überblickte mit gebeugtem Haupt seine Gerätschaften. Einen Augenblick wars, als nähere sich der Krampf; doch kam es nicht dazu; vor dem würdigen Ornat schien das Feindliche

zurückzuweichen. Er blies nun selber die noch brennenden Kerzen bis auf eine aus, goß dann aus einem Fläschchen etwas Wein in ein Glas und befahl mir zu trinken. Nachdem ich genippt hatte, trank er mir zu und leerte das Glas mit einem Zug.

Der ungewohnte Tropfen schoß mir ins Blut; mit größter Ausgelassenheit brachte ich Lust und Bewunderung zum Ausdruck. Plötzlich, überflammend von Entzücken, nicht überlegend, wie leicht ich dadurch die Eltern wecken konnte, warf ich das Glas zu Boden, daß es zersprang. Der Zauberer, zürnend, herrschte mich an: „Was fällt dir ein?" Da hob ich die Trümmer auf, legte sie vor ihn hin, umfaßte seine Kniee und bat ihn, so herzlich ich konnte, er möge sie wieder zusammenzaubern. Ohne die Scherben zu berühren, blickte er mich lange finster an, schließlich sagte er: „Vielleicht ein andermal. Heut bin ich zu müde dazu." Nun bemerkte ich selber, daß er sehr leidend aussah und wieder alt geworden war, doch blieb er noch immer herrlich genug anzuschauen. Endlich gab er mir die Hand und sagte mild: „Das war alles nur Spaß, nur ein bißchen Unterhaltung. Das nächste Mal wollen wir wirklich zaubern!"

★

Am folgenden Tage kam der Großonkel zum gemeinsamen Mittagessen herüber, was lange nicht geschehen war. Eilig aß ich meinen Teller leer und lief unter einem Vorwand in sein Zimmer. Keins von allen den geheimnisvollen Dingen fehlte. Über der Armlehne des Krankenstuhls hing der Mantel; auch die Flasche mit Wunderwasser, der grüne Becher, das lange Rohr, das er mir aus dem Hals gezogen hatte, die verstreuten Blumen, alles war zugegen, und unansehnlich auf dem Tische lag der Stab. Erst berührte ich ihn vorsichtig mit dem Finger, dann immer dreister, endlich nahm ich ihn, schwang ihn und fühlte mich von unermeßlicher Macht gespannt. Verschüttet

war die ursprüngliche Sehnsucht nach wahren Wundern, Fieber der Nachahmung raste; der Wille, mir die Zauberherrschaft anzumaßen und mich in ihr zu zeigen, wuchs mit der Minute. Tritte verscheuchten mich; ich kehrte an den Tisch zurück, wo schon der Kaffee aufgetragen wurde, und saß puppenstill. Aber etwas in mir arbeitete gewaltsam auf eine Handlung hin, und mitten im Sinnen und Planen überholte mich die Tat. Ein weißer Pappendeckel war zur Hand; mit meinen größten schönsten Buchstaben schrieb ich darauf: „Leute von Kading! Kommt alle um 5 Uhr in die Sommerschenke zur Zaubervorstellung!" setzte meinen Namen darunter und nagelte das Plakat an die Haustüre.

Das Befinden des Alten verschlimmerte sich am Nachmittag; er mußte wieder das Bett aufsuchen. Einmal, für kurze Zeit, kam der Pfarrer; auch der Vater hielt sich viel im Krankenzimmer auf, wo es immer beklemmender nach scharfen Flüssigkeiten roch. Ich kümmerte mich wenig um die Hausbegebenheiten und ging den Leuten aus dem Weg. Die Kunststücke hatten sich in der Nacht so leicht und reizend abgespielt; was war sicherer, als daß sie mir ebenso mühelos gelingen würden, sobald ich Mantel und Stab in meinem Besitz hätte? Die Stunde nahte, ich durfte nicht mehr warten; mit klopfendem Herzen betrat ich, zum Äußersten entschlossen, die halbhelle Stube. Keine von den flüsternden Personen, die vorsichtig aus und ein gingen, gab auf mich acht; der Meister selbst lag in unruhigem Schlummer. Fliegen summten um den violettlichen Mund, auf dem Tisch lag die Brille. Mit zwei Griffen hatte ich Mütze, Stab, Flasche, Becher und einige Leuchter gepackt und rannte mit Diebesschnelligkeit über Flur und Hof in die Schenke, wo die Wirtin allein am Fenster stand und Krüge putzte. Sie fragte, was ich Schönes brächte.

„Freu dich, Frau Wirtin!" rief ich ihr zu, „große Zaubervorstellung ist um 5 Uhr hier in deiner Schenke! Willst du zusehen? Du wirst Augen machen!"

Sie tat, als fühle sie sich sehr geehrt, erbot sich zur Mithilfe und rückte einen Tisch zurecht, auf dem ich meinen Kram ausbreiten durfte. Ermutigt lief ich noch einmal hinauf und raffte, da der Kranke noch immer schlief, auch den prächtigen Mantel fort und die fehlenden Leuchter, deren volle Zahl zum Gelingen vielleicht notwendig war.

Als ich wieder in die Schenke kam, ging dort ein Mädchen auf und ab, das ich bisher nur vom Sehen und Sagenhören kannte. Sie war noch nicht lang im Ort; ihre Eltern waren Münchener Zirkusbesitzersleute gewesen und früh gestorben, worauf ihre Kadinger Verwandten sie an Kindes Statt angenommen hatten. Die Hände auf dem Rücken verschlungen, betrachtete sie meine Gegenstände. Da sie mich erblickte, musterte sie mich aufmerksam und fragte: „Bist du vielleicht ein Sohn vom Zauberer?"

Als ich mich selbst als den Zauberer bekannte, entfuhr ihr ein überraschtes „Ah!", sie neigte artig den Kopf und sagte: „Ich bin die Eva Veeders und möchte gern die Vorstellung ansehen."

Leicht war zu erkennen, daß sie aus feinerem und festerem Stoff bestand als die anderen Kadinger Mädchen. Älter und größer als ich, sah sie von der Seite einem Knaben ähnlich; im Gedächtnis lebt sie mir mit einem blassen, leicht errötbaren Gesicht, das nach unten sich ziemlich zuspitzte; die Züge waren nicht wie bei vielen Kindern auseinanderfliehend, sondern zusammenstrebend, die schwarzen Augensterne sehr groß und nur mit einem schmalen blauen Ring umgeben, die Lidränder oft etwas entzündet. Das braune Haar hatte kupfrigen Schein; es fiel halblang in Locken auf Nacken und Schultern. Ein Hauch

der noch immer unbekannten Stadt umgab sie; ihr Kleidchen, zwar mehrfach geflickt, war fremd und vornehm geschnitten, auf der Brust lag ein kleines, aus dunkelroten Steinchen zusammengesetztes Kreuz.

Ich stellte die mitgebrachten Leuchter auf den Tisch und breitete den Purpurmantel auseinander.

„Er ist zu weit für dich," bemerkte das Mädchen, „schlupf einmal hinein!"

Hilflos verschwand ich in der moschusduftenden Pracht und erwartete, von Eva Veeders ausgelacht zu werden; die aber legte sofort Hand an, faltete hier den Stoff, schlug ihn dort ein, heftete ihn mit Stecknadeln, die sie von der Wirtin erbat, und gürtete mir in wenigen Minuten ein leidlich passendes Gewand zurecht. Hierbei plauderte sie viel und erzählte auch von mehreren anderen Zauberern, die sie näher gekannt habe, worauf ich ihr anvertraute, daß ich einen großartigen Wunderstab besäße, durch den ich machen könnte, was ich wollte, so würde ich zum Beispiel von irgendeinem Besucher ein Taschentüchlein borgen, es verbrennen und sodann im grünen Becher wieder neu machen. Bei dieser Eröffnung sah sie mich sonderbar an, solche Leistung schien ihr Erwarten weit zu übertreffen. Mittlerweile stellten sich bereits erste Zuschauer ein, und Eva zog mich in ein Nebenzimmer; sie hielt es nicht für gut, wenn mich die Leute schon vor meinem Auftreten zu sehen bekämen. Mir deuchte sie jetzt mehr in sich gekehrt und nachdenklich; zuweilen stellte sie Fragen, deren Sinn ich nicht recht begriff, schließlich nahm sie die hohe bunte Mütze, verengte und verniederte sie, setzte sie mir auf, prüfte mich mit Beifall und sagte dann sehr herzlich, ein wenig mütterlich:

„Weißt du was? Ich werde dein Diener sein, wenn du zauberst! Alle Zauberkünstler haben Diener bei den Vorstellungen. Die holen ihnen Sachen, die sie gerade brauchen,

zünden die Lichter an, halten alles in Ordnung und helfen manchmal selbst ein wenig zaubern."

Obgleich ich durchaus keine Hilfe für nötig hielt, gefiel mir doch das Angebot, ich nahm es fröhlich hin. Klar standen die Szenen der Nacht vor mir; inbrünstig schwang ich den Stab und lugte dabei durch ein Schiebfensterchen in die Schenke. Dreißig Zuschauer mochten sich versammelt haben, darunter ein paar Frauen, größtenteils aber Kinder. Sie saßen auf den langen Tischen und ließen die Beine herunterbaumeln; einzelne hatten sich der wenigen vorhandenen Stühle bemächtigt. Manche ließen sich ein Glas Bier geben, worüber sich die Wirtin freute, die ihrerseits nicht verfehlte, mich ihren Gästen als einen Ausbund von Klugheit vorzurühmen. Die meisten machten ernste Gesichter, wenige wisperten und kicherten.

Eva ging hinaus, ließ sich von der Wirtin Kerzen geben, besteckte die leeren Leuchter und entzündete die sieben Flammen. Es wurde still; ein kleines Mädchen brach beim Anblick der Lichter in hellen Jubel aus. Ich hörte es beglückt und wollte vor Ungeduld zerspringen; es hielt mich nicht länger, mit mühsam bezähmten Schritten trat ich aus der Kammer hervor an den Tisch. Jemand lachte, vielleicht ein Schulkamerad, den mein geborgter Staat befremdete; ich tat nicht dergleichen, – das Lachen wird dir bald vergehen, dachte ich. Murmelnd ging ich auf und nieder, machte winkende, beschwörerische Zeichen, beklopfte die Gläser, den Becher und, damit ja nichts fehle, auch die Leuchter mit dem Stabe, den ich dann wieder nach Art eines Kapellmeisters leise schwang. Und schon teilte sich den Gästen meine Sicherheit mit; Große wie Kleine saßen schweigend, mit offenen Mündern, die Wand entlang, und als ich ein Taschentuch verlangte, wurde mir gleich ein Dutzend entgegengereicht. Ich nahm das Tüchlein eines Mitschülers und breitete es auseinander; es war

ganz neu, ein blutrotes Linnen mit aufgedrucktem ovalen Bild, wo grasgrüne Rennbuben auf hellbraunen Gäulen über Hindernisse setzten. Ohne mich sehr zu beeilen, zog ichs über den Zauberstab und brachte es dabei der nächsten Flamme nah. Es wollte nicht sogleich Feuer fangen; endlich brannte der Saum, alle schrieen: „Oweh, das Tüchel!" Den Meister nachahmend, stellte ich mich erschrocken und gebot den Rufern Stille, indem ich bedeutsam den Finger an die Lippen legte. Erst als das Feuer über die Mitte hinausgefressen hatte, ließ ich, an der Hand schon Hitze spürend, das Tuch auf den Steinboden fallen und zertrat die Glut, wobei ich passend fand, dem Eigentümer, der sich beunruhigt zeigte, getrost und verheißungsvoll zuzulächeln. Jetzt nahm ich den grünen Becher, bewies, daß er leer war, indem ich, wie der Großonkel, mit dem Stab darin herumfuhr, und stellte ihn wieder an seinen Platz. Nun aber konnte sich der gute Junge nicht länger beschwichtigen, stand auf, trat vor und fragte, was mit seinem Tüchelchen geschehe, er habe es erst jüngst zum Namenstag bekommen. Streng befahl ich Schweigen, der Zauber werde sonst nicht gelingen. Von nun an verharrten alle stumm in atemloser Neugier. Ich sammelte mit Evas Hilfe die Brandfetzen, warf sie flüsternd in den Becher, knetete sie tüchtig zusammen und träufelte aus der Flasche Wasser darauf. Dann schüttelte ich mit aller Kraft und bepochte den Becher abermals mit dem verwandelnden Stabe. Der Augenblick war da, ich wandte mich zu den Anwesenden, deren Gesichter vor Spannung fast verzerrt aussahen, erhob den Becher, griff hinein und fühlte noch immer das nasse Tuch. Mein Schrecken war groß, jedoch mein Glaube nicht erschüttert; vielmehr fürchtete ich, etwas Wichtiges ausgelassen oder nicht mit genügender Kraft an den Becher geklopft zu haben. Die Leute wurden unruhig. „Es ist Schwindel!" zischte eine Stimme, eine

andere begütigte: „Laßt ihn doch machen!“ Eine Frau lachte: „Was nicht Kindern alles einfällt!“ Ich aber gab mich nicht verloren, sondern griff noch einmal zur Flasche, schüttete Wasser auf den verkohlten Linnenrest, bis er schwamm, und schlug auf das Gefäß los, als wäre meine Aufgabe, es zu zertrümmern.

Auf einmal, mitten im fiebrigen Mühen, überfiel mich die schrecklichste Erkenntnis. Vergeblich war alles, verpfuscht von Unbeginn, der Fehler stand kraß vor Augen und war nicht gutzumachen. „Der Stab allein tut es nicht, man muß auch das Zauberwort wissen“, – hatte nicht Onkel Georg einmal in der Nacht so gesagt? Das Wort, das er selbst bei den Verwandlungen gemurmelt hatte, das Wort, das alles entschied, alles vollendete, ich wußte es nicht. Wütend preßte und kniff ich das glatte schwarze Holz, das jetzt, wo ich seiner lebendigsten Wirkung bedurfte, sich tot stellte. Endlich dachte ich an Gott, und während sich die Hände hoffnungslos abquälten, umstürmte ich ihn heimlich mit dem zudringlichsten Gebet. Auf einmal trat Eva Veeders herbei und sagte laut und einfach:

„Das ist ein sehr schweres Zauberstück, eins der schwersten. Die wenigsten Zaubermeister bringen es zusammen. Du mußt einen Augenblick ausruhen. Ich will dich ablösen. Ich habe schon einmal einem großen Zauberer gedient. Laß mir den Becher und den Stab!“

Ich raunte ihr zu, daß ich zum Onkel hinauflaufen und ihn um das Zauberwort fragen wolle; sie aber flüsterte: „Bleibe hier!“ Und nun begann sie mit meinem Zeug so wunderlich zu hantieren, daß alle wieder neugierig wurden. Den Becher faßte sie vorsichtig an, als ob er heiß wäre, und tippte mit dem Stab nur leise an den Rand. Bald setzte sie ihn auf den Tisch, bald trug sie ihn schwingend hin und her. Endlich blickte sie zweifelnd hinein:

„Es braucht nicht mehr viel, – es gelingt! Es gelingt!“ rief sie voll Entzücken, „das Tuch wird verwandelt – es ist schon kein Tuch mehr – es glänzt – es kann zu einem Stern werden oder zu einem schönen kostbaren Ring – –“

Die Kinder, die heraneilten, um die Herrlichkeit im Becher zu beschauen, scheuchte sie mit verbietendem „Noch nicht!“ auf ihre Plätze; starr, wie eine Lesende, sah sie sekundenlang auf den Grund, gebannt saßen die Gäste, – nun tauchte sie langsam, zaghaft, als fürchte sie noch immer ein Mißlingen, zwei Finger ein und hob, ganz blaß vor Freude, einen goldhaft glänzenden Ring heraus, an dem rote und grüne Edelsteine kostbar blitzten. Alsdann verneigte sie sich, man wußte nicht recht vor wem, und überreichte dem verdutzten und geschmeichelten Knaben das Kleinod mit der Bemerkung, dafür könne er sich, wenn er möchte, wohl sieben neue Tücher einhandeln, fügte auch bei, er habe solch Glück nur mir zu verdanken, alles sei mein Werk, und sie selber habe fast gar nichts mehr zu machen gebraucht. Der Junge suchte sich den gleißenden Reif sofort an den Finger zu streifen, indessen ich, verblüfft über diesen Ausgang, bald auf den Ring, bald auf Eva blickte, – da wurde die Tür aufgerissen: laut weinend fuhr unsere Magd auf mich zu, packte mich bei der Hand und schrie: „Du sollst kommen! Schnell! Der Herr Onkel stirbt! Er will von dir Abschied nehmen!“ Gerade ging auch der Pfarrer, das verhüllte Sanktissimum tragend, von einem klingelnden Knaben gefolgt, durch Wind und Laubgewirbel dem Hause zu. In die Kniee sanken Mütter und Kinder, und während sich rings Häupter neigten und Hände an Brüste klopften, riß mich das Mädchen schluchzend, als gälte es ihrem eigenen Vater, dem Priester nach in die Wohnung. Indessen dieser seines Amtes waltete, stand ich, mir selbst überlassen, auf dem Gang. Daß der Scheidende nach mir verlangt hatte, erregte mich

ungeheuer; ich vermutete, daß er mir noch die starken, allwirkenden Zauberformeln anvertrauen wollte, zugleich schauderte mir vor seinem Sterben. Als man mich endlich hineinließ, war es damit schon vorüber; man gebot mir, die Hände zu falten, reichte mir später ein Büschelchen aus Buchszweigen, damit ichs in geweihtes Wasser tauche und den Leichnam damit besprenge, und verwies mich sodann in die Wohnstube. Frierend und mit heißen Ohren saß ich dort herum, verdüstert, böse. Der Knabe, den sonst der Anblick Verstorbener so feierlich und liebreich stimmte, fand, vom Geiste des Toten besessen, keinen frommen Gedanken, keine Träne. Daß die großen, magischen Worte, die jener gewußt hatte, für immer verloren seien, war sein einziges Denken. Ich bat die Magd, Eva zu suchen und zu mir zu schicken. Sie fand aber die Schenke bereits von Gästen verlassen und brachte nur die Zaubersachen zurück, welche die Wirtin unterdessen in Verwahrung genommen hatte. Sofort untersuchte ich den Becher. Er war leer; nur winzige Restchen verkohlter Leinwand hafteten am Boden.

Theodor Däubler: Drei Gedichte

aus der neuen, umgestalteten Ausgabe des „Nordlichts"

Sonne! Sonne! Holde Sonne,
Geberin von Lust und Leid,
Eine große Lichtkolonne
Ist zu Streit für dich bereit!

Ringen wir nach deinem Lichte,
Sind wir schon von Glut durchloht,
Und mit jedem Lichtverzichte
Droht und folgt uns schon der Tod.

Licht, du kannst uns Richtung geben!
Leben ist ein Sonnenkampf,
Selbst die Erdengötter schweben
Selten frei im Abenddampf.

O, den Leib, alle Gestaltung
Untergraut und fällt der Tod,
Doch des Menschen Hocherhaltung
Übertönt das Abendrot;

Große Formen, die sich sonnen,
Stürzt das steile Mittagslicht:
Froh in Wolken eingesponnen,
Überlebt uns ein Gesicht.

Sonne, du verdammst zum Tode,
Und du bist auch die Geburt,
Denn in jeder Sonnenode
Glüht ihr, die ihr heimwärts fuhrt!

Dionys, du bist erhoben!
Sonnentrunken steigst du auf:
Alle Lichtgewordnen loben
Deiner Sendung holden Lauf.

*

Auf des Tages Abendschleppe
Streut der Mond sein Lichtgeschmeid.
Über ferner Alpentreppe
Funkelt noch das Purpurkleid.

Und ein Ruhestundenschleier
Glitzert lichtgeflockt am Meer,

Schwangespenster, Silberreiher
Wimmeln, schwimmen hin und her.

Wie in einem Irisbecken
Ruht der goldne Honigmond,
Zarte Wolkenhände strecken
Ihn empor, wo Sirius thront.

Viele ersterglimmte Lichter
Nicken wieder schläfrig ein,
Denn des Mondes Flor wird dichter:
Alles, alles funkelt rein.

Da vor unserm Gondelbuge
Rauscht ein weißer Fabelschwan!
Rüstet er sich gar zum Fluge?
Immer huscht er um den Kahn.

Kaum hält unser Fährmann inne,
Taucht das Tier ins Meer hinab,
Und in bleicher Silberrinne
Biegst du um ein Marmorkap.

In den heimlichen Kanälen
Ist der Schwan dann wieder da,
Dichtumloht von Mondjuwelen
Lenkt und leuchtet er beinah.

Seine weißen Flimmerglieder
Sind viel zarter als ein Traum,
Rings verliert er sein Gefieder,
Oder ist es Gischt und Schaum?

*

Der Petrustempel bleibt hienieden
Zum Einbruch ferner Geister frei!
Uns birgt den zweckefremden Frieden
Des Domes aufgerecktes Ei.

In Völkern, die im Kampf gewonnen,
Wird aus dem menschlichen Gehirn,
Dem Weltgesetze eingesponnen,
Sich neue Lebenskraft entwirrn.

Einst wird der Mensch hier, ohne Sorgen,
Zum Geist, der gegen Schein sich bäumt
Und unbekümmert um ein Morgen
Die Phantasien kühn entzäumt.

Die Tat sei eingeprägt in Rassen,
Die ihren Staub sich umgeschafft,
Denn sonst verliert sich in den Massen
Der Auserlesnen Sonderkraft!

Dann soll der Mensch in diesen Räumen,
Wo sich ein Höhesein erfaßt,
Der Kindheit Gaukelspiel verträumen:
Bei Göttern ist er hier zu Gast!

Unheimlich sind die Dimensionen,
Wo Perspektive fast verschwand,
Den ptolemäischen Legionen,
Die Eigenmaße nur gekannt.

Den Raum, die Zeit zu überwinden,
Versucht der Mensch im Petersdom:

Einst werden sie von selbst verschwinden!
Schon bannt uns Ewiges an Rom!

Ein großer Meister, der uns mahnte:
Kopernikanisch sollt ihr sein!
Und freiere Geschlechter ahnte,
Erbaute seinen Traum in Stein.

Wie bei dem Hirn die Schädeldecke
Sich an die innre Fülle paßt,
So wälzte er die Marmorblöcke
Um die Idee, die er erfaßt.

Er türmte auf und wölbte mächtig,
Was seiner Ahnung klar entsprang:
Verjüngungskühn, gedankenträchtig
Gebar er seinen Marmorsang.

Der Geistesblitz, der den Planeten
Ins Sternenall hinaufgeschnellt,
Begeisterte den Steinpoeten
Zum größten Tempel dieser Welt!

Er ahnte mehr, als er vernommen,
Und setzte schon das Monument
Gedanken, die noch kaum erglommen,
Wo die Idee schon hell entbrennt!

Ihr Lebensfeinde, schwere Steine,
Wenn euch ein Sonnensohn bezwang,
Seid ihr im rhythmischen Vereine
Ein felsgewordner Sonnensang!

Bei allen heißen Meißelschlägen,
Wenn blitzend das Gestein zerspringt,
Wenn Riesentrümmer sich bewegen,
Und kühn dem Hirn ein Werk gelingt,

Wenn wir die Säulen sonnwärts stellen,
Was nur Titanenkraft vollbringt,
Wenn die Gebirge selbst zerschellen,
Hast du, o Sonne, uns gedingt!

Drum Marmorstein, du mußt erbleichen:
Du dienst dem Himmelstürmer Geist,
Den keine Fallsterne erreichen!
Der Meteor erlischt, vereist,

Zu seiner Sehnsucht Starre friert er.
Bringt Kandelaber, reich geschmückt!
Stellt sie um Marmorbilder reichgezierter
Bezeuger, daß euch viel geglückt!

Die Leuchter schmücken goldne Spangen,
Die Blutrubine starr umglühn:
Smaragde seh ich ringsum prangen,
Brillanten in den Tempel sprühn.

Nun spricht ein sanftes Gold zum Herzen:
Es rauscht mich an wie Feuerklang.
Gar lieblich flimmern stille Kerzen,
Und aus dem Herzen strahlt der Dank.

Ich höre Engel jubelnd singen!
Die Tränen werden sanft ihr Kleid,

Musik erbraust auf Unschuldsschwingen:
Mein Glück, nun gleichst du meinem Leid!

Die Wuchtkuppel durchbraust ein Psalter:
Hoch oben schwebt ein Cherubim
Als hehrer Hierarchieerhalter,
Denn Art und Adel tagt in ihm!

Hinan zu meinem Götterhimmel!
Hier werde ich zum Kind und schwach,
Mein Traum entrausche dem Gewimmel,
Du Meteor in mir, erwach!

Paul Ernst: Der Kirschbaum

Ein wilder Kirschbaum blühte am Rande eines Weges, der zwischen grünen Feldern mit handhoher Saat in den stillen braunen Wald führte. Ein junger Ritter saß auf seinem Roß und kam unter den blühenden, von Bienen umsummten Baum, auf den vom blauen Himmel hernieder die Sonne freundlich schien. Plötzlich war es ihm, als fühle er eine Zärtlichkeit gegen den Baum; er hielt an, umarmte den seidenglänzenden glatten Stamm und küßte ihn; wie er das getan, schämte er sich seines törichten Handelns, ließ den Stamm los, ergriff wieder die Zügel und drückte leicht mit den Knien das lustige junge Pferdchen, daß es fröhlich wiehernd und mit dem Kopf nickend sich in eine rasche Gangart setzte.

Da war es ihm, als spüre er hinter sich ein leichtes, federleichtes Wesen sitzen; er wunderte sich nicht und sah sich nicht um; zwei feine Hände in zarten, seidenweichen Handschuhen schoben sich von hinten und schlangen sich um seinen Leib, das

leichte Wesen hielt sich an ihm fest. „Wenn ich denn schon träume!“ dachte er, zog den einen Handschuh leise von dem Händchen und steckte ihn in die Tasche. Ein silberhelles Lachen ertönte von dem Wesen hinter ihm, und eine zarte helle Stimme sagte: „Nun hast du mich gefangen, und wenn ich bei dir bleiben soll, so darfst du mir den Handschuh nie wiedergeben.“ Hier wendete er sich um und sah ein wunderliebliches Gesicht, hell wie eine Kirschenblüte, mit blauen, tiefen Augen wie der Himmel und goldenem Haar wie ein reifes Weizenfeld. Er blickte sie erstaunt an, und das Mädchen lachte wieder mit dem Klang eines silbernen Glöckchens. Das Pferdchen hielt still, riß den Kopf zur Erde und kaute am Gebiß, der Jüngling starrte noch immer; da sagte das Mädchen: „Willst du nicht umwenden und zu deinem Hause hinauf reiten? Denn ich bleibe doch nun bei dir.“ „Ja, das will ich tun, wenn du nun bei mir bleibst“, erwiderte er, wendete um und ritt seinen Weg zurück. Wie er unter dem Kirschbaum durchkam, rief das Mädchen: „Lebewohl, lebewohl!“ „Wie, willst du gehen, ich denke, du willst bleiben?“ fragte erschrocken der Jüngling; das Mädchen lachte und sprach: „Nicht von dir nahm ich Abschied.“

So brachte er das Mädchen nach Hause, und sie blieb bei ihm; sie küßte ihn und lachte ihm zu mit heiteren, glücklichen Augen; und wenn sie zu ihm lachte, dann vergaß er sein Haus, die Menschen und die Enge, und es war ihm, als liege er ruhig und ohne Gedanken unter einem schönen Baum, in dessen grünem Laube golden die Sonnenstrahlen irren. Sie stand am hohen Fenster und sah ins weite Land hinaus, und Bienen kamen, viele Hunderte, und umsummten sie, sie aber stand ruhig und ohne Angst inmitten des Schwarmes, und zuletzt sagte sie lachend: „Fliegt weiter zum Birnbaum, fliegt weiter zum Schlehdorn. Verblüht ist die Mandel, nun blüht bald der

Apfel." Da zogen sich die Bienen zusammen zu einem dunklen Schwarm und flogen fort.

Nach Wochen war es, als ob ihre weiße, durchsichtige Haut sich leise röten wollte wie eine helle Kirsche; ihre freundlichen Lippen lächelten gütig, und der Jüngling sagte: „Ich denke, du mußt schöne Gaben reichen jedem, der vorüberkommt, Erquickung dem müden Wanderer; ich kann mir nicht anders denken, als daß das so ist; und hast du mir nicht auch Heiterkeit gebracht, Leichtigkeit und Güte?" „Ich will bei dir bleiben," antwortete sie; „versprich mir, daß du mir nicht nachgeben willst, wenn ich dich einmal um etwas bitte, denn wenn du mir nachgibst, so wird ein Unglück folgen." „Ach, du Liebe, du hast doch noch nie etwas von mir gebeten," sprach er, „du bist nur immer fröhlich und bist freundlich zu mir; wenn ich dir ein kleines Geschenk mitbringe, einen Ring oder ein Band oder einen Gürtel oder Ähnliches, so freust du dich, damit ich mich über deine Freude freue, aber dann legst du das Geschenk fort. Bitte doch einmal etwas von mir, damit ich weiß, was dir eine wirkliche Freude machen kann, damit ich es dir kaufe oder suche." Da wurde das Mädchen ängstlich, in ihren klaren Augen stiegen Tränen auf, sie faltete flehend die Hände und sagte zu ihrem Freunde: „Lieber, ich flehe dich an, wenn ich dich einmal um etwas bitte, so gewähre es mir nicht, denn wenn du es mir gewährst, so folgt ein Unglück." Da lachte er, küßte sie auf die Stirn und sprach: „Wie bist du doch kindisch!" Aber sie ließ nicht nach mit Flehen, bis er ihr versprach, daß er ihr niemals eine Bitte erfüllen wolle.

Wie dieses nun gewesen war, da erzählte nach einigen Tagen der Jüngling, daß er ausgeritten sei und durch Zufall an dem Kirschbaum vorbeigekommen, bei dem er sie damals getroffen im Frühjahr, und der Baum habe voller weiß und roter Kirschen gehangen und habe seine Früchte ihm dargeboten, und

ihm sei gewesen, daß er immer habe an sie denken müssen bei dem anmutigen Baum und den schönen Früchten. Da faßte sie auf ihr Herz und sagte zu ihm: „Nun ist schon Sommer, und der Roggen beginnt zu vergilben, nun war ich so lange hier in deinem Hause und habe dir noch nicht eine Bitte gesagt. Jetzt aber bitte ich um etwas, nämlich daß du mich auf deinem Roß mitnimmst zu dem Kirschbaum, denn ich will den Kirschbaum sehen!" Da dachte er daran, daß er versprochen, ihr nie einen Wunsch zu erfüllen, aber er dachte: „Wie kann ich ihr denn abschlagen, um das sie mich bittet? So lange ist sie schon bei mir und hat mich lieb, und noch nie hat sie mir einen Wunsch gesagt; und nun will sie so Kleines." Deshalb versprach er ihr, daß er mit ihr reiten wolle am anderen Morgen, und stieg am anderen Morgen auf sein Roß und hob sie hinter sich, und sie schob ihre Hände wieder vor, eine Hand mit einem Handschuh und eine bloße Hand, faltete die Hände, und so hielt sie sich an ihm. Wie er aber ritt, da fühlte er, wie ihre Tränen ihm auf den Nacken fielen. Er fragte sie: „Weshalb weinst du?" „Ich weine, daß du mir meinen Wunsch erfüllt hast", sagte sie. Da dachte er: „Wie gut ist sie, daß sie sich bis zu Tränen freut, weil ich ihr diese Kleinigkeit gewährt habe."

So kamen sie nun unter den Kirschbaum, der seine Zweige darbot; und wie das Pferd mit ihnen unter dem Kirschbaum war, da sagte das Mädchen: „Nun hast du mir meinen Wunsch erfüllt, und ich freue mich, daß ich wieder unter dem Kirschbaum bin. Aber nun habe ich noch einen zweiten Wunsch, und weil du so gut bist und mich so lieb hast, so bitte ich auch noch um den zweiten." „Sage mir, was du willst," antwortete er, „ich will dir erfüllen, was du wünschest." „Als du mich im Frühjahr fandest, da zogst du mir einen Handschuh aus und nahmst ihn zu dir," sagte sie, „und ich weiß, daß du ihn noch bei dir

führst. So gib mir nun auch meinen Handschuh wieder." Da lachte der junge Ritter und sprach: „Wenn du doch um ein Großes bitten möchtest, denn Liebe will doch so gern schenken!" Und damit nahm er den Handschuh vor, und scherzend zog er ihn ihr selber an die weiße Hand, die sie ihm unter seinem Arm hindurch nach vorn reichte.

Aber wie der Handschuh über die Hand gestreift war, da hörte er sie tief seufzen, und unter Weinen sprach sie: „Nun lebe wohl!" Und wie er sich erschrocken nach ihr umsah, da war sie verschwunden, und wie er auf seine Brust vor sich sah, über die noch eben ihre Hände geschlungen waren, da waren die Hände verschwunden, durch den Kirschbaum aber ging ein leises Schauern.

Albrecht Schaeffer: Der Emmaus-Traum

ADVOCATIO

In dieses immer ernste Tal der Fichten
Wie kam ich aus dem Steine-Labyrinth?
Die kargen Garben stehen auf den lichten,
Verbrannten Feldern im Septemberwind.
Doch hier, ob streng die Wolken sich verdichten,
Ob reich die heitre Bläue überrinnt:
    Hier öffnet sich das Herz, mit tiefen Augen
    Kristallne Reinheit feurig einzusaugen.

O segne mir, du Odem ohne Schmerzen,
Der reuelos in ewiger Wandlung schwelgt,
Die hülfeloseste an deinem Herzen,
Die Knospe, mir so ängstlich, daß sie welkt!

Berührt, ihr Zweige, nur mit zartem Scherzen
Den Wiegen-Korb, in Schatten eingestellt,
Raunt lang das Zauberwort uralter Mythe
Auf sein Gesicht, die weiche Mandelblüte.

O daß ein Griffel jetzt ins Herz ihm schriebe,
Solang sichs weich, sich gleich dem Wachse giebt,
Daß, wie sichs dehne, ihm die Narbe bliebe!
Mit Sonn und Schatten, zärtlich durchgesiebt,
Mit Duft, mit Wärme schreibt das Wort der Liebe
Ins Herz, daß es euch liebe, wie ihr liebt,
Euch, Geister rein, die im vollkommnen Reigen
Aus tiefem Licht ins immer Lichtre steigen.

HORA

Wie nun aus West die Glut, beleuchtend tiefer,
Jenseits das Dorf der Stille überläßt,
Aus Dächerrot, aus Mauerweiß, aus Schiefer,
Aus Wipfelgrün das leichtgeflochtne Nest,
An dem, ein Falter, trunken ausgeliefert,
Der Blick hangt mit begierigem Saugen fest,
Beim stillen Trinken folgend selbstvergessen
Dem blauen Steigen aus den kleinen Essen.

Darüber legt der Hügel grüner Tannen
Den blauen Schatten still dem Bruder auf.
Die Wolke winkt zurück und glüht von dannen,
Es glüht ihr nach vom Turm der goldne Knauf.
Doch wie die Sinne inniger sich besannen
Auf eines Tags gesammelten Verlauf,
Auf einmal lischt das Bild, verglüht die Mauer,
Ein Schatten seufzt, und rauschend fällt ein Schauer.

VOX COELESTINA

Doch aufwärts suchend in dem lichten Klaren,
Entdeck ich erste goldne Punkte schon.
Die auch im Licht geheim zugegen waren,
Erscheinen sichtbarlich auf Thron um Thron,
Die blickenden, die ernsten Herrscherscharen:
Gegrüßt beisammen, Enkel, Ahn und Sohn,
Mit immer älterm Glanz, doch gleich an Trachten,
Uralte Leun, die schlaflos immer wachten.

Nein, Schiffe ihr, im Herzen den Magneten,
So steigt ihr auf in ungeheurer Fahrt,
Im immer wiederholten, rastlos steten
Umkreisen eurer Meere heil bewahrt;
Vor keinen Inseln ankernd, keinen Reeden,
Nur fahrend, fahrend, schauerlich bejahrt,
Im Sausen eurer Büge spür ich wieder
Den alten Geist im flammenden Gefieder.

Doch die ihr wie im Spiele überwindet,
Die Stunden kann ich nicht verwachen, ach!
Ich muß ergeben mich, ertaubt, verblindet,
Der finstern Flut, durch die ihr stolz und wach
Mit sicherm Wittern eure Wege findet,
Dieweil ich stürze in das hundertfach
Sinnlos gewälzte Polterwerk der Mühle,
Fühlloser Tat und tatloser Gefühle.

VOX IRAE

Nun wogt um mich das Finstre ungemessen,
Langsam erstarrt der Lüfte warmer Fluß.
Ach, ihr auf Königsstühlen, eingesessen,

Schwelgt feuriger in eurem Überfluß!
Doch ich muß schlafen, denn ich muß vergessen,
Da dröhnst du, Wort der Schulden, Emmaus!
  Und aus dem Dunkel flehts mit Gramgebärden:
  „Herr, bleibe bei uns, es will Abend werden;

„Der Tag hat sich geneigt!" Geneigt; mit Schaudern
Noch halt ich an, doch meine Zeit ist aus.
Schlaf ist Vergessen! hallt es nach. O Zaudern!
O wäre Schlaf Bereun, so heilt ich aus!
Doch nur mit leerem Durcheinanderplaudern
Schleppt sich der Troß der Träume ein und aus,
  Und die Lemuren, die ich tags verscheuchte,
  Sie kommen mit dem Spiegel und der Leuchte.

Und Flamme süß, die je mir nieder brannte,
Sie schlagen süßer hell die Flamme an.
Schmerz unverschmerzt! Und all was ich verkannte,
Nun seh ichs klar, da ichs nicht beugen kann:
Wie Süßes stets um Süßres ich verbannte,
Und ich erkannte erst, was schon entrann:
  So hang ich, ein Gemächt aus Furcht und Fetzen,
  Die lange Nacht in selbstgelegten Netzen.

Derweilen droben die bewegte Flotte
Gebieterisch die gleichen Wenden fährt,
So Nacht für Nacht der Widergänger Rotte
Zurück zurückgelegte Meilen kehrt.
Nur nichtig wiederholend mir zum Spotte,
Von keiner Fahrt bereichert noch belehrt,
  So jag ich durch die alten Ozeane,
  Karfreitagsfahrer im verdammten Kahne.

PAX

Du nun verhülltes Tal, wie ganz entschwunden
Dem ängstigen Blick, der von Gestirnen fiel.
Wo bliebst du, Kelch der farbenvollen Stunden,
Geraubt von Räubern, ach, versteckt zum Spiel
Von einem Gott? – Doch sieh, schon ist gefunden
Dem Fürchtenden ein recht gewisses Ziel:
Das Fensterlicht – das Haus, der Raum, das Bette,
Und hold umklirrt mich die geliebte Kette.

An deinem Lager, zartste der Gestalten,
Mir selbst entstiegen unbegreiflich rein,
Mir wehmutvolle Spieglung vorzuhalten,
Noch einmal voller Hoffnung da zu sein:
Beruhigung fühl ich dämonisch walten:
Hier ist noch Schlaf! in diesen senk dich ein.
Finde aus uferlosem Traumgebrause
Im Schlaf des Kindes einmal eine Pause.

So, kleine Muschel, drin gemildert tönt
Des Meers, aus dem du kamst, verschollnes Wogen,
Gebeugt, verstummt, ergeben und versöhnt,
Auf dein Gesumm belauschend hingebogen,
Sprech ich – der mich gefährlicher durchdröhnt,
Den Traum, deß Gift dein Hirn noch nicht gesogen.
Den Lebenstraum aus tausend Irresalen,
Traum, den du träumen wirst zu tausend Malen.

Ja, hör den Traum, bei deß Gestalten deine
Noch blumenhaft und hold vereinsamt schwebt,
Indessen traumverfangen sich die meine
Vergeßlich fort zur andern Seite hebt:

Du Spielender, noch ungebannt im Steine,
Den nicht das Blut von Emmaus belebt.
  Denn Emmaus ist Ziel darin und Richte
  Und Emmaus jedwedes der Gesichte.

Schlaf wohl! schlaf tief! Die magischen Figuren
Umstellen dich – du hörst, du siehst sie nicht.
Sie schwanken auf, fantastsche Kreaturen,
Unmagisch noch – du neigst, du ziehst sie nicht.
Sie schwanken ab, sie blickten, sie entfuhren,
Du lächelst – du begreifst und fliehst sie nicht.
  Doch dieses Wort – hörs nicht! sink tiefer nieder!
  Wir sehn einmal in Emmaus uns wieder.

SOMNIUM

Es war zur Nacht. Ich lag in Schlafes Banden.
Da kam ein Ruf aus großem Raum und hallte:
„O hört! Er ist wahrhaftig auferstanden!"
Ich schrak empor, da diese Stimme schallte;
Nur schwarzes Finster meine Augen fanden.
Doch dann ein Lichtschein fiel aus einer Spalte:
  Ich sah, noch bebend von dem starken Rufen,
  Daß eine Tür sich auftat über Stufen.

So fand ich mich vor einem Hause weilen,
In dessen Fenstern Lichter sich bewegten.
Ich sah darin ein Hin- und Widereilen
Von Schatten und Gesichtern, die sich regten
Bei Lampen, aufgehängt an goldnen Seilen. –
Da stand im Tor, deß Flügel breit sich legten,
  Mein Freund, erst jüngst ereilt vom wilden Tode,
  In einem braunen Kleid verschollner Mode.

„So bist du,“ sprach ich, „Lieber, noch am Leben?“
Und Glocken hört ich mir im Innern läuten.
Er wollte aber keine Antwort geben,
Und abgewandt mit fremdlichem Bedeuten
Verstohlen lächelt' er, dieweil mit Beben
Zu fragen mehr sich meine Lippen scheuten.
Ach, dacht ich, Lob sei Gott, daß wir uns irrten,
Noch Zeit uns blieb, ihn liebend zu bewirten.

Mich trübt' es kaum, beglückt ihn anzuschauen,
Daß er mit einem bunten Hündlein scherzte.
Ich dachte: Freundschaft ist das tiefe Blauen,
Nun weiß ichs ganz, daß ich es recht beherzte!
Der Liebe süße Wolken bald zertauen,
Es dauert aus die Wölbung, die vererzte.
Wie geb ich gerne jede Wonnenstunde
Um ein Gespräch mit männlich ernstem Munde.

„Wir wollen“, sagte er, „zum Grabe gehen.“
Er meinte Jesus. Es war Osterfrühe.
Schon war im Ost ein Morgenrot zu sehen,
Als ob die Nacht von Mandelbäumen blühe.
Der frühen Winde Schauder fühlt ich wehen
Um meine Stirn mit eisigem Gesprühe
Beim Gang an einer langen Gartenmauer,
Die glühte auch in Mandelblütenschauer.

Darin war nun die Pforte aufgeschlagen.
Ich zauderte, den Garten zu betreten,
Durch den am Freitag wir den Herrn getragen.
Dort zwischen blühnden Sträuchern, blühndeu Beeten

Wir wandelten mit Hoffen und mit Zagen,
Wo träumende Sibyllen und Profeten
In Gruppen standen feierlich zusammen
Bei großen Blütenbüschen wie aus Flammen.

Und zwischen Denen sah ich an der Erde
Auf Knien ein Weib, als ob sie suchte, liegen.
Sie hob das Antlitz klagender Gebärde,
Und Gram sah ich des Mundes Winkel biegen.
Da wir nun fragten nach der Schmerzgebärde,
Ihr Tränen funkelnd in die Augen stiegen.
„Ich find ihn nicht!" so hörten wir sie klagen.
„Sie haben meinen Heiland fortgetragen."

Da war es sie, die in geraubten Zeiten
Ihr Herz mir bot wie eine Frucht zu essen.
Begann sie anzuschlagen heilige Saiten,
So stand im Blau der Raum nicht auszumessen:
Serafim traten ein, die mild schalmeiten. –
Mir wollte Angst die ganze Brust zerpressen,
Ihr beizustehn, die kniet' in Schmerz und Wunden.
„Ach," sprach ich, „suchst du noch, was hingeschwunden?"

Ich merkte, daß mir wer die Hand berühre;
Mein Freund, der nach dem offnen Grabe zeigte.
„Wir sehn", sprach er, „die Binden noch und Schnüre."
Ich folgte ihm durch Wege, vielverzweigte;
Wir standen endlich vor der Grabestüre,
Dahinter eine Treppe ab sich neigte
In ein Gemach, das glänzte rings von Kerzen.
„Dies", sprach ich, „dacht ich anders mir im Herzen."

Es saßen festlich Gäste da an Tischen;
Die schienen Fremde erst, doch nun Bekannte.
Ich wagte nicht, mich unter sie zu mischen,
Da ihrer keiner mich willkommen nannte.
Was wollen, dacht ich, diese Gleißnerischen?
Und durch die Reihen mich zur Pforte wandte.
Da sprach – ich sah ihn mir zur Seite stehen –
Mein Freund: „Nun laß nach Emmaus uns gehen.“

Ich wußte, daß wir dies im Sinne hatten,
Und folgte gerne in das dunkle Freie.
Noch lag die Gegend schwarz im Nächteschatten,
Und nur von Bäumen sah ich eine Reihe
Bergunter führen zwischen dunklen Matten.
Doch jenseits blühten in des Morgens Weihe
Gebirge weiß und rosig, wie mit Düften
Erhoben in den reinen kalten Lüften.

Zur Linken zog sich eine niedre Mauer
Von Quadern, wo ein Weib am Boden hockte,
Geneigt das dunkle Haupt in dunkler Trauer,
Und Angst befiel mich, und mein Odem stockte.
Ich trat zu ihr und sah: ein finstrer blauer
Mantel umhüllte sie; doch ich frohlockte,
Da ich die erst so Fremde nun erkannte
Und ihren Knaben, den ich meinen nannte.

Sie hielt ihn auf den Knien und schien zu lesen
In seinem Antlitz, das wie Gold erglänzte.
Sie drehte sacht das kleine heilige Wesen,
Dieweil mit Veilchen sie sein Haar bekränzte.

Sein dunkles Augenpaar mir zum Genesen
Das eigne Leben wieder rein kredenzte.
Da sprach, indeß ich schon die Arme breite,
Mein Freund: „Nach Emmaus auf jener Seite."

„Siehst du denn nicht," sprach ich mit leisem Zorne,
„Daß hier ich fand, was immer ich erflehte?
Hier strömt das Dauernde aus vollem Borne!
Wie Hand mit Hand sich faltet zum Gebete,
So Mensch mit Mensch, zu glätten das verworrne,
Das Leben, daß es klar vor Gotte trete.
Ja, hier ist Leben, sieh! und ohne Lieben
Wär ich so einsam wie ein Dolch geblieben."

Er zog mich aber fort; ich sah zurücke;
Da war dort nichts; so ging ich fortgezogen. –
Auch sah ich nun, gebaut in Einem Stücke,
Die Straße wölben in gewaltigem Bogen
Bergabwärts eine glattgeschwungne Brücke
Über des Abgrunds nächtlich dunkle Wogen,
Und jenseits wieder hoch zu Berge steigen,
Wo große Haine brausten mit den Zweigen.

O dort des Himmels morgengrüne Schwinge! –
Doch linker Hand im tiefen Felsentale
Lag eine Stadt in rundem Mauerringe
Mit flachen Dächern. Düstere Fanale
Erhellten, fast als ob sie Flammen finge,
Die Straßen ihr, und Fahnen, große, fahle
Und dunkle, auf den Dächern stehend, wehten.
Sie schien die traurigste von allen Städten.

Jetzund gewahrt ich überall auf Zinnen
Und Dächern viele menschliche Gestalten
Und Menschenströme aus den Toren rinnen.
Die sah ich alle angstvoll Ausschau halten,
Und welche trugen Palmen, spreizten Linnen. –
Es sprach mein Freund: „Vergebnes Händefalten.
Nun schaun sie aus, nachdem sie ihn verloren,
Doch kommt er niemals mehr zu ihren Toren.“

„Ich weiß,“ sprach ich, „daß er den Tod erlitten.
Doch Andre sagten, er ist auferstanden.
Wird dennoch nie Erhörung ihren Bitten?“
„Der lichte Tag für immer kam abhanden,“
Sprach er, „allda. Das Heil ist nun entglitten.“
Unter den dunklen Fahnen, die da standen,
Lag überwallt die Stadt von dunklem Strome,
Draus ragten ihre großen leeren Dome.

Auf einmal alles dieses Nacht verschluckte. –
Ich aber sah erstaunt im weiter Wandern
Die Straße ruhn gleich einem Aquädukte
Auf Bögen und ein blaues Meer zur andern
Seite, wo taghell buntes Leben zuckte
Auf Ufermauern, farbig in Mäandern.
Ich stand, daß sich das Auge länger freue
An dieser Golfe meilentiefer Bläue.

Und welch Gewimmel hier von Bannern, Masten
An roten Kais, die in der Sonne lohten.
Von Schiffen schleppten nackte Sklaven Lasten;
Die Wellen schaukelten mit breiten Booten,

Die kaum der Früchte goldne Berge faßten.
Zur Ferne strebten sie mit kupferroten,
Mit gelben Segeln. Grüßend hallten Pfiffe
Zur Hafeneinfahrt großer Wanderschiffe.

Die Menge staute sich auf Hafenplätzen,
Erwartend, bei getürmten Warenballen.
Sie stießen drängend achtlos nach den Schätzen;
Die sah ich von den Ufermauern fallen,
Und Fischer fingen sie in braunen Netzen.
Hoch oben hört ich das Getös und Schallen.
Der großen Schiffe weiße Schlote rauchten,
Die Wimpel wehten, und die Pfeifen fauchten.

Dahinter lag die Stadt am Hang, die weiße,
Wo tausend Fenster sonnegolden flammten.
Es schien, daß sie von eitel Marmor gleiße.
Auf Rasenflächen, weit und grün und samten,
Wettspieler übten sich in heiterm Fleiße,
Die Rosse tummelnd, die von Ahnen stammten.
Und drin im Lärm der Läden und der Buden
Die gelben Mützen aufgeregter Juden.

Auf einmal sah ich Alle auf den Straßen,
Den Brücken, Ufern, Schiffen, in den Händen
Goldene Fische halten, die sie aßen,
Und goldne Brote. Alle allerenden,
Sie speisten – ob sie gingen, standen, saßen –
Was einen dunklen Mann ich sah verspenden
Aus einem Korb. Sie kamen nicht zu kaufen,
Sie nahmens nur im Hin- und Widerlaufen.

Sie gaben sich von Hand zu Händen eilend
So Brot wie Fische im Vorübertraben.
Jedoch nicht einer achtete verweilend
Auf jenen stillen Geber solcher Gaben,
Der ruhig stand, verteilend und verteilend,
Denn unerschöpflich schien sein Korb zu haben.
Und jedem lächelt' er, bevor er spendet',
Und sah ihm traurig nach, wenn der sich wendet'.

Ich wußte: dieses war die Stadt der Lüste,
Der tausend Spiele und Vergänglichkeiten.
Nicht Saat, nicht Ernte gabs an dieser Küste,
Und was sie brauchte, kam aus fremden Weiten.
Und voll Entzücken, daß ich dieses wüßte,
Sprach ich zum Freunde im von hinnen Schreiten:
„Sie sehn die Hände nicht, die ihnen geben;
Sie wissen lebend nicht, wovon sie leben."

Nach diesen Worten fiel ein Nebel über
Die Stadt, die Bai, die Schiffe und die Scharen.
Wir wanderten in düstrer, regentrüber
Dämmrung des Morgens, wo wir einsam waren.
Wie zog es mich nach Emmaus hinüber!
Berghoch im Morgenschatten lags, im Klaren
Des offnen Äthers, der kristallnen Räume,
Umrauscht vom alten Gold der heiligen Bäume.

Uns aber traf im Antlitz kalt der Regen.
Unendlich schien die Straße abzuschießen.
Da kam von fern ein Pilger uns entgegen,
Aus dem sah ich ein sanftes Schimmern sprießen.

Und seltsam ging mein Herz in raschern Schlägen,
Des Grabes denkend, das wir leer verließen.
„Wir wollen“, sprach ich, „diesen Wandrer fragen,
Ob er erstanden ist, um den wir klagen.“

Ob dieser Worte sah ich staunen jenen,
Der mit mir war, und hört ihn widersprechen.
„Wie kannst du“, zürnt' er glühend, „Andres wähnen?
Wer sollte denn des Grabes Riegel brechen?“
Da schwoll mein Herz von Grimm, das Aug von Tränen.
„Du wolltest“, sprach ich, „immer mit mir stechen.
Und den am Freitag wir vom Kreuz genommen,
Lag Samstag tot und wird nicht Sonntag kommen.“

Wie wir da hitzig haderten im Streite,
Sah ich den Pilger vor uns nicht entgegen,
Nein, wie wir selber gehn nach jener Seite.
Auf einmal bei uns sprach er Gruß und Segen
Und bot sich so mit Liebe zum Geleite,
Daß ich im Innern spürt' ein feurig Regen;
Und alle Sinne sprachen, die sich freuten:
Der ist es, der erklären wird und deuten!

Da sah ich auch: des Fremden Auge brannte
So nächtig, daß ich brannte und erbebte.
Seit ewig schien es mir, daß ich ihn kannte,
Der zwischen uns fast wie ein Engel schwebte.
Das Kleid, das dunkel seinen Leib umspannte,
Ich sah, daß es von Lichtern schaurig lebte;
Wie nächtige Himmel schiens, die ihn umwallten,
Und Sternenbilder blickten aus den Falten.

Wie schwebten schon im Takte seiner Schritte
Die Füße mir und auch mein Herz mit ihnen!
Ein Wunderträger schien mir dieser Dritte
Auf unsrer Wandrung, göttlich seine Mienen.
Und wie er nun, willfährig unsrer Bitte,
Begann, uns mit Erklärung zu bedienen,
  Belebte sich vor uns das Morgendunkel
  Von glänzender Gestalt und Blickgefunkel.

In einer Reihe schritten vor uns Viere,
Geschöpfe, die aus weißem Silber waren.
Leibhaftig gingen da Legendentiere:
Das Einhorn sah ich links und rechts den Aaren;
Den Flügellöwen mit dem Flügelstiere
Sah ich inmitten sich zusammenpaaren.
  Sie schritten, tragend wie in stolzem Tanze
  Das Kreuz, das Kleid, die Krone und die Lanze.

Ich wollte staunend fragen nach den schönen
Geschöpfen, aber aus des Pilgers Munde
Entströmte zu gewaltig Wort und Tönen.
Ich wollte fragen nach der blutigen Wunde
In seiner Seite, doch der Rede Dröhnen
Verschlug den Odem mir. Die schattige Runde
  Erschien bedeckt mit Augen, welche lauschten,
  Gesichtern auch, die Blick und Lächeln tauschten.

Durchsichtig ward des Bodens Nacht, zu tragen
Uns auf erleuchtet dämmrigem Kristalle.
Es standen drunten Reihn von Sarkofagen
In einer endlos langen Pfeilerhalle,

Wo Könige mit ihren Kronen lagen
Und große tote Päpste; und sie Alle
Erhoben sich und horchten schwer nach oben
Und legten wieder sich, von Schlaf umwoben.

Ich hörte aber jetzt die Himmelsstimme,
Mit Feuer mir in Herz und Sinne beißend.
Sie sprach mit solchem heißen Liebesgrimme,
Die Brust mit süßem Schmerze mir zerreißend:
„Das Gottesreich ist gleich dem Reich der Imme,
Die lebt, sich nur im Liebesdienst befleißend."
Ich bat: „Erkläre uns das Wort!" mit Zagen.
Da hub er an, zu deuten und zu sagen.

„Die tausend Blumen, die dem Sommer blühen,
Es sind die Seelen auf den Erde-Triften.
O saht ihr sie, die schaffend sich bemühen,
Die Engelsbienen, die den Raum durchschifften?
Der Kelche froh, die klar voll Golde glühen,
Doch nicht, die falsch und trächtig sind mit Giften.
Aus jedem wissen eifernd sie zu saugen
Die Tropfen, die zum Gotteshonig taugen.

Und jede kehrt zurück mit Flügelschnelle,
Mit Freudetönen bringend ihre Gabe,
Sich tummelnd emsig, daß der Vorrat schwelle,
Im heiligen Dunkel reift die heilige Habe,
Am heiligen Bau sich füge Zell an Zelle,
Au Gottes Herz, der großen Honigwabe:
Erbaut aus Kraft der dienenden Myriade,
Der Liebe Kleinod in der ewigen Lade.

Die Tropfen aber, die vom Grunde quellen
– Ich will auch dies verdeutlichen und schildern –,
Es sind die Worte, lauter süß zu schwellen,
Oder zur Lüge giftig zu verwildern.
Ach, daß sie gar zu leicht zu Lippen schnellen
Und nicht zu halten sind und nicht zu mildern!
Und die wie Tau erblinken und Kristalle,
Sind innen Gift und sind den Immen Galle.

Wo aber in dem allgemeinen Lallen
Ein Mensch geboren worden zum Gebete,
Der läßt die Stimme wie ein Horn erschallen,
Des Göttlichen verkündende Drommete:
Der halte lauter seinen Kelch kristallen,
Daß auch kein falscher Tropfen ihn betrete!
Daß sich auf ihn mit Lust die Immen schütten,
Sonst wirds ein Gift und wird ihn selbst zerrütten.

Ach aber Wenige, die sind und wissen,
Sie wissens wohl und stammeln doch verworren.
Nur wie die Anderen zu sein beflissen,
Wuchern sie wenig Tage und verdorren.
Es führte auch aus Schwefel-Finsternissen
Der Herr nur Lot; sie aber sind Gomorren
Verfallen, rückgewendeten Gesichtes,
Und sind erstarrt schon und sind des Gerichtes.

Und dieses ist das Göttliche!" er sprach es
Mit ungeheurem Feuer in den Mienen:
„Es ist die Wabe und ist selbst ein waches,
Ein Dienen nur und immer wieder Dienen.

Es ist der süße Honig jedes Faches,
Der Blüten Demut und der Stolz der Bienen.
   Und einzig dies sein Sinn – o mögts begreifen! –
   In Ewigkeit zu reifen und zu reifen."

Ich merkte wohl, auf wen die Worte stießen
Von Jenen, welche wissend doch verdorrten.
O von Erkenntnis wollt ich überfließen!
Von Brot und Fischen wußt ich alles dorten.
„Mein ist", sprach ich, „des Gottes zu genießen,
Er, den du nennst, der Hort von allen Horten.
   O wie beglückt, daß ich im Glück mich dehne!
   Ich danke, Herr, daß ich nicht bin wie Jene."

O fühlt ich da die hohe Lust, zu gehen,
Nur immer lauschend in die Morgenferne!
Im Innern mächtig fühlte ich sich drehen
Das Rad des Ewigen mit dem Rund der Sterne.
„Wer bist du nur?" begann ich ihn zu flehen,
„Du bists allein, durch den ich weiß und lerne.
   Von deiner Worte Hammer aufgeschlagen,
   O fühle doch, wie mirs beginnt zu tagen!"

Jetzt merkt ich aber einen Zwang, zu schauen
Nach hinter mir: da folgt' ein Schwarm Gestalten.
Die blickten alle seltsam unter Brauen
Nach mir; ja mir nur ihre Blicke galten.
Die stillen Männer und die stummen Frauen,
Ich sah sie All etwas in Händen halten,
   Das mich betraf; ein Ding, nicht zu erkennen;
   Und jeder wollt es zeigen, wollt es nennen.

Ich aber winkte ihnen, nicht zu stören
Das Zwiegespräch mit jenem Heilighohen.
Schon konnt ich nicht mehr seine Worte hören,
Und mit den Wimpern mußt ich ihnen drohen.
Da schiens, als ob sie alle Lust verlören,
Und Gram befiel die erst so eifrig Frohen.
Darob erkannt ich, die ich Alle kannte,
Geliebte, Schwester, Freund und Bruder nannte.

Den Vater sah ich ernst dazwischen schreiten,
Die Mutter, emsig, wollte zu mir gerne.
Ich winkt ihr heimlich. Alle Lebenszeiten
Sandten Gestalten her aus Näh und Ferne.
Ach, nun mit Schmerzen sah ich sie entgleiten!
Ach, funkelten dort Augen oder Sterne?
Sie waren hin, die All ich einst umworben,
Die kaum erreicht, und diese schon gestorben.

Und ach, wie ich mich endlich losgerissen
Vom Nachschaun in die kalte Morgenleere:
Ganz ferne, sichtbar kaum in Dämmernissen,
Gewahrt ich Ihn! Und wie ich mich verzehre,
Ihm nachzueilen: ganz im Ungewissen
Des Nebeltals entging er mir, und Schwere
An Füßen steinern lähmte mich und Knieen.
Vergebne Müh! ich war nicht fortzuziehen.

Und schon am Abhang überm Nebeltale
Sah ich von Emmaus die Häuserwände.
Sie glühten rosenhaft im Morgenstrahle.
Da schritt er schon im Wiesenvorgelände,

Die Gasse schon empor zur Kathedrale,
Wo aus den Fenstern schlugen Feuerbrände.
Die Glocken sah ich schwingen, hört ich schallen,
Und alle Kraft war von mir abgefallen.

Die Glocken dröhnten, und das Tor war offen.
Ach wehe mir, jetzt wird er drin verschwinden!
Durch Gassen keucht ich, und mir sank das Hoffen,
Da wandt er sich, – ich wollte ihn umwinden
Mit Blick und Anflehn, meine Haare troffen . .
Da – wie erleichtert ach! – konnt ich mich finden
Im Eingang, wo sein letztes Lächeln winkte. –
Doch tiefe Finsternis mich dort umringte.

Alsbald in schwarzer kalter Luft entdeckte
Ich riesenhafte Pfeiler, aufwärts ragend
Ins Nächtige, wo Haupt an Haupt sich reckte
Der blinden Träger. Blauen Lichts, verzagend,
Dazwischen hingen Sterne, halb versteckte.
Die Riesen schienen keine Wölbung tragend,
Es sei denn Nacht, die braun in pelzigen Falten
Herabhing um die steinernen Gestalten.

Nun seitwärtsblickend konnte ich gewahren
Ein stolzes Weib an einem Pfeiler lehnend.
Ach, jene war es, jene, die vor Jahren
Mich ließ verschmachtend und sie selbst zersehnend;
Durch die ich letzte Qual und Lust erfahren.
Und heißes Glück auf meine Hände tränend,
Streckt ich sie aus und sprach, von Glut beronnen:
„Hier bist du nun? und bist mir jetzt gewonnen?“

Jedoch sie sah mich nicht, die Lügnerische.
Doch wie ich folgte ihrem Blick, da saßen
Bei einer Ampel Schein an rundem Tische
Mein Freund – deß Augen spöttisch mich bemaßen –
Und Er! – Und neben ihm in hoher Nische
War eine schmale Pforte aufgelassen,
  Erhöht um Stufen; draußen Ebne tauchte
  Aus Nacht, und ferne schwache Röte hauchte.

Am Tische fand ich bald mich selbst gesessen,
Sie anzuschaun, die uns bedienend schaltet.
Mein Auge, das noch Tropfen glühend nässen,
Folgt' ihr, die aus und ein geschäftig waltet.
Sie bringt das Brot, sie bringt den Wein zum Essen,
In einem Krug von Silber schön gestaltet . .
  Er nahm das Brot und dankte, brachs in Händen
  Und sah mich an. Da brach es allerenden!

Aufbrach mein Herz, dieweil es ihn erkannte,
Den Herrn in einem vollen Glorienfluten,
Das ihn, der nicht von mir das Auge wandte,
Aus jener Pforte übergoß mit Gluten.
Und mit Ergrausen, das mich übermannte,
Sah ich die Wunden seiner Hände bluten.
  Ich sah sein Aug, von Liebesglanz umwoben,
  Und ihn erheben sich – und schon erhoben:

Er stand im Tor, den Fuß auf jener Schwelle,
Darüber her ein Strom von Feuer schäumte,
Und Engelsaugen blitzten aus der Helle,
Indeß in mir der Reue Pein sich bäumte.

Zu spät! Verkannt! – Verdürstend an der Quelle,
Da sah ich alles all, was ich versäumte!
  Das letzte Glück, um das ich selbst mich brachte.
  Da brannte mir das Herz!
                und ich erwachte.

AURA MATUTINA

Und ich erwachte. Sieh, ein Morgen flog
Septembrisch in dein Tal voll Glanz und Kühle.
Der weißen Nebel schmelzendes Gewog
Läßt kaum erkennen – schwer, daß ich sie fühle –
Am nassen Baum, der sich von Lasten bog,
Wie Glocken in dem reichen Laubgestühle
  Die Äpfel, blank und kalt, von Säften dröhnend,
  Der Reife tiefes heiliges Schweigen tönend.

Wie nun die weißen, dehnbaren Gewebe
Sich durch das Tal verziehn und alles glänzt!
Erstaunlich eine jugendliche Hebe
Im Gold erscheint, mit Enzian bekränzt,
Und tausend Mal der Morgen jauchzt: Ich gebe
Dir die Erfrischung, die du Hoffnung nennst:
  Da fällt mit einem geisterhaften Klirren
  Die Rüstung ab von Trunkenheit und Wirren.

Wie ward mir denn so anders sonder Handeln
In sieben Stunden, die ich nicht gewußt?
Wie fächelt mir ein frischer Duft von Mandeln,
Als blühte sie, um die gekühlte Brust!
Ja, du mußt schlafen, denn du mußt dich wandeln!
Empor das Herz in kalter Werdelust!
  Du sankest hin, ein ächzender Bereuer,
  Du stehst entzaubert auf und bist ein Neuer,

Eins, es ist dein! Frohlocke, so du's nennst
Dein eigen, unverlöschbar, eingeboren.
Dich gestern selbst entsetzendes Gespenst,
Füll dir aus ihm mit Flammenhauch die Poren:
Du bist verloren nicht, solang du brennst!
Von einem ewigen Feuersaft durchgoren,
Dir brennt das Herz. O Zauber, der ihm eigen,
Aus jedem Opfer reinlicher zu steigen!

Doch diese Flamme – nenn den Zweck der Zwecke,
Den heilig einzigen, zu dem sie loht:
Daß sie mit göttlicher Umarmung schrecke,
Was formlos schaukelt zwischen Traum und Tod;
Daß sich das Bild mit Haupt und Gliedern recke,
Das Werk, unsterblich jung und morgenrot. –
Dran immer wieder soll die Welt genesen:
Gestalt erscheint, und wesentlich das Wesen.

Nun dampft das Tal. Es gärt in seinen Adern.
Liebliche Hände winken silbern dort.
O laß mit jenen weißen Luftgeschwadern
Die Schatten fliehn ins Schattenlose fort.
O mildes Glühn! O aufgesaugtes Hadern!
O Kranz von Mandeln, blühend um das Wort:
Jahrtausend braust. In die du eingedrungen,
Brich auf zu deinen höhern Wandelungen!

Stefan Zweig: Episode vom Genfer See

Am Ufer des Genfer Sees, in der Nähe der kleinen Schweizer Stadt Villeneuve, wurde in einer Sommernacht des Jahres 1918 ein Fischer, der sein Boot in den See hinausgerudert hatte, eines merkwürdigen Gegenstandes inmitten des

Wassers gewahr, und näherkommend erkannte er ein Gefährt aus lose gehefteten Balken, das ein nackter Mann in ungeschickter Weise mit einem als Ruder verwendeten Brett vorwärts zu treiben suchte. Staunend steuerte der Fischer heran, half dem Erschöpften mitleidig in sein Boot, deckte seine Blöße notdürftig mit Netzen und versuchte dann mit dem frostzitternden, scheu in den Winkel des Bootes gedrückten Menschen zu sprechen, aber dieser antwortete in einer fremdartigen Sprache, von der nicht ein einziges Wort der seinen glich. Bald gab der Hilfreiche jede weitere Mühe auf, raffte seine Netze empor und ruderte mit rascheren Schlägen dem Ufer zu.

In dem Maße, als im frühen Licht die Umrisse des Ufers aufglänzten, begann auch das Antlitz des nackten Menschen sich zu erhellen; ein kindliches Lachen schälte sich aus dem Bartgewühl seines breiten Mundes, die eine Hand hob sich hinüber, und immer wieder fragend und halb schon gewiß stammelte er ein Wort, das wie Rossiya klang und immer glückseliger tönte, je näher der Kiel sich gegen das Ufer stieß. Endlich knirschte das Boot an den Strand, des Fischers weibliche Anverwandte, die auf nasse Beute harrten, stoben kreischend, wie einst die Mägde Nausikaas, auseinander, da sie des nackten Mannes im Fischernetz ansichtig wurden; allmählich erst, von der seltsamen Kunde angelockt, sammelten sich verschiedene Männer des Dorfes, denen sich alsbald würdebewußt und amtseifrig der wackere Weibel des Ortes zugesellte. Ihm war es aus reicher Erfahrung der Kriegszeit und mancher Instruktion sofort gewiß, daß dies ein Deserteur sein müsse, der vom französischen Ufer herübergeschwommen war, und schon rüstete er zu amtlichem Verhör, das aber bald an Würde und Wert durch die Tatsache verlor, daß der nackte Mensch (dem inzwischen einige der Bewohner eine Jacke und eine Zwilchhose

zugeworfen) auf alle Fragen nichts als immer wieder ängstlicher und unsicherer seine Frage „Rossiya? Rossiya?" wiederholte. Ein wenig ärgerlich über seinen Mißerfolg, befahl der Weibel dem Fremden durch unmißverständliche Gebärden, ihm zu folgen, und umjohlt von der inzwischen erwachten Gemeindejugend, wurde der nasse, nacktbeinige Mensch in seiner schlotternden Hose und Jacke auf das Amtshaus gebracht und dort verwahrt. Er wehrte sich nicht, sprach kein Wort, nur seine hellen Augen waren dunkel geworden vor Enttäuschung, und seine hohen Schultern duckten sich wie unter gefürchtetem Schlage.

Die Kunde von dem menschlichen Fischfang hatte sich inzwischen bis zu den nahen Hotels verbreitet, und einer ergötzlichen Episode in der Eintönigkeit des Tages froh, kamen einige Damen und Herren herüber, den wilden Menschen zu betrachten. Eine Dame schenkte ihm Konfekt, das er mißtrauisch wie ein Affe liegen ließ, ein Herr machte eine photographische Aufnahme, alle schwatzten und sprachen lustig um ihn herum, bis endlich der Manager eines großen Gasthofes, der lange im Ausland gelebt hatte und mehrerer Sprachen mächtig war, an den schon ganz Verängstigten das Wort nacheinander in deutsch, italienisch, englisch und schließlich russisch richtete. Kaum daß er in der letzten Sprache ein Wort an sich vernommen, zuckte der Verängstigte auf, ein breites Lachen teilte sein gutmütiges Gesicht von einem Ohr bis zum andern, und plötzlich sicher und freimütig erzählte er seine ganze Geschichte. Sie war sehr lang und sehr verworren, nicht immer auch in ihren Einzelberichten dem zufälligen Dolmetsch verständlich, doch in der Wesenheit war das Schicksal dieses Menschen das folgende:

Er hatte in Rußland gekämpft, war dann eines Tages mit tausend andern in Waggons verpackt worden und sehr weit gefahren, dann wieder in Schiffe verladen und noch länger mit

ihnen gefahren durch Länder, wo es so heiß war, daß, wie er sagte, einem die Knochen im Fleisch weich gebraten wurden. Schließlich waren sie wieder irgendwo gelandet und in Waggons verpackt worden und hatten dann plötzlich einen Hügel zu stürmen, worüber er nichts Näheres wußte, weil ihn gleich zu Anfang eine Kugel ins Bein getroffen habe. Den Zuhörern, denen der Dolmetsch Rede und Antwort übersetzte, war sofort klar, daß dieser Flüchtling ein Angehöriger jener russischen Divisionen in Frankreich war, die man über die halbe Erde, über Sibirien und Wladiwostok an die französische Front geschickt hatte, und es regte sich mit einem gewissen Mitleid bei allen gleichzeitig die Neugier, was ihn vermocht habe, diese seltsame Flucht zu versuchen. Mit halb gutmütigem, halb listigem Lächeln erzählte bereitwillig der Russe, kaum genesen, habe er die Pfleger gefragt, wo Rußland sei, und sie hätten ihm die Richtung gedeutet, deren ungefähres Bild er durch die Stellung der Sonne und der Sterne sich bewahrt hatte, und wie er dann heimlich entwichen sei, nachts wandernd, tagsüber in Heuschobern vor den Patrouillen sich versteckend. Gegessen habe er Früchte und gebetteltes Brot, zehn Tage lang, bis er endlich an diesen See gekommen. Nun wurden seine Erklärungen undeutlicher; es schien, daß er, aus der Nähe des Baikalsees stammend, vermeint hatte, am andern Ufer, dessen bewegte Linien er des Abends erblickte, müsse Rußland liegen. Jedenfalls hatte er sich aus einer Hütte zwei Balken gestohlen und war auf ihnen bäuchlings liegend, mit Hilfe eines gleichfalls entwendeten Steuerruders weit in den See hinausgekommen, wo ihn der Fischer auffand. Die ängstliche Frage, mit der er seine unklare Erzählung beschloß, ob er schon morgen daheim sein könne, erweckte, kaum übersetzt, durch ihre Unbelehrtheit erst lautes Gelächter, das aber bald gerührtem Mitgefühl wich, und jeder

steckte dem unsicher und fast kläglich um sich Blickenden ein paar Geldmünzen oder Banknoten zu.

Inzwischen war auf telephonische Verständigung aus Montreux ein höherer Polizeioffizier erschienen, der mit nicht geringer Mühe ein Protokoll über den Vorfall aufnahm. Denn nicht nur, daß der zufällige Dolmetsch sich als unzulänglich erwies, bald wurde auch die für Westländer ganz unfaßbare Unbildung dieses Menschen klar, dessen Wissen um sich selbst nicht den eigenen Vornamen Boris überschritt und der von seinem Heimatsdorf nur äußerst verworrene Darstellungen zu geben vermochte, etwa, daß sie Leibeigene des Fürsten Metschersky seien (er sagte Leibeigene, obwohl doch seit einem Menschenalter diese Fron abgeschafft war), und daß er fünfzig Werst vom großen See entfernt mit seiner Frau und drei Kindern wohne. Die Beratung über sein Schicksal begann, indes er mit stumpfem Blick geduckt inmitten der Streitenden stand: die einen meinten, man müsse ihn der russischen Gesandtschaft nach Bern überweisen, andere befürchteten von solcher Maßnahme eine Rücksendung nach Frankreich, der Polizeibeamte erläuterte die ganze Schwierigkeit der Frage, ob er als Deserteur oder als papierloser Ausländer behandelt werden solle, der Gemeindeschreiber des Ortes wehrte gleich von vornherein die Möglichkeit ab, daß gerade sie den fremden Esser zu ernähren und zu bergen hätten. Ein Franzose schrie erregt, man solle mit dem elenden Durchbrenner nicht so viel Geschichten machen, er solle arbeiten oder zurückspediert werden, zwei Frauen wandten heftig ein, er sei nicht schuld an seinem Unglück, es sei ein Verbrechen, Menschen aus ihrer Heimat in fremdes Land zu verschicken. Schon drohte aus dem zufälligen Anlaß ein politischer Zwist sich zu entspinnen, als ein alter Herr, ein Däne, plötzlich dazwischenfuhr und energisch erklärte, er bezahle den Unterhalt dieses Menschen

für acht Tage, inzwischen sollten die Behörden mit der Gesandtschaft ein Übereinkommen treffen, welche unerwartete Lösung sowohl die amtlichen als die privaten Parteien vollkommen zufriedenstellte.

Während der immer erregter werdenden Diskussion hatte sich der scheue Blick des Flüchtlings allmählich erhoben und hing unverwandt an den Lippen des Managers, des einzigen in diesem Getümmel, von dem er wußte, daß er ihm verständlich sein Schicksal sagen könnte. Dumpf schien er den Wirbel zu spüren, den seine Gegenwart erregte, und ganz unbewußt, als jetzt der Wortlärm abschwoll, hob er durch die Stille die Hände flehentlich gegen ihn auf, wie Frauen vor einem heiligen Bild. Das Rührende dieser Gebärde ergriff unwiderstehlich jeden einzelnen. Der Manager trat herzlich auf ihn zu und beruhigte ihn, er möge ohne Angst sein, er könne unbehelligt hier verweilen, und im Gasthof würde für die nächste Zeit für ihn vollkommen gesorgt werden. Der Russe wollte ihm die Hand küssen, die ihm der andere rücktretend rasch entzog. Dann wies er ihm noch das Nachbarhaus, eine kleine Dorfwirtschaft, wo er Bett und Nahrung finden würde, wiederholte die herzliche Beruhigung und ging dann, ihm noch einmal freundlich zuwinkend, die Straße zu seinem Hotel empor.

Unbeweglich starrte der Flüchtling ihm nach, und in dem Maße, als der einzige, der seine Sprache verstand, sich entfernte, verdüsterte sich wieder sein schon erhelltes Gesicht. Mit zehrenden Blicken folgte er dem Entschwindenden bis hinauf zu dem hochgelegenen Hotel, ohne die andern Menschen zu beachten, die sein seltsames Gehaben bestaunten und belachten. Als ihn dann einer mitleidig anrührte und in den Gasthof wies, fielen seine schweren Schultern gleichsam in sich zusammen, und gesenkten Hauptes trat er in die Tür. Man öffnete

ihm das Schankzimmer. Er drückte sich an den Tisch, auf den die Magd zum Gruß ein Glas Branntwein stellte, und blieb dort verhangenen Blickes den ganzen Vormittag unbeweglich sitzen. Unablässig spähten vom Fenster die Dorfkinder herein, lachten und schrien ihm etwas zu – er hob nicht den Kopf. Eintretende betrachteten ihn neugierig, er blieb, den Blick an den Tisch gebannt, mit krummem Rücken sitzen, schamhaft und scheu. Und als mittags zur Essenszeit ein Schwarm Leute den Raum mit Lachen füllte, Hunderte Worte um ihn schwirrten, die er nicht verstand, und er, seiner Fremdheit entsetzlich gewahr, taub und stumm inmitten einer allgemeinen Bewegtheit saß, zitterten ihm die Hände so sehr, daß er kaum den Löffel aus der Suppe heben konnte. Plötzlich lief eine dicke Träne die Wange herunter und tropfte schwer auf den Tisch. Scheu sah er sich um. Die andern hatten sie bemerkt und schwiegen mit einemmal. Und er schämte sich: immer tiefer beugte sich sein schwerer struppiger Kopf gegen das schwarze Holz.

Bis abends blieb er so sitzen. Menschen gingen und kamen, er fühlte sie nicht und sie nicht mehr ihn: ein Stück Schatten, saß er im Schatten des Ofens, die Hände schwer auf den Tisch gestützt. Alle vergaßen ihn, und keiner merkte darauf, daß er sich in der Dämmernng plötzlich erhob und den Weg gegen das Hotel dumpf wie ein Tier hinaufschritt. Eine Stunde und zwei stand er dort vor der Tür, die Mütze devot in der Hand, ohne jemanden mit dem Blick anzurühren: endlich fiel diese seltsame Gestalt, die starr und schwarz wie ein Baumstrunk vor dem lichtfunkelnden Eingang des Hotels im Boden wurzelte, einem der Laufburschen auf, und er holte den Manager. Wieder stieg eine kleine Helligkeit in dem verdüsterten Gesicht auf, als seine Sprache ihn grüßte.

„Was willst du, Boris?“ fragte der Manager gütig.

„Ihr wollt verzeihen," stammelte der Flüchtling, „ich wollte nur wissen ... ob ich nach Hause darf."

„Gewiß, Boris, du darfst nach Hause", lächelte der Gefragte.

„Morgen schon?"

Nun ward auch der andere ernst. Das Lächeln verflog auf seinem Gesicht, so flehentlich waren die Worte gesagt.

„Nein, Boris ... jetzt noch nicht. Bis der Krieg vorbei ist."

„Und wann? Wann ist der Krieg vorbei?"

„Das weiß Gott. Wir Menschen wissen es nicht."

„Und früher? Kann ich nicht früher gehen?"

„Nein, Boris."

„Ist es so weit?"

„Ja."

„Viele Tage noch?"

„Viele Tage."

„Ich werde doch gehen, Herr! Ich bin stark. Ich werde nicht müde."

„Aber du kannst nicht, Boris. Es ist noch eine Grenze dazwischen."

„Eine Grenze?" Er blickte stumpf. Das Wort war ihm fremd. Dann sagte er wieder mit seiner merkwürdigen Hartnäckigkeit: „Ich werde hinüberschwimmen."

Der Manager lächelte beinahe. Aber es tat ihm doch weh, und er sagte sanft: „Nein, Boris, das geht nicht. Eine Grenze, das ist fremdes Land. Die Menschen lassen dich nicht durch."

„Aber ich tue ihnen doch nichts! Ich habe mein Gewehr weggeworfen. Warum sollen sie mich nicht zu meiner Frau lassen, wenn ich sie bitte um Christi willen?"

Der Manager wurde immer ernster. Bitterkeit stieg in ihm auf. „Nein," sagte er, „sie werden dich nicht hinüberlassen, Boris. Die Menschen hören jetzt nicht mehr auf Christi Wort."

„Aber was soll ich tun, Herr? Ich kann doch nicht hier bleiben! Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht."

„Du wirst es schon lernen, Boris."

„Nein, Herr," er bog den Kopf tief, „ich kann nichts lernen. Ich kann nur am Feld arbeiten, sonst kann ich nichts. Was soll ich hier tun? Ich will nach Hause! Zeig mir den Weg!"

„Es gibt jetzt keinen Weg, Boris."

„Aber, Herr, sie können mir doch nicht verbieten, zu meiner Frau heimzukehren und zu meinen Kindern! Ich bin doch nicht Soldat mehr!"

„Sie können es, Boris."

„Und der Zar?" Er fragte es ganz plötzlich, zitternd vor Erwartung und Ehrfürchtigkeit.

„Es gibt keinen Zaren mehr, Boris. Die Menschen haben ihn abgesetzt."

„Es gibt keinen Zaren mehr?" Dumpf starrte er den andern an. Ein letztes Licht erlosch in seinen Blicken, dann sagte er ganz müde: „Ich kann also nicht nach Hause?"

„Jetzt nicht. Du mußt warten, Boris."

„Lange?"

„Ich weiß nicht."

Immer düsterer wurde das Gesicht im Dunkel. „Ich habe schon so lange gewartet! Ich kann nicht mehr warten. Zeig mir den Weg! Ich will es doch versuchen!"

„Es gibt keinen Weg, Boris. An der Grenze nehmen sie dich fest. Bleib hier, wir werden dir Arbeit finden!"

„Die Menschen verstehen mich hier nicht, und ich verstehe sie nicht", wiederholte er hartnäckig. „Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, Herr!"

„Ich kann nicht, Boris."

„Hilf mir um Christi willen, Herr! Hilf mir, ich kann nicht mehr!“

„Ich kann nicht, Boris. Kein Mensch kann jetzt dem andern helfen.“

Sie standen stumm einander gegenüber. Boris drehte die Mütze in den Händen. „Warum haben sie mich dann aus dem Haus geholt? Sie sagten, ich müsse Rußland verteidigen und den Zaren. Aber Rußland ist doch weit von hier, und du sagst, sie haben den Zaren ... wie sagst du?“

„Abgesetzt.“

„Abgesetzt.“ Sinnlos wiederholte er das Wort. „Was soll ich jetzt tun, Herr? Ich muß nach Hause! Meine Kinder schreien nach mir. Ich kann hier nicht leben! Hilf mir, hilf mir, Herr!“

„Ich kann nicht, Boris.“

„Und kann niemand mir helfen?“

„Jetzt niemand.“

Der Russe beugte immer tiefer das Haupt, dann sagte er plötzlich dumpf: „Ich danke dir, Herr“, und wandte sich um. Ganz langsam ging er den Weg hinunter. Der Manager sah ihm lange nach, wunderte sich noch, daß er nicht dem Gasthof zuschritt, sondern die Stufen hinab an den See. Er seufzte tief und ging wieder an seine Arbeit im Hotel.

Ein Zufall wollte es, daß ebenderselbe Fischer am nächsten Morgen den nackten Leichnam des Ertrunkenen auffand. Er hatte sorgsam die geschenkte Hose, Mütze und Jacke an das Ufer gelegt und war ins Wasser gegangen, wie er aus ihm gekommen. Ein Protokoll wurde über den Vorfall aufgenommen und, da man den Namen des Fremden nicht kannte, ein billiges Holzkreuz auf sein Grab gestellt, eines jener kleinen Kreuze über namenlosem Schicksal, mit denen jetzt Europa bedeckt ist von einem bis zum andern Ende.

Alexander Lernet: Zwei Gedichte

*

Die Heiligen drei Könige

O dieses Kinds, drum sie von ihrem Land
auszogen wie Ein Mann und monatlang
nach eines Sternes Gang sähen von den
Pferderücken und drum sie die Weiber dann
im Lager an zwei Jahr und ihr Gezelt
mitführten in dem Feld, o der Gefahr,
die sie befiel und gar bei ihnen saß
zu Pferd, wie Alp, o daß sie so im stilln
um ihres reinen Glaubens Willn
all die Bedrängnis im Treffen durch ein
wohlberittenes einhauend Regiment
der Feind' des Herrn ertrügen schlecht und recht
und mörderisches Schießen im Gefecht,
damit sie kämen zu eim guten End!

O heiliger Herr Christ, wie waren die
Hausleut erschreckt, als sie den finsteren
Hauf der Berittenen und ledige Pferd'
sahn in der kalten, schneeigen Nacht und die
wiehernden Hengst' und die Packpferde stehn
unter Prunksätteln, denn eins jeden Wert
war (Sattelzeug und Pferd) wie von einer
Hube, und waren auch Weiber mit. Aber bei
zehn Schritte vorne reitend drei, die goldene
Kronen trugen, wie Könige,
und zwiegeteilte Waffenröck', innen
mit Wildleder an den Schößen besetzt.

Die saßen darnach ab und gingen mit
eim langsamen, vornehmen Schritt,
damit daß keiner in dem Schnee benetzt

wird, mit den hohen roten Stiefeln in
das Haus und traten in den niedern Flur
und die Knechtkammer nur ein wenig ein,
auf daß sie sich erwärmten, saßen drin
ein wenig nieder in der Stube, daß sie nur
die Samtröcke anzögen zur Anbetung, doch
traten die Hausleut noch bloßfüßig aus
der Schlafkammer heraus, damit sie die
Fremdling' anstarrten, wie sie tuen, die sich
beredeten. Und huben sich
auf ihre Füß. Darnach so führte sie
einer zum Stall, daß sie dem heiligen Kind
darbrächten nach eim lieblichen Gebet
Weihrauch und goldenes Gerät
und mit Kniefall lobsängen vor dem Kind.

Das Hohe Lied

Erst an der Tür wie ein unausgeruhtes
Gespenst, das einer Liebenden geschah:
und wenn ich mit dem Andrang meines Blutes
aufbin, bist du dahin und nicht mehr da

und wirfst dich wieder fort von meinen Rändern,
an die du grenztest, tust mir deine Bahn,
die unberechenbar ist, schrecklich an,
und wie ein Sprung in den über den Ländern

weißen, unmitgefühlten Himmeln, Stern,
der grausam umgeht, ausweichendes Feuer,
machst mich zerbrochener als je. Denn wenn

ich mich dir nachwerf mit meinem Begehrn,
hältst du meinen ins Leere ungeheuer
gewagten Sprung nicht auf. Läßt mich vergehn.

Otto Freiherr von Taube: Charlottenburger Park

1

Der Tag geht bald zu End; das meiste Jahr verrann:
Zeit wird es, wollt ich letztes Grün und Farben sehen.
Laß mich, verruchte Stadt! Schon schreit ich, ihrem Bann
Entronnen, durch die Flucht gezogener Alleen.

2

Scharlachrote Blumen auf dem Beete
Und das Grün noch nicht des Herbstes Raub.
Doch das einzige Duften, das da wehte,
War der Duft vom ersten welken Laub.

Und am Wegesrande schon das leise
Rascheln, und die Wipfel goldbestreut,
Und nur eine dünne Vogelweise –
Rot und Grün, wie herrlich seid ihr heut!

3

Karger Vogel, zirpend in der Krone
Des vergilbten Baums, im Park, im späten,

Was uns beiden in den Herzen wohne,
Seit die ersten Blätter niederwehten:

Dir und mir ein Sehnen und ein Süchten
Nach dem langen Licht, drum wir betrogen!
Doch ich kann nicht, doch ich darf nicht flüchten;
Du, warum bist du nicht fortgezogen?

4

Den golddurchwirkten Gang, durch den die Sonne schrägt,
Will ich noch einmal still für mich daniederschreiten,
Zugvogelhaft das Herz von Sehnsucht aufgeregt,
Such ich noch einmal meine Flügel auszubreiten,

Noch einmal über Land und diese leidige Zeit,
Vielleicht nicht weiter als nach wohlbeschirmtem Raume,
Gleichwie der Tauber dort, des Himmels Seligkeit
Durchschneidend, niederfällt in einem goldenen Baume.

5

Sie sind noch heut wie einst: die abendliche Huld
Der Bäume und der Duft der frischgemähten Wiesen;
Was geh ich denn allein, als trüg ich eine Schuld
Und wagte keinen zum Gefährten zu erkiesen?

Nicht Undank ists; es hat sogar in diesem Jahr
Mich Freundschaft überhäuft mit unermeßnen Schätzen;
Doch, was ich neu erwarb, nie wird es ganz und gar
Der Kindheit und des Bluts Gefährten mir ersetzen!

6

Die Nebel steigen auf vom Teich und hauchen grau
Am Rasen, und die Laubwand taucht in blaue Dünste.

Noch einmal halt ich ein zu einer letzten Schau
Durchs Dickicht in des Westens volle Feuersbrünste.

Bald schließen sie das Tor; der Park wird zugetan;
Zum Gitter hingewandt, geh ich in Schattenshülle,
Im Blicke Grün und Gold, – genug, um dann und wann
Beschwichtet einzugehn in solchen Nachbilds Fülle.

Kants Diener

Kants erster Diener hieß Martin Lampe. Er war aus Würzburg gebürtig, Soldat in preußischen Diensten gewesen und nach erhaltenem Abschied vom Regiment in den Dienst bei Kant getreten, dem er gegen vierzig Jahre vorstand. Wie sehr ihn Kant trotz des ärgerlichen Tones, in dem er mit ihm zu verhandeln pflegte, dennoch die längste Zeit hindurch werthielt, geht zur Genüge daraus hervor, daß er in einer Gesellschaft einmal äußerte, er würde es für kein übles Zeichen seines künftigen Wohnortes ansehen, wenn ihm sein treuer Diener Lampe und andere ihm ähnliche, ehrliche Menschen entgegenkämen. Ja, Kant konnte ihn selbst nach der schimpflichen Verabschiedung, von der noch die Rede sein wird, so wenig aus seinen Gedanken bringen, daß er in das für besondere Zwecke und zur Stütze seines Gedächtnisses gehaltene Büchelchen, das aus einem Bogen Postpapier in Sedez gebunden war, die Worte sich aufschrieb: „Der Name Lampe muß nun völlig vergessen werden."

Dieser Mann war es, der an die vierzig Jahre fünf Minuten vor fünf Uhr morgens, es mochte Sommer oder Winter sein, mit dem ernsten, militärischen Zuruf: „Es ist Zeit!" in Kants Schlafstube trat, welch strengem Kommando auf das schnellste Gehorsam geleistet wurde. Wie denn auch bei Tisch oft der Herr



Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch des Malers A. Zingg

in Gegenwart der Gäste mit einer Art von Stolz an den Diener die Frage richtete: „Lampe, hat Er mich in dreißig Jahren" (oder wie viele es gerade sein mochten) „nur an einem Morgen je zweimal wecken dürfen?" – „Nein, hochedler Herr Professor", war die bestimmte Antwort des ehemaligen Kriegers.

Dieser Mann trat an die vierzig Jahre gegen ein Uhr, wenn das Essen in Bereitschaft stand, die Türe mit einem gewissen Tempo öffnend, mit den Worten in die Studierstube: „Die Suppe ist auf dem Tisch", worauf die Gäste, deren Zahl nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über der der Musen sein durfte, rasch in das Speisezimmer sich verfügten, da Kant, der seit dem frühen Morgen nie etwas genossen hatte, jede Verzögerung beim Essen zu vermeiden suchte.

In den Jahren, als Kant sich auf seinen alten Diener noch ganz verlassen konnte, stand fast alles unter dessen Aufsicht. Er war der Haus-, Hof- und Kellermeister. Kant gab am Abend den mit Sorgfalt und Nachdenken zusammengestellten Küchenzettel für den folgenden Mittag aus, und Lampe hatte wesentlich dafür zu sorgen, daß alles nach dem Willen seines Herrn ausgeführt wurde. Kant hatte das größte Vertrauen auf seine Ehrlichkeit, und er verdiente es auch bis auf die letzten Jahre.

So sehr jedoch Kant Lampes Rechtschaffenheit und Anhänglichkeit an seine Person schätzte, so wenig verkannte er auch dessen völlig eingeschränkten Verstand. Er mußte daher jede Kleinigkeit selbst anordnen, die dann Lampe maschinenmäßig auszuführen hatte. Kant behandelte seinen Bedienten stets in einem auffallend scheltenden und verdrießlichen Ton, und die Besucher mußten sich überzeugen, daß Lampe nicht anders behandelt werden konnte; denn bei aller seiner Eingeschränktheit dünkte er sich überklug, hatte selbst aus dem Dienst bei dem großen Philosophen eine gewisse Meinung von sich gefaßt, benahm sich dabei öfter

links und possierlich und mußte daher von seinem Herrn mit einem strengen Tone in seine Schranken und auf seine Eingeschränktheit zurückgeführt werden.

Kant kleidete seinen Bedienten in einen weißen Rock mit einem roten Kragen und hielt strenge darauf, daß gerade diese und keine andere Kleidung getragen würde. Eines Tages entdeckte er einen gelben Rock bei seinem Bedienten, welchen dieser aus einer Trödelbude gekauft hatte, und wurde darüber so entrüstet, daß er ihn zwang, den Rock sogleich wieder für jeden Preis und auf seines Herrn Schadenersatz zu verkaufen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Kant zu seiner Verwunderung, daß der alte Diener am morgenden Tag zum zweitenmal heiraten wollte und daß der gelbe Rock eben zu diesem Fest bestimmt wäre; ja, er erfuhr da erst zu seiner noch größeren Verwunderung, daß Lampe schon viele Jahre lang verheiratet gewesen war.

*

Über Lampes Entlassung endlich, über die näheren Umstände und über die Einstellung eines neuen Dieners berichtet auf das ausführlichste der Diakonus an der Tragheimschen Kirche zu Königsberg, E. A. Ch. Wasianski, ein rührender Mann, der frühere Amanuensis Kants und später bei der zunehmenden Schwäche des Philosophen sein Vermögensverwalter und täglicher Besucher im Hause, wo er in allen Dingen nach dem Rechten sah. Wir halten uns eng an seinen Bericht, denn selten finden sich Wort und Leben – und um welches Leben handelt es sich doch hier! – so witzig und gespenstisch zugleich aufeinander bezogen.

Lampe also ergab sich allmählich einer üblen Gewohnheit, zu welcher sein reichliches Auskommen ihn mit verleitete. Er mißbrauchte die Güte seines Herrn auf eine unedle Art, drang ihm Zulagen ab, kam zur unrechten Zeit nach Hause, zankte sich

mit der Aufwärterin und wurde überhaupt mit jedem Tag unbrauchbarer zur Bedienung seines Herrn. Dieses veränderte Betragen brachte eine veränderte Gesinnung Kants gegen ihn unvermeidlich zuwege. Er faßte den Entschluß, sich von ihm zu trennen. Wasianski, dem Kant alle Hausgeschäfte anvertraut hatte und dessen Bericht ja nicht gestört werden darf, hatte Ursache zu vermuten, daß die Äußerung desselben nicht eine bloß leere Drohung oder ein Besserungsversuch für Lampe, sondern Kants wahrer Ernst sei; er suchte letztern indessen mit Gründen wieder zu besänftigen und den Aufschub der Ausführung zu bewirken, besonders da er voraussah, daß die Trennung unvermeidlich, aber auch mit großen Schwierigkeiten für Kant, ihn selber und seinen neuen Diener verbunden sein würde. Es sollte ein mit Kant grau, aber anstößig gewordener Diener abgeschafft werden. Beide hatten sich aneinander gewöhnt; Kant hätte der Schritt gereuen und er darauf bestehen können, ihn wieder in sein Haus zu nehmen. Wie weit wäre dann Lampes Brutalität gegen Kant gegangen, wenn er einen so deutlichen Beweis seiner Unentbehrlichkeit erhalten hätte? Und wo war so leicht außer der Zeit ein treuer, an Eingezogenheit gewöhnter Diener herzunehmen, der in Kants lange Gewohnheiten sich zu schicken gewußt haben würde? Wasianski suchte also diesen drohenden Blitzschlag oft und noch immer unschädlich abzuleiten; obgleich die Bekanntschaft mit Kants Charakter mit Sicherheit vermuten ließ, daß, wenn es ihm einmal rechter Ernst würde, Lampen zu entlassen, ihn nichts von seinem Vorsatze so leicht abbringen würde.

Kant war und blieb der determinierte Mann, dessen schwacher Fuß oft, dessen starke Seele nie wankte, so schließt der Diakonus eine längere Diatribe über Kants Charakter, und um auf Lampe zurückzukommen, fährt er mit unbeirrbarem Ernst in seinem Berichte fort:

Daher konnte ein solches kühnes Wagstück, als die Trennung seines alten Dieners von ihm, auch nur bei ihm allein versucht und glücklich ausgeführt werden. Schon ehe diese wirkliche Trennung eintrat, sah Wasianski die Unmöglichkeit ein, daß Kant, der bei der Schwäche seiner Füße oft fiel, der Wartung eines Dieners allein überlassen werden konnte, der sich selbst zu halten oft unvermögend war und, aus sehr verschiedenen Ursachen, ein gleiches Schicksal mit seinem Herrn hatte. Überdem tat er durch Gelderpressungen, welche er aus Hoffnung, sich Frieden und Ruhe zu erkaufen, bewilligte, Lampens Neigung nur immer mehr Vorschub, und dieser sank tiefer. Gesetzt aber auch, alle diese Inkonvenienzen hätten nicht stattgehabt, so machte der Umstand, daß die Kräfte des Dieners immer mehr abnahmen, es notwendig, auf die Besetzung seiner Stelle durch einen rüstigern und kraftvolleren Mann bedacht zu werden. Wasianski hatte, so gesteht er, vom Gegenstand nun völlig hingerissen, in Zeiten gehörige Vorkehrungen gemacht und stand vor dem Bruch in voller Rüstung; er suchte, fand und wählte einen Diener, den er in einem Interimsdienst hielt, von dem er sich an jedem Tag losmachen konnte. Oft sprach er unterdessen bald sanft, bald ernstlich mit Lampe über den immer mehr der Ausführung sich nahenden Entschluß seines Herrn, ihn abzuschaffen, machte ihn auf sein trauriges Los für die Zukunft aufmerksam, gab ihm ziemlich verständliche Winke darüber, daß im Fall seiner guten Aufführung nicht allein er, sondern auch seine Gattin und sein Kind glücklich werden sollten, er vereinigte sich mit Lampes Gattin, die ihn mit Tränen bat, sein eigenes Wohl zu bedenken. Er versprach besser zu werden und wurde – schlechter. Endlich kam der Tag im Januar 1802, an dem Kant das ihn beugende Geständnis ablegte: „Lampe hat sich so gegen mich vergangen, daß ich es zu sagen mich schäme."

Wasianski drang nicht in ihn und hat über dies gewiß grobe Vergehen nie etwas erfahren. Kant bestand auf seiner Abschaffung, zwar nicht mit Groll, doch aber mit männlichem Ernst. Seine Bitten während der Mahlzeit an Wasianski waren so dringend, daß dieser vom Tisch aufzustehen sich veranlaßt sah und den in Bereitschaft stehenden Diener Johann Kaufmann holte. Wasianski gedenkt es wie heute, nur im historischen Präsens vermag er die Szene auszumalen: Lampe weiß von nichts, was vorgeht; Kaufmann kommt, Kant faßt ihn ins Auge, trifft auf der Stelle seinen Charakter und sagt: „Er scheint mir ein ruhiger, ehrlicher und vernünftiger Mensch zu sein." – Lampe wurde am folgenden Tag mit einer jährlichen Pension entlassen, mit der gerichtlich geschriebenen Bedingung: daß dieselbe von dem Augenblick an aufhöre, wenn Lampe oder ein von demselben Abgesandter Kant behelligen würde.

Der Diener Johann Kaufmann war wie für Kant geschaffen und hatte bald wahre persönliche Liebe und Anhänglichkeit für seinen Herrn. Bei seinem Eintritt ins Kantsche Haus bekam die bisherige Lage in demselben eine ganz andere Gestalt zu ihrem Vorteil. Eintracht mit der Aufwärterin Kants, mit der Lampe vorher in ewigem Streite lag, war nun im Hause des Philosophen einheimisch, das vorher durch manche überlaute Auftritte, von denen Kant wußte und nicht wußte, entweiht war. Nun konnte er ohne Verdruß, dessen Erregung durch manche ärgerliche Vorfälle auch beim Philosophen unvermeidlich war, seine Tage ruhig verleben. So großmütig er Lampen verzieh, so nötig fand er es doch auch, seine bisherige, für Lampe fast übermäßig wohltätige Disposition zu ändern und ihm nur die 40 Rtlr. Pension auf seine Lebenszeit zu sichern. In dem zweiten, deshalb deponierten Nachtrag zu seinem Testamente zeigte er seinen Edelsinn und seine Großmut auf eine auffallende Art. Er veränderte

den ihm vorgeschlagenen Anfang desselben, der so lautete: „Die schlechte Aufführung des Lampe machte es notwendig usw.“ in den Ausdruck: „Gegründete Ursachen usw.“, indem er sagte: „Man kann ja den Ausdruck so mildern.“ Sechsundzwanzig Tage nach Lampens Abschaffung wurde dieser Nachtrag deponiert, und vom gerechten Unwillen war keine Spur in demselben anzutreffen. Lampe ließ einen Dienstschein fordern, Wasianski legte ihn Kanten vor. Lange sann er nach, wie er die leergelassenen Stellen für sein Verhalten füllen sollte. Wasianski enthielt sich jedes Rats dabei, welches Kants Beifall zu haben schien. Endlich schrieb er: „Er hat sich treu, aber für mich (Kanten) nicht mehr passend verhalten.“

Kant war, berichtet der Augenzeuge, an den kleinsten Umstand durch seine ordentliche und gleichförmige Lebensart eine lange Reihe von Jahren hindurch so gewöhnt, daß eine Schere, ein Federmesser, die nicht bloß zwei Zoll von ihrer Stätte, sondern nur in ihrer gewöhnlichen Richtung verschoben waren, ihn schon beunruhigten; die Versetzung größerer Gegenstände in seinem Zimmer, als eines Stuhles, oder gar die Vermehrung oder Verminderung derselben in seiner Wohnstube, ihn aber gänzlich störte und sein Auge so lange an die Stelle hinzog, bis die alte Ordnung der Dinge wieder völlig hergestellt war.

Daher schien es unmöglich zu sein, daß er sich an einen neuen Diener gewöhnen könnte, dessen Stimme, Gang u. dgl. ihm ganz befremdend waren. Aber auch in seiner Schwäche behielt er Geistesstärke genug, sich endlich daran zu gewöhnen. Nur die laute Tenorstimme, das Schneidende und Trompetenähnliche derselben, wie er es nannte, war ihm an seinem neuen Diener empfindlich. „Er ist ein guter Mensch, aber er schreit mir zu sehr“, das war alles, was er mit einer Mischung von Sanftmut

und klagender Ungeduld sagte. In einem Zeitraume von wenigen Tagen hatte dieser sich an einen leiseren Ton gewöhnt, und alles war gut.

Dieser neue Diener schrieb und rechnete gut und hatte in der Schule so viel gelernt, daß er jeden lateinischen Ausdruck, die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher richtig aussprach. Über diesen Punkt richtiger Benennung und Aussprache der Dinge und Wörter, so steht es wörtlich in dem Bericht zu lesen, waren Kant und Lampe stets uneins und lebten in einem ewigen Hader miteinander, der oft zu recht possierlichen Szenen Gelegenheit gab; besonders wenn Kant dem alten Würzburger die Namen seiner Freunde und die Titel der Bücher vorsagte.

In den mehr als dreißig Jahren, in denen Lampe wöchentlich zweimal die Hartungsche Zeitung geholt und wieder fortgetragen hatte, und wobei er jedesmal, damit sie nicht mit den Hamburger Zeitungen verwechselt wurde, von Kant sie nennen hörte, hatte er ihren Namen nicht behalten können; er nannte sie die Hartmannsche Zeitung. „I was Hartmannsche Zeitung!" brummte Kant mit finsterer Stirn, darauf sprach er sehr laut, affektvoll und deutlich: „Sag Er Hartungsche Zeitung!" Nun stand der ehemalige Soldat geschultert und verdrießlich darüber, daß er von Kant etwas lernen sollte, und sagte im rauhen Ton, in dem er einst „Wer da?" gerufen, Hartungsche Zeitung, nannte sie aber das nächste Mal wieder falsch.

Mit seinem neuen Bedienten kamen nun solche gelehrte Artikel ganz anders zu stehen. Fiel Kant ein Vers aus den lateinischen Dichtern ein, so konnte dieser ihn nicht allein ziemlich richtig aufschreiben, sondern lernte ihn auch bisweilen auswendig und konnte ihn sogar rezitieren, wenn er Kant nicht gleich einfiel, welches der Fall mit dem Verse: Utere praesenti; coelo

committe futura war, den Wasianski Kant in Augenblicken des Mißmuts, was am Ende bei seiner Schwäche aus ihm werden solle, vorsagte und den Kant, weil er ihn vorher nie gewußt hatte, oft wieder vergaß. Diesen sagte ihm sein Diener richtig vor. Wasianski war ihm bisweilen durch Übersetzung und Erklärung behilflich. Durch diesen Kontrast und auffallenden Abstich von Lampe wurde Kant zu dem öfteren Zeugnis gegen seinen Diener vermocht: „Er ist ein vernünftiger und kluger Mensch."

Wasianski hatte diesem neuen Diener den Tag vor dem Antritte seines Dienstes auf einem ganzen Bogen die kleinsten und unbedeutendsten Gewohnheiten Kants nach der Tagesordnung aufgeschrieben, und er faßte sie mit Schnelligkeit. Er mußte vorher seine Manövres vormachen, und so aufs Tempo geübt, trat er seinen Dienst an. Seine ersten Dienstleistungen gingen daher auch schon so geübt vonstatten, als wenn er jahrelang bei Kant serviert hätte.

So ging alles mit dem neuen Diener nach Wunsch; nur fand es Kant anstößig, ihn Kaufmann zu nennen, weil er zwei gebildete Kaufleute wöchentlich an seinen Tisch zog. Bei einem frohen Mittagsmahl wurde daher nach Hersagung eines sehr possierlichen Verses, wenigstens kam er Wasianski so vor, dessen Schluß heißt: „Er soll Johannes heißen", beschlossen, den Diener nicht Kaufmann, sondern Johannes für die Zukunft zu nennen, welches denn auch geschah.

Nach zeitgenössischen Berichten zusammengestellt
von Friedrich Burschell.

Bücher

aus dem

Insel-Verlag

Akſakow = Sergei Timofejewitſch: Familienchronik. Nach Karzynskis Übertragung aus dem Ruſſiſchen bearbeitet und erweitert von H. Röhl. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Andersen-Nexö = Martin: Pelle der Eroberer. Roman in zwei Bänden. Aus dem Däniſchen von Mathilde Mann. 4.—13. Tauſend. Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 36.—.

Andersen = Hans Chriſtian: Märchen. Unter Benutzung der von Andersen ſelbſt beſorgten deutſchen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der zweifarbig gedruckten Initialen, des Titels und des Einbandes von Carl Weidemeyer-Worpswede. Zwei Bände. 8. bis 10. Tauſend. In Leinen M. 95.—; in Halbleder M. 170.—.

Arabiſche Nächte. Nachdichtungen arabiſcher Lyrik von Hans Bethge. 8.—12. Tauſend. In Halbleinen nach Art chineſiſcher Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Arcos = René: Das Gemeinſame. Übertragen von Friderike Maria Zweig. Mit 27 Holzſchnitten von Frans Maſereel. In Pappband M. 25.—. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf Büttenpapier, in Pergament (Handband) M. 200.—.

Arnim = Achim von: Werke. Auswahl in drei Bänden. Im Auftrage und mit Unterſtützung der Familie von Arnim herausgegeben von Reinhold Steig. Mit Arnims Bildnis in Lichtdruck. In Pappbänden M. 50.—; in Halbleinen M. 70.—.

(Arthurs Tod:) Dies edle und freudenreiche Buch heißet „Der Tod Arthurs", obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten des genannten Königs Arthur / von ſeinen edeln Rittern vom Runden Tiſch / und ihren wunderbaren Fahrten und Abenteuern / von der Vollendung des Heiligen Grals / und im Letzten von ihrer aller ſchmerzlichen Tode und Abſcheiden von dieſer Welt, welches Buch ins Engliſche gebracht wurde durch den Ritter Sir Thomas Malory. Übertragen durch Hedwig Lachmann. Einleitung von Severin Rüttgers. Drei Bände. In Pappbänden M. 60.—.

Bahr = Hermann: Eſſays. Zweite Auflage. Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

— Summula. Eſſays. (1921.) Geheftet M. 16.—; in Halbleinen M. 30.—.

Balzac = Honoré de: Die dreißig tolldreiſten Geſchichten, genannt Contes Drolatiques. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14.—23. Tauſend. In Pappband M. 50.—; in Halbleder M. 100.—.

— Phyſiologie der Ehe. Eklektiſch-philoſophiſche Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutſche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tauſend. In Halbpergament M. 60.—.



(Balzac:) Tante Lisbeth. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 30.—; in Halbpergament M. 60.—.

— Verlorene Illusionen. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbpergament M. 70.—.

Becher = Johannes R.: Die heilige Schar. Gedichte 1918. Kartoniert M. 5.—.

— Gedichte um Lotte. In Pappband M. 10.—.

— Gedichte für ein Volk. In Pappband M. 12.—.

— Das neue Gedicht. In Pappband M. 12.—.

— Um Gott. (Inhalt: Gedichte. Arbeiter, Bauern, Soldaten; ein Festspiel. Klänge im Vor=Laut.) Geheftet M. 16.—; in Pappband M. 26.—.

Beethoven = Ludwig van. Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen. Gesammelt und erläutert von Albert Leitzmann. Zwei Bände. In Halbleinen M. 80.—; in Halbleder M. 150.—.

Bertram = Ernst: Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.—.

— Straßburg. Ein Kreis. In Pappband M. 12.—.

Bierbaum = Otto Julius: Der neu bestellte Irrgarten der Liebe. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder. Einbandzeichnung, Leisten und Schlußstücke von Heinrich Vogeler=Worpswede. 76.—80. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

Binding = Rudolf G.: Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M. 18.—; in Pappband M. 28.—.

— Die Geige. Vier Novellen. 10.—14. Tausend. In Halbleinen M. 20.—.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer=Worpswede. 15.—19. Tausend. In Pappband M. 35.—.

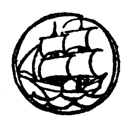
Boccaccio = Giovanni di: Das Dekameron. Übertragung von Albert Wesselski, unter Neugestaltung der Gedichte von Theodor Däubler. Eingeleitet von André Jolles. 21.—30. Tausend. Dünndruckausgabe in einem Bande (1100 Seiten). In Leinen M. 65.—; in Leder M. 160.—.

— Urbano. Übertragung von A. Wesselski. In Leinen M. 20.—.

Der Born Judas. Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden.

Erste Serie (Bd. I—III), enthaltend „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren". 4.—7. Tausend. In Papp=

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG



ORBIS LITERARUM

Der Insel-Verlag hat sich seit kurzem eine neue Aufgabe gestellt, die mit solcher Folgerichtigkeit aus der Entwicklung des Verlages hervorging, daß man ihr gewiß eine innere und äußere Berechtigung zusprechen muß.

Der Grund und Boden, auf dem der Verlag baute und weiterbauen wird, und auf dem eben diese Entwicklung sich entfaltete, war die deutsche Dichtung. In kostbaren und in billigen Ausgaben, in Einzelpublikationen wie in Gesamtwerken ist das Wertvollste unserer Literatur zusammengefaßt hier erschienen, von ihren ältesten, noch in riesigen Maßen redenden Anfängen über den großen Roman, in dem der Jammer des 17. Jahrhunderts sich ausspricht, zu Goethe und zur jüngsten, die Gegenwart tastend begreifenden Dichtung. Dabei aber strebte der Insel-Verlag stets zur Weltliteratur. Die vielen Übertragungen fremder Werke sind ein Zeugnis davon. In dieser Dichtung sind wir nun einen bedeutungsvollen Schritt weitergegangen: eine planmäßig ausgebaute fremdsprachliche Bibliothek,

gegliedert in die drei Reihen der „*BIBLIOTHECA MUNDI*“, der „*PANDORA*“ und der „*LIBRI LIBRORUM*“, die sich zum „*ORBIS LITERARUM*“ zusammenschließen, ist begründet worden. In ihr sollen die besten Werke der Weltliteratur im Urtext erscheinen, also Werke in *griechischer*, *italienischer*, *lateinischer*, *hebräischer*, *englischer*, *französischer*, *russischer* und *spanischer* Sprache. Was dem glücklichen Deutschen vor dem Dreißigjährigen Kriege, dem starken und bildsamen Jahrhundert des Humanismus vorschwebte, eine einheitliche Sammlung der Meisterwerke aller Nationen zu besitzen, soll in dieser Zeit der leichteren technischen Möglichkeiten neu versucht werden. Daß wir ein solches Unternehmen gerade jetzt beginnen, wo sich die Welt gegen Deutschland verschließt, ist kein Zufall, denn eben in dem Augenblicke, wo es dem gebildeten Deutschen, der noch niemals, auch nicht in den Stunden des Krieges, den geistigen Zusammenhang mit den Kulturen Europas verloren hat, fast unmöglich geworden ist, vom Auslande Bücher zu beziehen, schien es uns Verlegerpflicht, diese Bücher selbst zu erschaffen, und zwar in solcher Form, daß die Ausgaben des Auslandes für uns überflüssig werden. Die erste Gruppe der fremdsprachlichen Ausgaben „*LIBRI LIBRORUM*“ umschließt die klassischen Werke der Weltliteratur: sie paßt sich äußerlich den Klassiker-Taschen-Ausgaben unseres Verlages an. *Dante*, *Homer*, das *Nibelungenlied*, *Raskolnikow*, *Faust*, die *Contes drolatiques*, alle diese nationalen Gipfelwerke erscheinen in schmalen, inhaltreichen Bänden auf Dünndruckpapier. Für Gedichtsammlungen, Anthologien und Werke mittleren Umfangs wurde ein neuer Rahmen in der „*BIBLIOTHECA MUNDI*“ geschaffen: *Baudelaires* „Fleurs du Mal“, die „Carmina“

des *Horaz*, die „Vida“ der *Santa Teresa* und *Byrons* Gedichte werden u. a. in ihr gedruckt. Die dritte Serie, „*PANDORA*“ genannt, die Novellen, Dramen oder Gedichtzyklen wie Shakespeares Sonette bringt, entspricht in Umfang, Ausstattung und Art der Auswahl der *INSEL-BÜCHEREI*. Inhaltlich stellen diese fremdsprachlichen Ausgaben der Meisterwerke der Weltliteratur ein organisches Ganzes dar, ausgewählt nach ihrer Lebendigkeit und Keimkraft für unsere, für alle Gegenwart. Auch kann man dieser Auswahl wohl einen schöpferischen Wert zusprechen durch die eigenartige Bindung bisher noch nicht vereinigter dichterischer Elemente. Die „*Helvetische Anthologie*“, die zum ersten Male die Lyrik der Schweiz in allen Landessprachen einschließlich der lateinischen Klosterdichtung und mittelalterlichen Troubadour-Dichtung umschließt, ist ebenso ohne Vorbild in ihrer Heimat wie die „*Hebräische Anthologie*“, die zum erstenmal aus vielfach unbekannten Handschriften und einzelnen Gruppen die ganze hebräische Lyrik seit dem Abschluß des Canons bis zur neuhebräischen Literatur ans Tageslicht bringt. Der „*Russische Parnaß*“ ist, da seit Jahren die heimischen Druckereien stocken, die einzige bis zu den Jüngsten reichende Gedichtanthologie in russischer Sprache. Im weiteren Fortschritt sollen noch manche solcher originalen Bände gefördert werden, eine Auswahl der Rinascimento-Dichtung, ferner eine lyrische Anthologie aller Nationen. Wir haben uns mit unserem Unternehmen an Deutschland und an die Welt gewandt, und in Deutschland und der Welt haben wir herzliche Zustimmung gefunden.

Gerhart Hauptmann schreibt: „*PANDORA* und *BIBLIOTHECA MUNDI* sind bewunderungswürdige

Unternehmungen, die, nach den mir freundlichst überlassenen Bänden zu schließen, glänzend in die Wege geleitet sind. Man bekommt einen hohen Respekt vor dem deutschen Buchhandel, der in solcher Zeit doppelt um sich greift und Weltideen verwirklicht. Hier ist friedliche Welteroberung. Die Quellen der Erde werden zusammengeleitet in einen tiefen Brunnen, aus dem nun alle Welt schöpfen kann, Heimatliches in der Fremde dargereicht und Fremdes heimatlich. Abgesehen von dem eminenten materiellen Wert des Bibliotheca-Mundi-Gedankens, muß, wenn alles weiter so gelingt, der ideelle Wert nach innen und nach außen unermeßlich sein. Man empfindet da etwas vom Morgenrot einer neuen Epoche."

Thomas Mann zitiert in einem Aufsatz über unser Unternehmen schöne Worte eines Ausländers: „Ich weiß nur eine Art, ein guter Europäer zu sein: mit Macht die Seele seiner Nation haben und sie mit Macht nähren von allem, was es Einzigartiges gibt in der Seele der andern Nationen, der befreundeten und feindlichen. Die feindlichen sind uns befreundet in dem, was sie Großes haben: wenn wir der Schönheit gehören, gehört die Schönheit uns und ihre schönsten Werke..."

Hugo von Hofmannsthal: „Indem der Insel-Verlag im gegenwärtigen Augenblick darangeht, in drei Publikationsreihen den literarischen Reichtum der andern großen Nationen neben den deutschen hinzustellen — und geschähe es auch nur, wie anders kaum möglich, in einer mehr symbolischen und hindeutenden als erschöpfend wirksamen Weise —, so hat er damit eine große und im strengsten Sinne deutsche Gebärde; diese haben zu können, supponiert von der Nation, als deren Vertreter ein Verleger wie jeder andere geistig Hervortretende sich nicht nur

empfinden darf, sondern empfinden muß und vom Auslande auch sehr scharf und achtsam empfunden wird — eine gereinigte Seelenverfassung, eine wirkliche Gelassenheit und den schönen Zustand, den der Lateiner mit Compos mentis bezeichnet: denn nur in dieser Verfassung ist man der vollen Gerechtigkeit gegen fremden Wert, der vollen und reinen Aufmerksamkeit fähig; und wer seiner Nation in einem Augenblick, wie dem gegenwärtigen, eine solche Gemütsverfassung nicht andichtet, sondern durch eine Handlung gleichsam stumm zu erkennen gibt, daß er vertraue und wisse, sie habe ihn, der huldigt ihr feiner und gibt von der Unzerstörbarkeit ihrer inneren Kräfte einen gewaltigeren Begriff, als der Eiferer mit der Feder in der Hand."

Der alte Meister europäischer Kritik, der seit einem halben Jahrhundert die Bücherwelt aller Nationen und Sprachen beschaut, *Georg Brandes*, schreibt: „Daß Ihr Unternehmen groß und gut ist, darüber herrscht kein Zweifel . . . Es ist tapfer von Ihnen, in so trauriger Zeit den Mut zu fassen, ein so großartiges Unternehmen anzufangen." Aus Schweden sprachen uns *Selma Lagerlöf*, aus Frankreich *Romain Rolland*, aus England *Douglas Goldring*, aus Holland *Albert Verwey* ihr zuversichtliches Vertrauen für das Gelingen unseres Beginnens aus, und nichts an dieser Zustimmung war uns wertvoller als das Empfinden, daß wir — wie *Dirk Coster* es nun ausspricht — mit dieser Tat nicht uns, sondern dem deutschen Geiste dienen.

DER INSEL-VERLAG

* ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.) Herausgegeben von Paul Cauer. In Leinen M. 60.–; in Leder M. 160.–

* Der Nibelunge Not. Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 140.–

PANDORA

Jeder Band in farbigem Pappband Mark 5.–
Bisher erschienen 52 Bände

Amerikanisch

* Great Political Documents of the United States of America. (52)

* Emerson: On Nature, with Goethes ‚Natur'. (4)

* Irving: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)

* Longfellow: Evangeline. (18)

* Poe: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

Deutsch

* Angelus Silesius: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)

* Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)

* Goethe: Hermann und Dorothea. (16)

* Gotthelf: Das Erdbeeri-Mareili. (30)

* E. T. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. (35)

* Kant: Zum ewigen Frieden. (3)

* Schiller: Wilhelm Tell. (12)

* Stifter: Der Waldsteig. (31)

Englisch

* Elizabeth Barrett-Browning: Sonnets from the Portuguese. (17)

* Byron: Marino Faliero. (15)

* Dickens: A Christmas carol. With illustrations by John Leech. (13)

* The Summoning of Everyman. (50)

* Macaulay: Essay on William Pitt. (19)

* Milton: Minor Poems. (28)

* Pope: The Rape of the Lock. (11)

* Shakespeare: Sonnets. (1)

* Shelley: The Cenci. (22)

Französisch

* Balzac: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'œuvre inconnu. (26)

* Bossuet: Deux Oraisons Funèbres. (44)

* Corneille: Le Menteur. (21)

★ De Coster: Smetse Smee. (40)

★ Flaubert: Trois Contes. (43)

★ Galland: Les Aventures d'Haroun-al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)

★ La Fontaine: Fables. Avec des gravures de Virgil Solis. (37)

★ Mérimée: Carmen. (24)

★ Molière: Le Malade Imaginaire. (2)

★ Musset: Le Fils du Titien. Mimi Pinson. (36)

★ Racine: Athalie. (14)

★ Stendhal: Vittoria Accoramboni. Les Cenci. (Nouvelles italiennes.) (9)

★ Françoys Villon: Le Testament. (27)

★ — Lais. Poésies diverses. Ballades en Jargon. (47)

★ Voltaire: Zadig. (32)

Italienisch

★ Boccaccio: Sei Novelle. Con incisioni. (33)

★ Boccaccio: Vita di Dante. (42)

★ Dante: Vita Nuova. (46)

★ Fioretti di San Francesco. (51)

★ Leopardi: Pensieri. (6)

★ Petrarca: Trionfi. (20)

Lateinisch

★ Tacitus: Germania. (7)

★ Jacobus a Voragine: Legenda aurea. (48)

Russisch

★ Н. В. Гоголь: Шинель. Носъ. (Gogol: Der Mantel. Die Nase.) (41)

★ Достоевскій: Великій инквизиторъ чортъ. кошмаръ ивана Өедоровича. (Dostojewski: Der Großinquisitor. Iwans Alp.) (25)

★ Л. Н. Толстой: Народныеравсказы. (Tolstoi: Volkserzählungen.) (45)

★ Тургеневъ: Стихотворенія въ прозѣ. (Turgenjeff: Gedichte in Prosa.) (39)

★ Нѣмецкіе Поэты въ русскихъ переводахъ. (Deutsche Dichter in russischen Übertragungen.) (49)

Spanisch

★ Calderon: La Vida es Sueño. (5)

★ Cervantes: Rinconete y Cortadillo. (23)

Die Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo eine solche nicht vorhanden ist, direkt vom Verlag (Leipzig, Kurze Straße 7)

DER INSEL-VERLAG

bänden M. 80.—; in Halbpergament M. 170.—. Zweite Serie: Bd. IV: „Weisheit und Torheit". In Pappband M. 30.—; in Halbpergament M. 60.—. Band V: „Volkserzählungen". In Pappband M. 38.—; in Halbpergament M. 70.—. Band VI wird Anfang 1922 die Sammlung beschließen.

Braun-Otto: Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten. Herausgegeben von Julie Vogelstein. 59.—68. Tausend. In Pappband M. 21.—.

Brentano-Clemens: Frühlingskranz, aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Eingeleitet von Paul Ernst. Dritte Aufl. In Pappband M. 42.—; in Halbpergament M. 70.—.

Brentano-Clemens und Minna Reichenbach. Ungedruckte Briefe des Dichters. Herausgegeben von W. Limburger. Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck und zwei Faksimiles. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Pappband M. 45.—; in Seide M. 85.—.

Buber-Martin: Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Ekstatische Konfessionen. Geheftet M. 26.—; in Pappband M. 38.—.

— Ereignisse und Begegnungen. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Die Lehre, die Rede und das Lied. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

Das Buch der Fabeln. Zusammengestellt von Chr. H. Kleukens. Eingeleitet von Otto Crusius. Zweite Auflage. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Büchner-Georg: Woyzeck. Nach den Handschriften des Dichters herausgegeben von Georg Witkowski. 520 numerierte Exemplare. In Halbpergament M. 80.—; in Leder M. 180.—.

Bürger-Gottfried August: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegt. Mit den Holzschnitten von Gustav Doré. In Halbleinen M. 55.—; in Halbpergament M. 120.—.

Carossa-Hans: Doktor Bürgers Ende. Letzte Blätter eines Tagebuchs. Zweite Auflage. Geheftet M. 9.—; in Pappband M. 18.—.

— Gedichte. Zweite, vermehrte Auflage. Gebunden M. 10.—.

Die chinesische Flöte. Nachdichtungen chinesischer Lyrik von Hans Bethge. 17.—26. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.



Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. Herausgegeben von Arthur Schurig. In Pappband M. 30.—.

Däubler, Theodor: Hesperien. Eine Symphonie. In Pappband M. 18.—.

— Hymne an Italien. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.—.

— Lucidarium in arte musicae. Ein Buch über Musik. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der neue Standpunkt. Aufsätze zur modernen Kunst. Zweite Auflage. In Pappband M. 20.—.

— Das Nordlicht. Ein Epos in drei Teilen. (Eine neue Ausgabe auf Dünndruckpapier befindet sich im Druck.)

— Perlen von Venedig. Gedichte. In Pappband M. 14.—.

— Mit silberner Sichel. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der sternhelle Weg. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Die Treppe zum Nordlicht. Gedichte. In Pappband M. 14.—.

— Wir wollen nicht verweilen. Autobiographische Fragmente. Zweite Auflage. In Pappband M. 24.—.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. 9.—13. Tausend. Drei Bände. In Leinen M. 160.—; in Halbleder M. 240.—.

Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin, eingeleitet von Stefan Zweig, Übertragungen von Gisela Etzel-Kühn. Mit einem Bildnis der Dichterin in Lichtdruck. In Pappband mit Pergamentverstärkung M. 40.—.

Deutsche Chansons. Von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind, Wolzogen. 108.—118. Tausend. Geheftet M. 8.—; in Pappband M. 15.—.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Zweite Auflage. In Pappband M. 36.—; in Halbpergament M. 70.—.

Dickens' Werke. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne und anderen. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in sechs Bänden. In Ganzleinen M. 350.—. Einzelausgaben (jeder Band in Leinen M. 60.—): David Copperfield. — Der Raritätenladen. — Die Pickwickier. — Martin Chuzzlewit. — Nikolaus Nickleby. — Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

(Diotima:) Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 6.–10. Tausend. In Pappband M. 22.–; in Halbleder M. 42.–.

Dostojewski = F. M.: Sämtliche Romane und Novellen. Eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. In 25 Halbleinenbänden M. 600.–; in Halbpergament M. 1200.–.

Einzelausgaben siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Ehrenstein = Albert: Bericht aus einem Tollhaus. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers" umgearbeitet. 3.–7. Tausend. Geheftet M. 6.–; in Pappband M. 12.–.

Fichtes Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Ernst Bergmann. In Halbleinen M. 25.–.

Flämisches Novellenbuch. Herausgegeben von F. M. Huebner. In Pappband M. 18.–.

François = Louise von: Gesammelte Werke. Fünf Bände. In Pappbänden M. 100.–.

— Ausgewählte Novellen. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.–.

Frank = Leonhard: Die Räuberbande. Roman. 11.–15. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

— Die Ursache. Roman. 11.–20. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 20.–.

Friedländer = Max: Albrecht Dürer. Mit 115 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.–; in Halbpergament M. 110.–.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters. Ausgewählt von Hermann Hesse. 4.–7. Tausend. In Pappband M. 30.–; in Halbleder M. 60.–.

Glaser = Curt: Die Kunst Ostasiens. Der Umkreis ihres Denkens und Gestaltens. Zweite Auflage. Mit 36 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 60.–.

— Lucas Cranach. Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M. 75.–; in Halbpergament M. 110.–.

Gobineau: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Wohlfeile Ausgabe. Mit 20 Porträts und Szenenbildern in Autotypie. 49.–58. Tausend. In Pappband M. 36.–; in Halbleder M. 70.–.

Gogol = N. W.: Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die toten Seelen. Roman. Aus dem Russischen übertragen von H. Röhl. In Pappband M. 30.–; in Halbpergament M. 55.–.



Goethes Sämtliche Werke in sechzehn Bänden. In Leinen M. 650.—; in Leder M. 2200.—.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. 86.—93. Tausend. In Leinen M. 35.—; in Leder M. 140.—.

Goethe: Die Leiden des jungen Werther. Mit den elf Kupfern von Chodowiecki in Nachstich und einer Rötelstudie. Sechste Auflage. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Goethes Sämtliche Gedichte in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 11.—20. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 280.—.

Goethes Liebesgedichte. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 16.—21. Tausend. In Pappband M. 24.—; in Halbleder M. 45.—.

Goethe: Dichtung und Wahrheit. Taschenausgabe. In Leinen M. 45.—.

Goethes Italienische Reise. Taschenausgabe. 11.—20. Tausend. In Leinen M. 35.—.

Goethes Westöstlicher Divan. Gesamtausgabe auf Dünndruckpapier. 6.—10. Tausend. In Leinen M. 25.—; in Leder M. 130.—.

Goethes Gespräche mit Eckermann. Vollständige Ausgabe. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. 16.—19. Tausend. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 150.—.

Goethe: Elegien (Erotica Romana). Rom 1788. Faksimile-Ausgabe der im Goethe- und Schiller-Archiv zu Weimar ruhenden Handschrift der „Römischen Elegien" in 240 numerierten Exemplaren. Mit einem Geleitwort von Max Hecker. In einem Pappband nach dem des Originals M. 400.—.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. Nach den Handschriften neu herausgegeben von Julius Petersen (befindet sich im Druck).

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage (befindet sich im Druck).

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Max Hecker. Vier Bände. In Leinen je M. 40.—; in Leder je M. 140.—. (Bisher erschienen Band I—III; Band IV folgt Ende 1921.)

Briefe an Goethes Mutter. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit einer Silhouette der Frau Rat. 51.—57. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Bettinas Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses nebst zeitgenössischen Dokumenten über ihr persönliches Verhältnis zu Goethe zum erstenmal herausgegeben von Reinhold Steig. Mit 5 Bildern und 2 Faksimiles. In Halbleinen M. 50.—.

Goethes äußere Erscheinung. Literarische und künstlerische Dokumente seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von Emil Schaeffer. Mit 80 Vollbildern (Goethebildnissen). In Halbleinen M. 25.—.

Mitteilungen über Goethe: siehe **Riemer.**

Grimmelshausen: Der abenteuerliche Simplicissimus. Vollständige Ausgabe, besorgt von Reinhard Buchwald. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 55.—.

Hafis: Lieder. Nachdichtungen von Hans Bethge. 8.—12. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.—; in Seide M. 75.—.

Hardt · Ernst: Tantris der Narr. Drama in fünf Akten. 42.—48. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— **Gudrun.** Ein Trauerspiel in fünf Akten. Initialen und Einbandzeichnung von Marcus Behmer. 19.—21. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— **Schirin und Gertraude.** Ein Scherzspiel. Titel- und Einbandzeichnung von Karl Walser. In Pappband M. 20.—.

— **König Salomo.** Drama. In Pappband M. 12.—.

— **Joseph Kainz.** Verse zu seinem Gedächtnis. Kartoniert M. 3.—.

Der Heiligen Leben und Leiden, das sind die schönsten Legenden aus den deutschen Passionalen des 15. Jahrhunderts. Ausgewählt und übertragen von Severin Rüttgers. Mit zahlreichen Holzschnitten. Zweite Auflage in einem Bande. (Im Druck.)

Heines Buch der Lieder. Taschenausgabe. 31.—38. Tausend. In Leinen M. 28.—; in Leder M. 130.—.

Der Heliand und die Bruchstücke der **altsächsischen Genesis,** in Simrocks Übertragung. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Pappband M. 20.—.

Hoffmann · E. T. A.: Prinzessin Brambilla. Ein Capriccio nach Jacob Callot. Mit 8 gestochenen Kupfern nach Callotschen Originalblättern. Zweite Auflage. In reich vergoldetem Pappband M. 50.—.

Hofmannsthal · Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 31.—40. Tausend. In Pappband M. 18.—.



Hölderlin: **Sämtliche Werke und Briefe.** Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel in fünf Bänden. Jeder Band geheftet M. 60.—; in Halbleder M. 100.—. Vorzugsausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Bütten, unter Benutzung alter Stempel mit der Hand in Leder gebunden, jeder Band M. 450.—. (Bisher erschienen Band II—IV; Band I soll Ende des Jahres erscheinen, Band V wird 1922 die Ausgabe abschließen.)

— **Hyperion oder der Eremit von Griechenland.** Taschenausgabe. In Leinen M. 30.—; in Leder M. 130.—.

— **Der Tod des Empedokles.** Für eine festliche Aufführung bearbeitet und eingerichtet von Wilhelm von Scholz. Zweite Auflage. In Pappband M. 14.—.

Holz-Arno: **Phantasus.** In Halbpergament M. 120.—.

Homers **Odyssee.** Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 24.—.

Huch-Ricarda: **Alte und neue Gedichte (1921).** Gebunden M. 20.—.

— **Der große Krieg in Deutschland.** Drei Bände. 10.—13. Tausend. In Pappbänden M. 80.—; in Halbleinen M. 100.—. Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

— **Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.** 9.—12. Tausend. In Halbleinen M. 30.—.

— **Der letzte Sommer.** Ein Roman in Briefen. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 16.—.

— **Entpersönlichung (1921).** Geheftet M. 18.—; in Halbleinen M. 30.—.

— **Luthers Glaube.** Briefe an einen Freund. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 26.—.

— **Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.** 6.—8. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— **Michael Unger.** Des Romans „Vita somnium breve“ achte Auflage. In Halbleinen M. 30.—.

— **Die Verteidigung Roms.** 7.—9. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

— **Der Kampf um Rom.** 5.—7. Tausend. Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. Geheftet M. 22.—; in Halbleinen M. 34.—.

(Huch, Ricarda:) Der Sinn der Heiligen Schrift. In Halbleinen M. 28.–.

— Wallenstein. 10.–12. Tausend. In Pappband M. 18.–.

(Humboldt:) Die Brautbriefe Wilhelms und Carolinens von Humboldt. Herausgegeben von Albert Leitzmann. 6. bis 9. Tausend. In Pappband M. 40.–; in Halbleder M. 70.–.

Humboldts Briefe an eine Freundin. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 16.–20. Tausend. In Pappband M. 16.–.

Das Inselschiff. Eine Zweimonatsschrift für die Freunde des Insel-Verlags.

Erster Jahrgang. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Zweiter Jahrgang. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Dritter Jahrgang. Sechs Hefte (im Erscheinen begriffen) M. 15.–; einzeln je M. 3.–.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke. Autorisierte Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14. bis 21. Tausend. In Leinen M. 55.–; in Leder M. 160.–.

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Erster Band. Mit sechs Bildertafeln. In Pappband M. 30.–.

Japanischer Frühling. Nachdichtungen japanischer Lyrik von Hans Bethge. 13.–16. Tausend. In Halbleinen nach Art chinesischer Blockbücher gebunden M. 25.–; in Seide M. 75.–.

Kants Sämtliche Werke. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Format und Schrift der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker. Sechs Bände. In Leinen M. 300.–; in Leder M. 900.–.

Kants Kritik der reinen Vernunft. Taschenausgabe. In Leinen M. 50.–.

Kants Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von F. Ohmann. In Pappband M. 22.–.

Kassner, Rudolf: Die Chimäre. In Pappband M. 14.–.

— Englische Dichter. Geheftet M. 14.–; in Pappband M. 26.–.

— Der indische Gedanke. — Von den Elementen der menschlichen Größe. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.–; in Pappband M. 26.–.



(Kassner:) Melancholia. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der Tod und die Maske. Gleichnisse. Zweite Auflage. In Pappband M. 16.—.

— Zahl und Gesicht. In Pappband M. 18.—.

Katharina II., Kaiserin von Rußland: Memoiren. Aus dem Französischen und Russischen übersetzt und herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildnissen. 6.—10. Tausend. In Pappband M. 30.—; in Halbleder M. 60.—.

Keller-Gottfried: Gesammelte Werke. Eingeleitet von Ricarda Huch. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 250.—; in Halbleder M. 400.—; in Leder M. 750.—.

— Der grüne Heinrich. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. 5.—9. Tausend. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 180.—.

Keßler-Harry Graf: Notizen über Mexiko. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.—.

Kleist-Heinrich von: Erzählungen. In Pappband M. 35.—; in Halbleder M. 70.—.

Klosterleben im deutschen Mittelalter. Herausgegeben von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M. 40.—; in Halbleder M. 70.—.

Kortum: Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit den Bildern der Originalausgabe und einer Einleitung in Versen von Otto Julius Bierbaum. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.—; in Schweinsleder M. 180.—.

Laclos-Choderlos de: Schlimme Liebschaften (Liaisons dangereuses). Übertragen von Heinrich Mann. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 150.—.

Lao-Tse: Die Bahn und der rechte Weg. Der chinesischen Urschrift in deutscher Sprache nachgedacht von Alexander Ular. 11. bis 13. Tausend. In Pappband M. 25.—; in Halbpergament M. 45.—.

Lüthgen-Eugen: Belgische Baudenkmäler. Mit 96 Bildertafeln. In Halbleinen M. 25.—.

Die vier Zweige des Mabinogi. Ein keltisches Sagenbuch. Übertragen und eingeleitet von Martin Buber. Zweite Auflage. In Pappband M. 26.—.

Mathéy-Georg A.: Zehn Holzschnitte zur Bibel. Mit einem Vorwort von Theodor Däubler. 150 numerierte und mit der Hand abgezogene Exemplare. Ausgabe A: Nr. I—VI in Ganzledermappe,

mit einer besonders beigefügten Handzeichnung des Künstlers, M. 2200.—; Ausgabe B: Nr. 7—50 in Halbpergamentmappe M. 900—; Ausgabe C: Nr. 51—150 in Halbleinenmappe M. 350.—.

Mombert = Alfred: Aeon. Dramatische Trilogie.

I. Aeon der Weltgesuchte. Sinfonisches Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

II. Aeon zwischen den Frauen. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

III. Aeon vor Syrakus. Drama. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Die Blüte des Chaos. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Denker. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Glühende. Dritte, veränderte Auflage. Geheftet M. 12.—; in Pappband M. 22.—.

— Der Held der Erde. Gedichtwerk. Geheftet M. 8.—; in Halbleinen M. 18.—.

— Die Schöpfung. Gedichtwerk. Zweite Auflage. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Der Sonne-Geist. In Pappband M. 8.—.

— Tag und Nacht. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

Morgenländische Erzählungen, genannt Palmblätter. Nach der von J. G. Herder und A. J. Liebeskind veranstalteten Ausgabe neu herausgegeben von Hermann Hesse. In Leinen M. 25.—.

Mozarts Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Albert Leitzmann. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Munk = Georg: Irregang. Roman. 5.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Die unechten Kinder Adams. Ein Geschichtenkreis. In Pappband M. 20.—.

— Sankt Gertrauden Minne. Geheftet M. 14.—; in Halbleinen M. 24.—.

Die Nachtwachen des Bonaventura. Herausgegeben von Franz Schultz. Dritte Auflage. In Pappband M. 26.—; in Halbpergament M. 45.—.

Nadel = Arno: Der Ton. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 45.—.



Napoleons Briefe. In Auswahl herausgegeben von Friedrich Schulze, übertragen von Hedwig Lachmann. Mit 19 zeitgenössischen Bildern. In Pappband M. 25.—; in Halbleder M. 60.—.

Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester. Herausgegeben von Elisabeth Förster-Nietzsche. Zwei Bände. In Halbleinen M. 50.—.

Nietzsches Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 11.—20. Tausend. In Pappband M. 22.—.

Okakura-Kakuzo: Die Ideale des Ostens. Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite Steindorff. In Halbleinen M. 36.—; in Halbpergament M. 65.—.

Pfister-Kurt: Bruegel. Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln. In Halbleinen M. 30.—

Philippe-Charles-Louis: Charles Blanchard. Ein Fragment. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

— Jugendbriefe an Henri Vandeputte. Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 22.—.

Pindar. Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff. In Pappband M. 40.—; in Halbpergament M. 60.—.

Geschichten aus dem alten Pitaval. Herausgegeben nach der von Schiller getroffenen Auswahl und um weitere Stücke vermehrt von Paul Ernst. Drei Bände. In Halbleinen M. 65.—.

Pontoppidan-Henrik: Hans im Glück. Ein Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. Vierte Auflage. In Pappbänden M. 40.—; in Leinen M. 55.—.

— Totenreich. Roman in zwei Bänden. Übertragen von Mathilde Mann. In Halbleinen M. 40.—.

Prévost-Abbé: Geschichte der Manon Lescaut und des Chevalier des Grieux. Übertragung von Rud. G. Binding. Mit 4 Bildern von Franz von Bayros. Vierte Auflage. In Pappband M. 20.—; in Halbleder M. 45.—.

Die Psalmen. Nach der Übertragung Martin Luthers. Taschenausgabe. In Leinen M. 22.—.

Pulver-Max: Auffahrt. Gedichte. In Pappband M. 8.—.

— Igernes Schuld. In Pappband M. 8.—.

— Merlin. In Pappband M. 9.—.

Reuter-Christian: Werke. In zwei Bänden. Herausgegeben von Georg Witkowski. Einmalige Auflage in 800 Exemplaren. In Halbpergament M. 120.—.

Riemer · Friedrich Wilhelm: Mitteilungen über Goethe. Herausgegeben von Arthur Pollmer. Mit 24 Bildertafeln. In Pappband M. 45.—; in Halbleder M. 80.—.

Rilke · Rainer Maria: Erste Gedichte. 10.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Die Frühen Gedichte. 11.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Buch der Bilder. 16.—19. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Neue Gedichte. 10.—14. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Der Neuen Gedichte anderer Teil. 9.—13. Tausend. In Pappband M. 30.—.

— Das Stundenbuch. (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode.) 30.—39. Tausend. In Halbleinen M. 20.—.

— Das Stundenbuch. Gedruckt als erstes Buch der Insel-Presse zu Leipzig in 420 numerierten Exemplaren. Titel und farbige Initialen zeichnete Walter Tiemann. In weißem Kalbleder mit Handvergoldung (vergriffen); in Ganzpergament mit der Hand gebunden M. 550.—; in Halbpergament M. 380.—.

— Requiem. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 8. und 9. Tausend. In Pappband M. 10.—.

— Geschichten vom lieben Gott. 24.—28. Tausend. In Pappband M. 25.—.

— Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. 13.—17. Tausend. In zwei Pappbänden M. 45.—.

— Auguste Rodin. Mit 96 Vollbildern. 31.—35. Tausend. In Halbleinen M. 36.—.

— Die Liebe der Magdalena. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 5. und 6. Tausend. In Pappband M. 15.—.

— Guérin · Maurice de: Der Kentauer. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage. In Pappband M. 12.—.

Rimbaud · Arthur: Leben und Dichtung. Übertragen von K. L. Ammer, eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Bildnis Rimbauds. Zweite Auflage. In Leinen M. 30.—.

(Rübezahl:) Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezahl, zuwege gebracht durch M. Johannes Praetorius. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M. 32.—; in Halbleder M. 65.—.

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit Reproduktionen von 60 Holzschnitten von Dürer, Beham u. a. nach Originaldrucken. Dritte Auflage. Zwei Bände. In Halbleinen M. 75.—; in Halbpergament M. 130.—.

Saint-Simon: Der Hof Ludwigs XIV. Nach den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Saint-Simon. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Wilhelm Weigand. Übertragen von Arthur Schurig. Zweite vermehrte Auflage. Mit 34 zeitgenössischen Bildern (Porträts, Interieurs, Szenen). In Halbleinen M. 130.—; in Halbleder M. 180.—.

Schaeffer, Albrecht: Attische Dämmerung. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Der göttliche Dulder. Dichtung. In Pappband M. 26.—; in Halbleder M. 45.—.

— Des Michael Schwertlos vaterländische Gedichte. In Pappband M. 16.—.

— Elli oder Sieben Treppen. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Gevatter Tod. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. Geheftet M. 14.—; in Pappband M. 24.—.

— Gudula oder die Dauer des Lebens. 4.—6. Tausend. Eine Erzählung. In Pappband M. 20.—.

— Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Drei Bände. Geheftet M. 100.—; in Halbleinen M. 150.—; in Halbpergament M. 200.—.

— Heroische Fahrt. Gedichte. Zweite Auflage. In Pappband M. 18.—.

— Josef Montfort. Erzählungen. 4.—7. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Parzival. Ein Versroman in drei Kreisen. (Im Druck.)

Scheffler, Karl: Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert. Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M. 50.—.

— Der Geist der Gotik. Mit 102 Vollbildern. 26.—30. Tausend (befindet sich im Druck).

— Italien. 7.—9. Tausend. Mit 118 Bildertafeln. In Halbleinen M. 70.—.

(Scheffler:) Leben, Kunst und Staat. Gesammelte Essays. Zweite Auflage. In Pappband M. 22.—.

Schillers Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 250.—; in Leder M. 850.—.

Die Briefe des jungen Schiller. Ausgewählt und eingeleitet von Max Hecker. Mit einer Silhouette. 11.—15. Tausend. In Pappband M. 16.—.

Schillers Gespräche. Berichte seiner Zeitgenossen über ihn. Herausgegeben von Julius Petersen. Mit vier Bildern in Lichtdruck. In Pappband M. 24.—.

Schopenhauers Werke in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M. 220.—; in Leder M. 750.—.

Schopenhauers Aphorismen zur Lebensweisheit. Taschenausgabe. 23.—28. Tausend. In Leinen M. 25.—.

Schopenhauer, Arthur: Briefwechsel und andere Dokumente seines Lebens. Ausgewählt und herausgegeben von Max Brahn. In Pappband M. 22.—.

Seidel, Willy: Der Buschhahn. Roman. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Der Garten des Schuchân. Novellen. Zweite Auflage. Geheftet M. 10.—; in Pappband M. 20.—.

— Der Sang der Sakije. Roman aus dem heutigen Ägypten. 3.—5. Tausend. In Pappband M. 20.—.

Shakespeares Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Auf Grund der Schlegel-Tieckschen Übertragung bearbeitet und vielfach erneuert von Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Louise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, Max J. Wolff. In Pappband je M. 15.—; in Halbpergament M. 34.—.

Bisher erschienen;

Macbeth. — Hamlet. — Othello. — Ein Sommernachtstraum. — König Lear. — Sturm. — Was ihr wollt.

Weitere Bände werden in kurzem folgen.

Stein, Heinrich von: Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Friedrich Poske. Drei Bände. In Pappbänden M. 32.—.

Inhalt: Die Ideale des Materialismus — Vermächtnis — Helden und Welt — Dramatische Bilder und Erzählungen.



Stendhal = Friedrich von (Henri Beyle): Das Leben eines Sonderlings. Herausgegeben von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

— Von der Liebe. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 40.—; in Leder M. 150—.

— Rot und Schwarz. Roman. Übertragen von Arthur Schurig. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 55.—; in Leder M. 160.—.

Stifter = Adalbert: Der Nachsommer. Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 50.—; in Leder M. 160.—.

— Studien. (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden auf Dünndruckpapier. 9.—13. Tausend. In Leinen M. 80.—; in Leder M. 320.—.

— Witiko. Roman. Auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 60.—; in Leder M. 170.—.

Storm = Theodor: Sämtliche Werke. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 11.—15. Tausend. In vier Bänden auf Dünndruckpapier. In Leinen M. 240.—; in Leder M. 720.—.

Strauß = David Friedrich: Ulrich von Hutten. Herausgegeben von Otto Clemen. Mit 35 Lichtdrucktafeln. In Halbleder M. 120.—.

Taube = Otto Freiherr von: Gedichte und Szenen. In Halbleinen M. 10.—.

— Neue Gedichte. In Halbleinen M. 10.—.

— Der verborgene Herbst. Roman. Zweite Auflage. In Halbleinen M. 18.—.

— Die Löwenprankes. Roman. Geheftet M. 20.—; in Halbleinen M. 30.—.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male nach dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Erster Band. In Leinen M. 75.—; in Leder M. 180.—.

Thukydides: Geschichte des Peloponnesischen Krieges. Übertragen von Theodor Braun. Zwei Bände. In Pappbänden M. 40.—.

Timmermans = Felix: Das Jesuskind in Flandern. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. 4.—10. Tausend. In Pappband M. 20.—.

— Pallieter. Aus dem Flämischen übertragen von Anna Valeton-Hoos. 5.—9. Tausend. In Pappband M. 26.—.

Tolstoi = Leo N.: Meisterromane. Übertragen von Adolf Heß und H. Röhl. In sieben Halbleinenbänden M. 200.–.
Inhalt: Anna Karenina – Auferstehung – Krieg und Frieden.

Der Roman von Tristan und Isolde. Erneut von Josef Bédier. Autorisierte Übertragung von Rudolf G. Binding. 11.–14. Tausend. In Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 36.–.

Tschuang = Tse: Reden und Gleichnisse. In deutscher Auswahl von Martin Buber. Vierte Auflage. Geheftet M. 15.–; in Pappband M. 25.–; in Halbpergament M. 45.–.

Twain = Mark: Der geheimnisvolle Fremde. Eine Phantasie. Übertragung von Wilhelm Nobbe. In Leinen M. 28.–.

Ullmann = Regina: Gedichte. In Pappband M. 12.–.

– Die Landstraße. Erzählungen. Geheftet M. 15.–; in Pappband M. 25.–.

Velde = Henry van de: Essays. Mit Einband und Titelzeichnung vom Verfasser. In Pappband M. 20.–.

Verhaeren = Emile: Fünf Erzählungen. Mit 28 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage von 1100 Exemplaren. In Pappband M. 50.–. Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 220.–.

– Drei Dramen. (Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M. 20.–.

– Rembrandt. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36.–40. Tausend. In Halbleinen M. 35.–.

– Rubens. Übertragen von Stefan Zweig. Mit 95 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen Rubens'. 21.–25. Tausend. In Halbleinen M. 35.–.

– Die wogende Saat. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M. 20.–.

Verlaine = Paul. Gesammelte Werke in zwei Bänden. Herausgegeben von Stefan Zweig. In Halbleinen M. 100.–; in Halbpergament M. 160.–.

Vermeylen = August: Der ewige Jude. Aus dem Flämischen übertragen von Anton Kippenberg. Mit 12 Holzschnitten von Frans Masereel. In Halbleinen M. 40.–. Vorzugsausgabe: 200 numerierte Exemplare auf echtem Bütten in Pergament (Handband) M. 250.–.

Verwey = Albert: Europäische Aufsätze. Aus dem Holländischen übertragen von Hilde Telschow. In Pappband M. 20.–.

(Verwey:) Gedichte. Ausgewählt und übertragen von Paul Cronheim. 1050 Exemplare, gedruckt auf der Cranach-Presse in Weimar. In Pappband M. 20.—.

(Villers-Alexander von:) Briefe eines Unbekannten. Herausgegeben von Karl Graf Lanckoroński und Wilhelm Weigand. Mit zwei Bildnissen in Heliogravüre. Zwei Bände. In Halbleinen M. 60.—.

Vischer-Friedrich Theodor: Auch Einer. Roman. In Halbpergament M. 50.—.

Vogeler-Worpswede-Heinrich: Dir. Gedichte und Zeichnungen. Sechste Auflage. In Halbleinen M. 35.—.

(Völkerwanderung:) Die Germanen in der Völkerwanderung. Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler. Mit 16 Bildertafeln und einer Karte. In Pappband M. 55.—; in Halbleder M. 85.—.

Wackenroder und Tieck: Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders. Mit einer Einleitung von Oskar Walzel. In Pappband M. 22.—.

Wagner-Richard: Auswahl seiner Schriften. Herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain. In Pappband M. 16.—.

Waldmann-Emil: Albrecht Dürers Leben und Kunst. Vollständige Ausgabe mit 240 Vollbildern. In Halbleder M. 120.—.

— Albrecht Dürer. Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 30.—.

— Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte. 11.—20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M. 30.—.

— Albrecht Dürers Handzeichnungen. Mit 80 Vollbildern. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M. 30.—.

Walzel-Oskar: Ricarda Huch. Ein Wort über Kunst des Erzählens. In Pappband M. 8.—.

— Gesammelte Aufsätze. Zweite Auflage. (Im Druck.)

Wasmann-Friedrich. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. Mit 107 Vollbildern in Lichtdruck. In Leinen M. 60.—.

Weigand-Wilhelm: Stendhal und Balzac. Essays. In Pappband M. 20.—.

— Der verschlossene Garten. Gedichte aus den Jahren 1901—1909. In Pappband M. 10.—.

(Weigand:) Die Frankenthaler. Roman. Siehe Bibliothek der Romane, Seite 214.

Wilde-Oscar: Die Erzählungen und Märchen. Mit 10 Vollbildern sowie Initialen, Titel- und Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede. 93.–105. Tausend. In Pappband M. 30.–; in Halbpergament M. 70.–.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Deutsch von Annette Kolb. Mit 10 Vollbildern. Zweite Auflage. In Pappband M. 35.–; in Halbleder M. 65.–.

Winckelmanns kleine Schriften zur Geschichte der Kunst des Altertums. Herausgegeben von Hermann Uhde-Bernays. Mit 10 Vollbildern. In Halbleinen M. 25.–.

Yeats-William Butler: Erzählungen und Essays. Übertragen aus dem Irischen von Friedrich Eckstein. In Halbleinen M. 16.–.

Zola-Emile: Arbeit. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

— Wahrheit. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

— Der Zusammenbruch. Roman. In Halbleinen M. 25.–.

Zweig-Stefan: Drei Meister (Balzac – Dickens – Dostojewski). 4.–8. Tausend. In Pappband M. 24.–.

— Erstes Erlebnis. Vier Geschichten aus Kinderland. 8.–10. Tausend. Geheftet M. 10.–; in Pappband M. 24.–.

— Die frühen Kränze. Gedichte. Dritte Auflage. In Pappband M. 12.–.

— Jeremias. Eine dramatische Dichtung in neun Bildern. 14.–18. Tausend. In Pappband M. 18.–.

— Legende eines Lebens. Kammerspiel in drei Aufzügen. In Pappband M. 9.–.

— Tersites. Ein Trauerspiel in drei Aufzügen. Zweite Auflage. In Pappband M. 10.–.

— Der verwandelte Komödiant. Ein Spiel aus dem deutschen Rokoko. Zweite Auflage. In Pappband M. 8.–.

— Der Zwang. Eine Novelle. Mit 10 Holzschnitten von Frans Masereel. Einmalige Auflage in 460 numerierten Exemplaren. Nr. 1–50 auf Büttenpapier in Leder (vergriffen); Nr. 51–460 in Halbpergament M. 100.–.

Die Bibliothek der Romane

Jeder Band in Halbleinen M. 25.—.

Willibald Alexis: Die Hosen des Herrn von Bredow. Vaterländischer Roman. 16.—20. Tausend.

Cyriel Buysse: Rose van Dalen. Aus dem Flämischen übertragen von Georg Gärtner.

Cervantes: Novellen. Vollständige deutsche Ausgabe auf Grund älterer Übertragungen bearbeitet von Konrad Thorer. Mit einem Nachwort von Hermann Schneider. Zwei Bände.

De Coster: Flämische Mären. Übertragen von Albert Wesselski. 11.—20. Tausend.

— Die Hochzeitsreise. Ein Buch von Krieg und Liebe. Zum ersten Male übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

— Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Ein fröhliches Buch trotz Tod und Tränen. Übertragen von Albert Wesselski. 31.—40. Tausend.

Dostojewski: Sämtliche Romane und Novellen in Einzelausgaben: (Gesamtausgabe siehe Seite 199.)

— Arme Leute. Ein Band.

— Der Doppelgänger. Ein Band.

— Aus dem Dunkel der Großstadt. — Helle Nächte. Ein Band.

— Die Wirtin und andere Novellen. Ein Band.

— Netotschka Njeswanowa und andere Erzählungen. Ein Band.

— Ein kleiner Held. — Onkelchens Traum. Ein Band.

— Das Gut Stepantschikowo. Ein Band.

— Erniedrigte und Beleidigte. Zwei Bände.

— Aufzeichnungen aus einem Totenhause. Ein Band.

— Schuld und Sühne (Raskolnikow). 21.—30. Tausend. Zwei Bände.

— Der Spieler und andere Erzählungen. 11.—15. Tausend. Ein Band.

— Der Idiot. Drei Bände.

— Der lebenslängliche Ehemann. — Die fremde Frau und der Mann unter dem Bett. Ein Band.

(Dostojewski:) Die Teufel. Drei Bände.

— Werdejahre. Zwei Bände.

— Die Brüder Karamasoff. 11.—20. Tausend. Drei Bände.

Georges Eekhoud: Das neue Karthago. Roman aus dem heutigen Antwerpen. Übertragen von Tony Kellen.

Flaubert: Frau Bovary. Übertragen von Arthur Schurig. 26.—30. Tausend.

— Salambo. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 21.—25. Tausend.

Louise von François: Frau Erdmuthens Zwillingssöhne. Ein Roman aus der Zeit der Freiheitskriege. 16.—20. Tausend.

— Die letzte Reckenburgerin. 49.—58. Tausend.

Jeremias Gotthelf: Wie Uli der Knecht glücklich wird. 11.—15. Tausend.

E. T. A. Hoffmann: Der goldne Topf. — Klein Zaches. — Meister Martin der Küfner und seine Gesellen. 11.—15. Tausend.

Jens Peter Jacobsen: Frau Marie Grubbe. Übertragen von Mathilde Mann. 21.—25. Tausend.

— Niels Lyhne. Übertragen von Anka Matthiesen. 31.—40. Tausend.

Selma Lagerlöf: Gösta Berling. Erzählung aus dem alten Wermland. Übertragen von Mathilde Mann. 35.—42. Tausend. Zwei Bände.

Jonas Lie: Die Familie auf Gilje. Roman aus dem Leben unserer Zeit. Übertragen von Mathilde Mann.

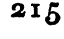
Wilhelm Meinhold: Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse, nach einer defekten Handschrift ihres Vaters herausgegeben.

Eduard Mörike: Maler Nolten. In ursprünglicher Gestalt. 11.—15. Tausend.

Karl Philipp Moritz: Anton Reiser. Ein psychologischer Roman. 6.—10. Tausend.

Henri Murger: Die Bohème. Szenen aus dem Pariser Künstlerleben. Übertragen von Felix Paul Greve. 16.—20. Tausend.

Scheffel: Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. 26.—35. Tausend.



Walter Scott: Ivanhoe. In der Übersetzung von L. Tafel. 11.–15. Tausend.

– Der Talisman. In der revidierten Übertragung von August Schäfer. 11.–15. Tausend.

Charles Sealsfield (Karl Postl): Das Kajütenbuch. (Ein Roman aus Texas.) 11.–15. Tausend.

Stijn Streuvels: Der Flachsacker. Aus dem Flämischen übertragen von Severin Rüttgers.

August Strindberg: Am Meer. Übertragen von Mathilde Mann.

– Die Leute auf Hemsö. Übertragen von Mathilde Mann. 11.–20. Tausend.

Thackeray: Die Geschichte des Henry Esmond, von ihm selbst erzählt. Übertragen von E. v. Schorn.

Ludwig Tieck: Vittoria Accorombona. Ein Roman aus der Renaissance.

Claude Tillier: Mein Onkel Benjamin. Übertragen von Rudolf G. Binding. 11.–15. Tausend.

Tolstoi: Anna Karenina. Übertragen von H. Röhl. 11.–20. Tausend. Zwei Bände.

– Auferstehung. Übertragen von Adolf Heß. 11.–20. Tausend.

– Krieg und Frieden. Übertragen von H. Röhl. 9.–13. Tausend. Vier Bände.

Turgenjeff: Väter und Söhne. In der vom Dichter selbst revidierten Übertragung. 11.–15. Tausend.

Wilhelm Weigand: Die Frankenthaler. 11.–15. Tausend.

Oskar Wilde: Das Bildnis des Dorian Gray. Übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. 16.–25. Tausend.

Der Dom

Bücher der deutschen Mystik. In Verbindung mit Josef Bernhart, Alois Bernt, Johannes Bühler, Max Fischer, Max Pulver, Johannes Schmidt, Karl Widmaier herausgegeben von Hans Kayser.

Theologia deutsch. Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M. 34.–; in Halbpergament M. 56.–.

Gustav Th. Fechner: Zend-Avesta Herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M. 36.–; in Halbpergament M. 60.–.

Jakob Böhme: Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 40.–; in Halbpergament M. 66.–.

Theophrastus Paracelsus: Schriften. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M. 70.–; in Halbpergament M. 96.–.

Franz von Baader: Schriften. Herausgegeben von Max Pulver. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

J. G. Hamann: Schriften. Herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbleinen M. 50.–; in Halbpergament M. 75.–.

Ausführliche Ankündigungen über die vorerst auf etwa zwölf Bände berechnete Sammlung stehen zur Verfügung.

Bibliotheca Mundi

(In den Ursprachen)

Jeder Band in Pappband mit Pergamentverstärkung M. 35.–; in Halbleder M. 70.–.

Anthologia Helvetica (Schweizer Anthologie). Deutsche, lateinische, französische, italienische, rätoromanische Gedichte und Volkslieder.

Baudelaire: Les Fleurs du Mal.

Byron: Poems.

Kleist: Erzählungen.

Musset: Trois Drames (André del Sarto; Lorenzaccio; La Coupe et les Lèvres).

Русскій Парнассъ (Russischer Parnaß).

Santa Teresa: Libro de su Vida.

Stendhal: De l'Amour.

Q. Horati Flacci Opera.

Napoléon: Documents. Discours. Lettres.

Libri Librorum

(In den Ursprachen)

Jeder Band auf Dünndruckpapier gedruckt und schmiegsam in Leinen und Leder gebunden

Balzac: Les Contes Drolatiques. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 140.–.

Достоевскій: Преступленіе и Наказаніе. (Dostojewski: Schuld und Sühne.) In Leinen M. 50.–; in Leder M. 150.–.

Dante: Opera Omnia. Enthaltend La Divina Commedia; Il Canzoniere, Vita Nuova, Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe. Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände. In Leinen M. 90.–; in Leder M. 280.–.

ΟΜΗΡΟΥ ΕΠΗ. (ΙΛΙΑΣ. ΟΔΥΣΣΕΙΑ.) Herausgegeben von Paul Cauer. In Leinen M. 60.–; in Leder M. 160.–.

Der Nibelunge Not. Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. In Leinen M. 40.–; in Leder M. 140.–.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. u. II. Teil, Paralipomena. In Leinen M. 35.–; in Leder M. 140.–.

Pandora

(In den Ursprachen)

Jeder Band gebunden (nach Art der Insel-Bücherei) M. 5.–.
Bisher erschienen 52 Bände

Amerikanisch

Great Political Documents of the United States of America. (52)

Emerson: On Nature, with Goethes Natur. (4)

Irving: Christmas at Bracebridge Hall. (Sketches.) (10)

Longfellow: Evangeline. (18)

Poe: The Raven and other Poems, preceded by The Philosophy of Composition. (38)

Deutsch

Angelus Silesius: Aus dem Cherubinischen Wandersmann und den geistlichen Hirtenliedern. (34)

Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts. (8)

Goethe: Hermann und Dorothea. (16)

Gotthelf: Das Erdbeeri-Mareili. (30)

E. T. A. Hoffmann: Das Fräulein von Scuderi. (35)

Kant: Zum ewigen Frieden. (3)

Schiller: Wilhelm Tell. (12)

Stifter: Der Waldsteig. (31)

Englisch

Elizabeth Barrett-Browning: Sonnets from the Portuguese. (17)

Byron: Marino Faliero. (15)

Dickens: A Christmas Carol. With illustrations by John Leech. (13)
The Summoning of Everyman. (50)
Macaulay: Essay on William Pitt. (19)
Milton: Minor Poems. (28)
Pope: The Rape of the Lock. (11)
Shakespeare: Sonnets. (1)
Shelley: The Cenci. (22)

Französisch

Balzac: Jésus-Christ en Flandre. Le Chef-d'œuvre inconnu. (26)
Bossuet: Deux Oraisons Funèbres. (44)
Corneille: Le Menteur. (21)
De Coster: Smetse Smee. (40)
Flaubert: Trois Contes. (43)
Galland: Les Aventures d'Haroun al-Raschid. (Contes des Mille et une Nuits.) (29)
La Fontaine: Fables. Avec des gravures de Virgil Solis. (37)
Mérimée: Carmen. (24)
Molière: Le Malade Imaginaire. (2)
Musset: Le Fils du Titien. Mimi Pinson. (36)
Racine: Athalie. (14)
Stendhal: Vittoria Accoramboni. Les Cenci. (Nouvelles italiennes.) (9)
Françoys Villon: Le Testament. (27) Lais. Poésies diverses. Ballades en Jargon. (47)
Voltaire: Zadig. (32)

Italienisch

Boccaccio: Sei Novelle. Con incisioni. (33)
Boccaccio: Vita di Dante. (42)
Dante: Vita Nuova. (46)
Fioretti di San Francesco. (51)
Leopardi: Pensieri. (6)
Petrarca: Trionfi. (20)

Lateinisch

Tacitus: Germania. (7)
Jacobus a Voragine: Legenda aurea. (48)

Russisch

Н. В. Гоголь: Шинель. Носъ. (Gogol: Der Mantel. Die Nase.) (41)
Достоевскій: Великій инквизиторъ чортъ. кошмаръ ивана Θедоровича. (Dostojewski. Der Großinquisitor. Iwans Alp.) (25)
Л. Н. Толстой: Народные разсказы. (Tolstoi: Volkserzählungen.) (45)
Тургеневъ: Стихотворенія въ прозѣ. (Turgenjeff: Gedichte in Prosa.) (39)
Нѣмецкіе Поэты въ русскихъ переводахъ. (Deutsche Dichter in russischen Übertragungen.) (49)

Spanisch

Calderon: La Vida es Sueño. (5)
Cervantes: Rinconete y Cortadillo. (23)

Die Insel-Bücherei

Jeder Band gebunden Mark 5.—.

Die Sammlung umfaßt bisher 339 Bände und enthält Novellen, Erzählungen, Volksbücher, Dramen, Gedichte, Sprüche, Briefe, Memoiren, Kunstbücher und Essays aller Völker und Zeiten. Sonderverzeichnisse stehen unberechnet zur Verfügung.

Inhalt

Text

Bilder

Germanen auf der Wanderung. Siegesdenkmal von Adam-Elisi in der Dobrudscha.

F. A. Cazals: Paul Verlaine auf dem Totenbett.

W. Schadow: Clemens Brentano. (Aus dem Buche „Clemens Brentano und Minna Reichenbach“.)

Daniel Chodowiecki: Blatt aus dem Stammbuch Zingg. (Eine Faksimile-Ausgabe dieses schönsten aller bekannten Stammbücher erscheint im Laufe des Jahres 1922 im Insel-Verlag.)

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

